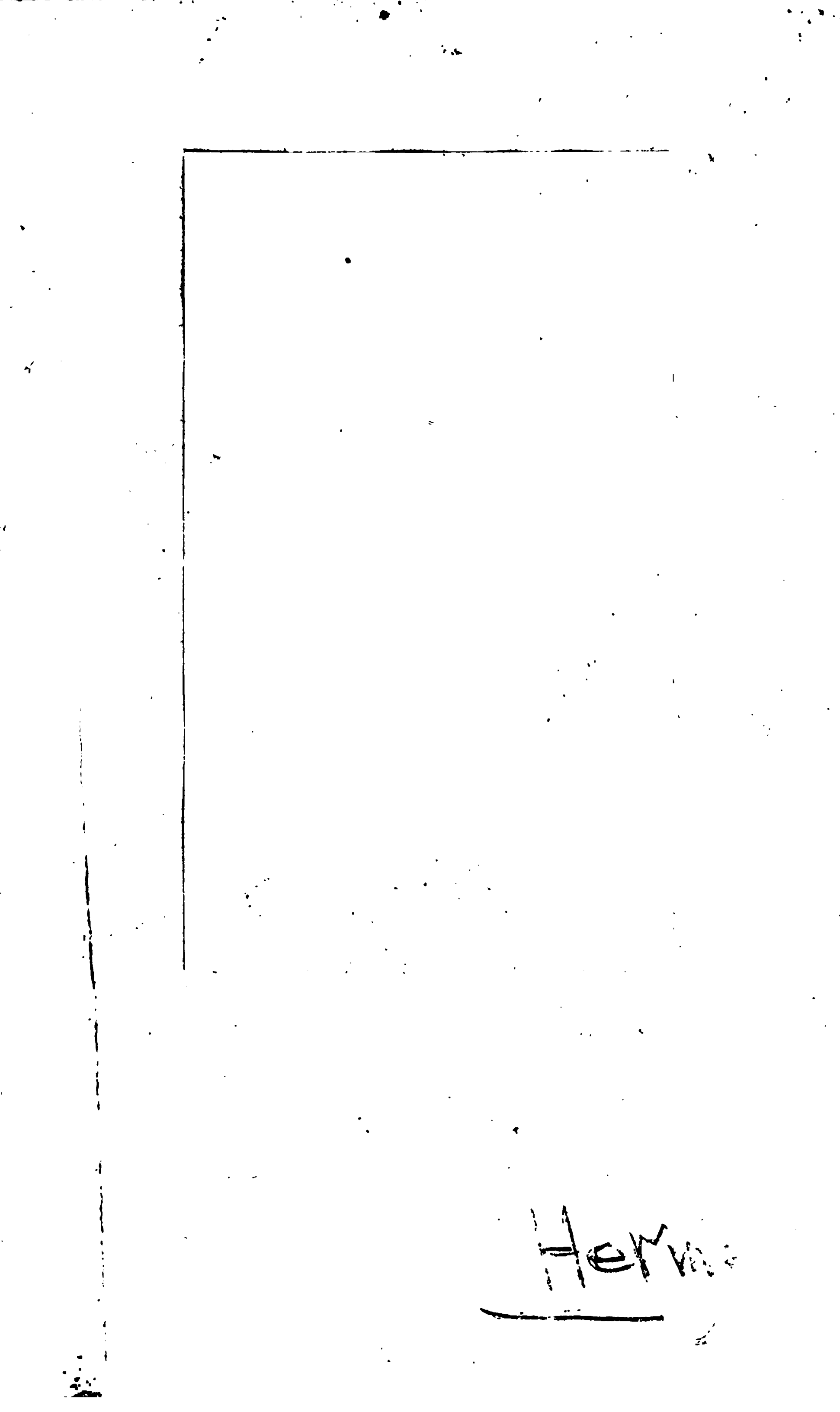
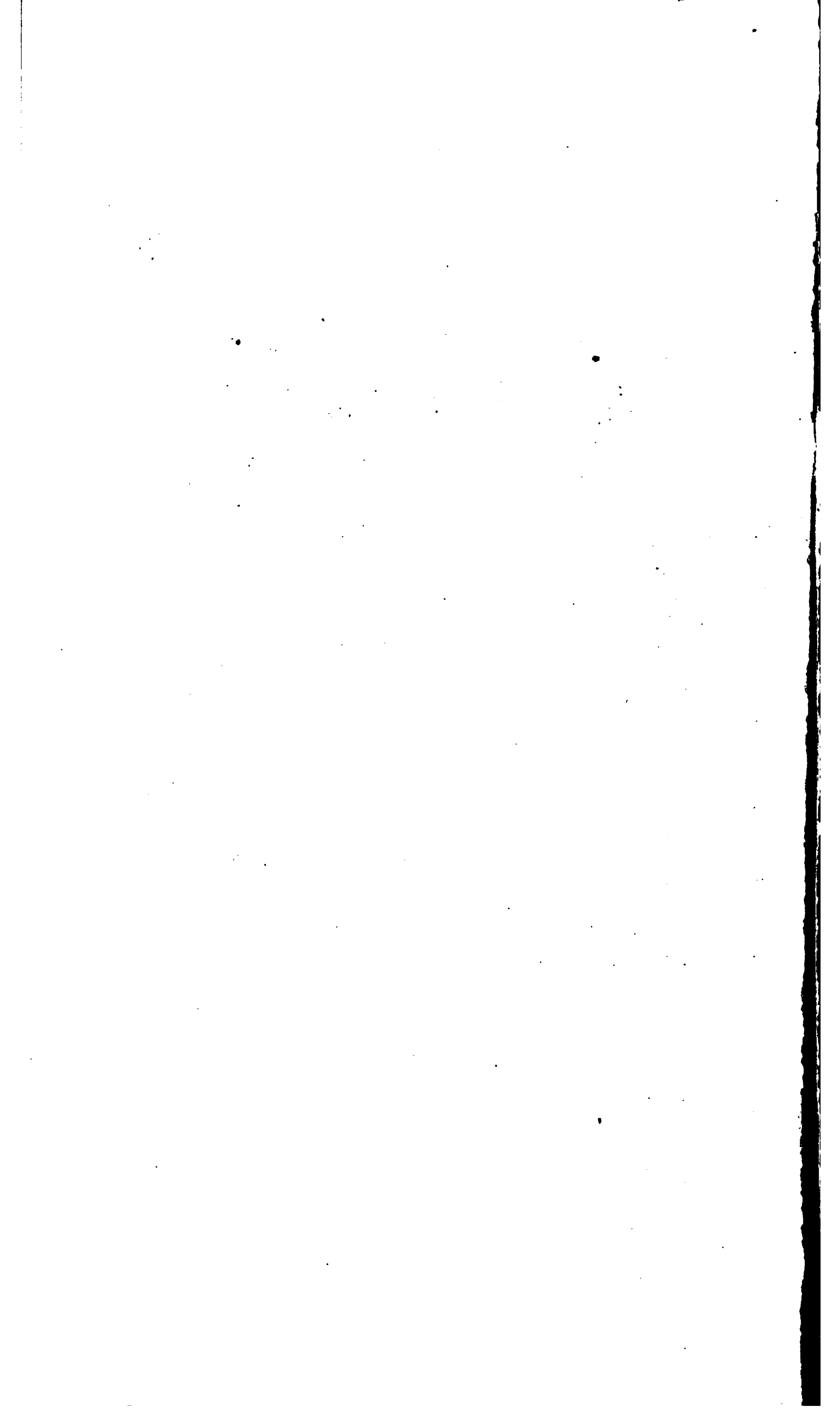
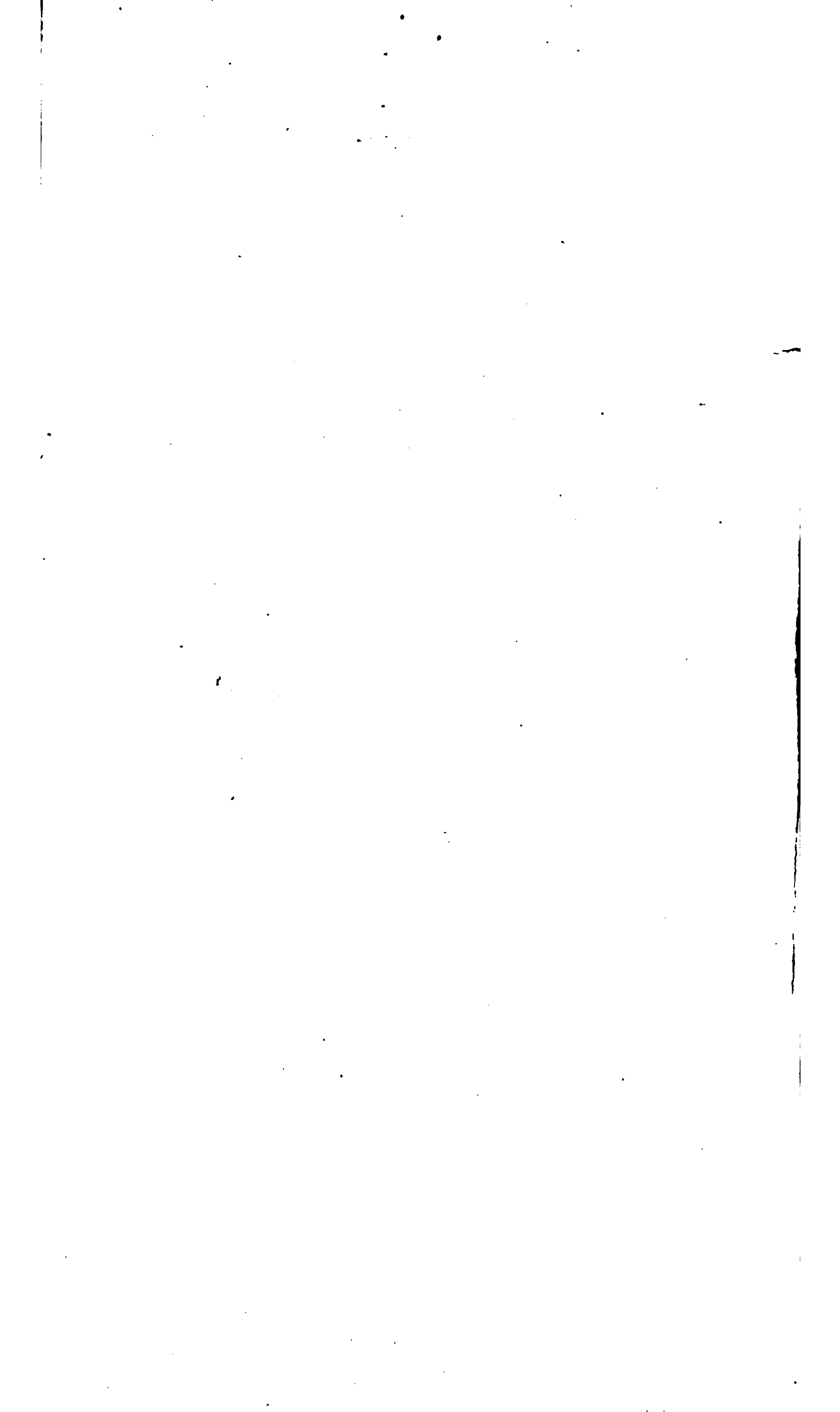

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08242660 6









KARL FRIEDRICH HERMANN'S

CULTURGESCHICHTE

DER

GRIECHEN UND RÖMER.

AUS DEM NACHLASSE DES VERSTORBENEN

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. KARL GUSTAV SCHMIDT.

ERSTER THEIL.

GÖTTINGEN,

VANDENHOECK UND RUPRECHT'S VERLAG.

1857.


wird gebeten die Rückseiten des Umschlags zu beachte

KARL FRIEDRICH HERMANN'S

CULTURGESCHICHTE

DER

GRIECHEN UND RÖMER.

AUS DEM NACHLASSE DES VERSTORBENEN

HERAUSGEGEBEN

VON

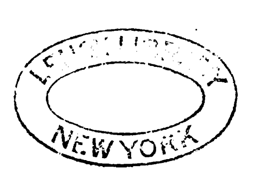
DR. KARL GUSTAV SCHMIDT.

ERSTER THEIL.

GÖTTINGEN,

VANDENHOEK UND RUPRECHT'S VERLAG.

1857.



Im Jahre 1834 zuerst hielt Karl Friedrich Hermann in Marburg die Vorlesung, welche entschieden „den Glanzpunct seiner akademischen Lehrthätigkeit" bildete, wie es jüngst ein treuer Verehrer des Dahingeschiedenen in einem öffentlichen Blatte ausgesprochen hat. Damals hatte er ihr den Namen „Encyklopädie des classischen Alterthums" gegeben, den er auch in Marburg beibehielt: indessen später vertauschte er ihn mit dem concreteren „Culturgeschichte" oder „Geschichte der politischen und geistigen Cultur des classischen Alterthums", einmal weil jener erste Name zu vieldeutig schien, dann aber auch namentlich, um den historischen Charakter hervorzuheben.

Die Vorlesung konnte zwar, wie Hermann es wünschte, auch für Anfänger von grossem Vortheil sein, um ihnen gleichsam das anzubauende Feld zu zeigen und abzustecken, aber mehr Gewinn hatte der, welcher sie erst später hörte. Dem Gereifteren war sie eine encyklopädische Recapitulation und Zusammenfassung der Einzelheiten des Gebietes. Und gerade auf diese universelle Richtung suchte Hermann seine Schüler hinzuführen, um sie vor der Detailforschung zu bewahren, welche das grosse Ganze um der Einzelheiten willen aus den Augen verliert. Durch Wort und Beispiel hat er ja sein ganzes an Arbeit und Thätigkeit reiches Leben hindurch darauf hingewiesen, das Einzelne in der Wissenschaft nur um des Ganzen, nicht um seiner selbst willen, für wesentlich zu halten. Wenn nun auch dieser Gesichtspunct in keiner seiner Vorlesungen vernachlässigt wurde, so wenig in der Literaturgeschichte, der Methodologie, den Antiquitäten, als in der Exegese der Schriftsteller, so war doch keine von allen mehr zu diesem Zwecke geeignet als die Culturgeschichte. Schwerlich wird sich daher ein Schüler Hermanns finden, der wenn er diese Vorlesung, namentlich in den spätern Jahren seines akademischen Studiums, gehört hat, nicht für den Stoff

ebenso begeistert als dem Meister für die Mittheilung und Behandlung desselben dankbar gewesen wäre. Ueber den Plan derselben bedarf es hier keiner weitern Auseinandersetzung, da derselbe in der Einleitung klar und deutlich ausgesprochen ist.

Wenn ich es daher unternommen habe, diese Vorlesung auch einem grössern Kreise als dem seiner Schüler zugänglich zu machen, so wird das keiner Rechtfertigung weiter bedürfen. Und doch würde ich es nicht gewagt haben, wenn mir nicht das Manuscript fast vollständig dazu vorgelegen hätte. Denn Hermann war nicht bloss in den ersten Jahren seiner akademischen Wirksamkeit sondern bis in die letzte Zeit so sorgsam und gewissenhaft, dass er die Hefte fast vollständig ausgearbeitet hat. Frühere Fassungen wichen allmählich gänzlich neuen. Das ist auch bei der Culturgeschichte der Fall. Da er sie noch im letzten Winter vortrug — bis zum 27. Paragraphen war er vor den Weihnachtsferien gekommen — so ist sie am sorgfältigsten umgearbeitet, wenigstens was den ersten Theil betrifft, und die Literatur in ausgedehntem Masse nachgetragen. Es schien, gerade weil dieser erste Theil leichter druckfertig gemacht werden konnte, zweckmässig, ihn so schnell als möglich erscheinen zu lassen: der zweite Theil, bei welchem die Hand des Redactors mehr zu thun hat, wird, so Gott will, im Laufe des nächsten Sommers ebenfalls beendigt sein. In der Vorlesung selbst pflegte Hermann nur etwa bis auf die Zeit des Cicero zu kommen, doch reichen die Ausarbeitungen bis zum Schluss.

So möge denn das Werk sich recht zahlreiche Freunde verschaffen und ein neuer Beweis sein, welch einen Meister das classische Alterthum in dem so früh seinen Schülern und der Wissenschaft Entrissenen verloren hat.

Göttingen am 1. November 1856.

Karl Gustav Schmidt.

Das classische Alterthum bietet eine doppelte Seite der Betrachtung dar: eine historisch-antiquarische, insofern es nämlich in der Vergangenheit da war und von diesem seinem ehemaligen Dasein noch Nachrichten und Zeugnisse erhalten sind, und eine monumental-exemplarische, insofern Denkmäler und Erzeugnisse desselben existieren, die zugleich aber nicht bloss den Werth von Beweisen für seine frühere Existenz, sondern auch eine bleibende Bedeutung für die Menschheit haben, indem sie durch selbständige und eigenthümliche Vorzüge ein bleibendes Besitzthum der Menschheit für alle Zeiten geworden sind.

Beide Seiten stehen in einem doppelten Verhältnis zu einander. Wir vergegenwärtigen uns das ehemalige Dasein der Griechen und Römer nämlich mittelst ihrer hinterlassenen Werke in Kunst und Schrift, aber wir verstehen und erklären diese erhaltenen Werke der Kunst und Schrift mittelst der Vergegenwärtigung der historischen Umstände und Beziehungen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Aus diesem doppelten Verhältnis entsteht auch eine doppelte Behandlung: die monumentale geht von gegebenen Einzelheiten aus und sucht für diese eine gemeinschaftliche Totalanschauung zu gewinnen, die historisch-antiquarische fusst zunächst auf einer Totalanschauung, in welche und von deren Gesichtspuncten aus sie die Einzelheiten einreiht. Diese ist vorzugsweise analytischer, jene synthetischer Art.

Die historisch-antiquarische lässt, auch wo sie in Theile zerfällt, diese immer nur als Glieder eines grössern Organis-

mus erscheinen. Die monumentale dagegen macht, auch wo sie die einzelnen Theile zu einem äusserlichen Ganzen vereinigt, in Gestalt eines encyklopädischen Gebäudes, daraus doch nur einen Complex verschiedner Disciplinen, Literatur, Archäologie, Mythologie, Grammatik etc., — Disciplinen, die eben deshalb mit den entsprechenden allgemeinmenschlichen Wissenschaften eine weit engere Verwandtschaft als unter sich selbst haben. So gehört die Kunstarchäologie zur ästhetischen Kunstgeschichte überhaupt, die Grammatik zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft, die Mythologie zur Geschichte der religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts und auch die einzelnen Zweige der Literatur zu den entsprechenden Erscheinungen und Leistungen der schönen Redekünste oder der Wissenschaften bei andern Völkern. Das Gemeinschaftliche für alle ist unter diesen Gesichtspuncten nur der nationale Grund und Boden, aus welchem sie als ebensoviele einzelne Producte erwachsen sind, nach den verschiedensten Richtungen hin sich verzweigend.

Aber freilich ist auch dieser gemeinschaftliche Grund und Boden ein ebenso wichtiger Factor für diese Producte, als die specielle Richtung, der jedes einzelne von ihnen angehört, und zwar — was die Hauptsache ist — nicht bloss als Grund und Boden an sich, sondern insofern er auch alle Wurzeln jener Producte, alle Nahrungskeime enthält, denen sie ihr Leben und ihr Wachsthum verdanken. Die historisch-antiquarische Betrachtung, die das Alterthum in seiner Totalität und seinen einzelnen Erscheinungen nur als ebensoviel Aeusserungen eines gemeinschaftlichen und organischen Völkerlebens der Vergangenheit auffasst, ist zwar nicht die höchste, aber doch eine sehr wesentliche Aufgabe des Alterthumsforschers. Denn dadurch gewinnt er erst eigentlich einen tieferen Blick in die Werkstätte des antiken Geistes, in seine Lehr- und Wanderjahre, aus denen die Herrlichkeit seiner Werke hervorgegangen ist. Eine solche Uebersicht und Zusammenfassung des ganzen Gebiets ist doppelt nöthig in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo in allen Wissenschaften, nicht bloss in der Philologie, hunderte von Entdeckungen den Blick zerspalten und die Thätigkeit zerkrümeln, wo die besten Kräfte sich in verhältnismässig unbe-

deutenden Einzelforschungen erschöpfen, wo das Zufällige so leicht mit dem Wesentlichen, die Schale mit dem Kern verwechselt wird und mancher im Dienst der Wissenschaft lebt und stirbt, ohne vor lauter Bäumen einen Wald gesehn zu haben. Alle Einzelheiten bilden dem Grunde ihrer historischen Ercheinung nach ein Ganzes, dessen nationales Familiengepräge in allen seinen Gliedern fortwuchert und allein manchen Zug erklärt, manche Schwierigkeit löst und manches in seinem rechten Lichte erscheinen lässt, was dem Einzelforscher stets incommensurabel bleiben wird.

Der Namen Culturgeschichte ist gewählt worden, weil der historische Charakter hervorgehoben werden soll, den eine solche Darstellung wesentlich tragen muss, um der eben geschilderten Bestimmung zu entsprechen. Allerdings hat es auch eine Zeit in der Philologie gegeben, wo man diesen historischen Charakter für den höchsten und alleinigen der classischen Philologie hielt, wo man denselben auch jedem einzelnen Zweige aufprägen zu müssen glaubte, wo man alle Philologie nur als einen Theil der Geschichte, alle Wissenschaft vom classischen Alterthum nur als Antiquitäten auffasste oder diesen letzteren Begriff so weit ausdehnte, dass er alle und jede Hinterlassenschaft des Alterthums in sich begriff. Dadurch kam zwar ein ausserordentliches Leben, eine Jugendfrische in die Wissenschaft, es strömte gleichsam ein neues Blut durch alle ihre Adern. Denn indem man die zerstreuten und zerstückelten Theile des antiken Lebens zusammensuchte, ergänzte und dadurch oft unerwartet wieder den alten lebensvollen Organismus herstellte, konnte erst auf Bedeutung und Bestimmung der einzelnen Erscheinungen mit überzeugender Wahrheit geschlossen werden. Aber es gibt, wenigstens für die höheren, so zu sagen geistigen Theile der Philologie, Sprache, Kunst, Literatur, eine noch höhere und selbständigere Betrachtungsweise. Die Werke der alten Plastik sind nicht bloss als Erzeugnisse des religiösen oder decorativen Bedürfnisses ihrer Zeit, die Werke der Dichter und Redner nicht bloss als der Ausdruck der jedesmaligen Volksstimmung zu betrachten, sondern sie haben ein höheres, ein menschliches Interesse, das zunächst gar nicht einmal nach den näheren Umständen ihrer Entstehung

fragt. Wenn also nichtsdestoweniger auch die geschichtlich-antiquarische Betrachtung ihre Rechte an ihnen geltend machen will, so darf sie nie vergessen, dass sie es doch im Grunde nur mit dem Boden oder höchtens mit den Bäumen, an welchen jene Früchte gewachsen sind, zu thun hat, ohne verlangen zu können, dass die Früchte darum immer nur als organische Theile des Baumes angesehen und genossen werden. So wenig aber auch der philologische Lehrer den persönlichen Geist des Schriftstellers hinter der allgemeinen Nationalität verschwinden lassen, oder der Ausleger eines Götterbildes den alleinigen Schwerpunct der Erklärung auf die Symbolik desselben werfen soll, kennen müssen gleichwol beide die örtlichen und zeitlichen Einflüsse, aus denen jene Werke hervorgegangen sind. Diese sind es denn jedenfalls, die nicht nur, wie sich von selbst versteht, historisch, sondern zugleich im wechselseitigsten Zusammenhange unter einander aufgefasst werden müssen, wie sie einst im geschichtlichen Dasein ihrer Völker unter sich und mit allen sonstigen Einzelheiten des nationalen Lebens und Treibens, Fühlens und Wissens, Wollens und Leidens eng verknüpft gewesen sind.

Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums ist aber nicht bloss ein einzelner Abschnitt der allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit. Wenn auch in ähnlicher Art eine indische, ägyptische, persische, phönicische Culturgeschichte verfasst werden könnte oder wirklich bereits verfasst worden ist, so wird doch die Culturgeschichte des classischen Alterthums von allen diesen übrigen Analogien ebenso specifisch verschieden sein, wie es die Cultur der Griechen und Römer selbst von jenen andern allen gewesen ist. Cultur ist für ein Volk, was Erziehung für den Einzelnen, namentlich wenn man Erziehung nicht bloss im engeren pädagogischen Sinne nimmt, sondern auf die ganzen Einflüsse ausdehnt, die das Leben auf seine geistige und sittliche Haltung und Gestaltung geübt hat. Wie man in diesem Sinne jede Biographie eines Menschen seine Erziehungsgeschichte nennen kann, so kann man die Culturgeschichte gleichsam als die Biographie eines Volkes bezeichnen, die uns mit dessen ganzer Persönlichkeit nach innen und aussen, nach Leib

und Seele bekannt machen soll. Weder die Darstellung seines Körpers, seines äusseren Lebens allein, seiner Schicksale und Handlungen, seiner Sitten und Gebräuche, ohne die damit verknüpfte geistige Thätigkeit, noch die letztere allein ohne die äusseren Lebensbedingungen, in welchen sie gewurzelt und aus welchen sie Nahrung und Kraft gesogen haben, kann genügen. Aber wie wenig Menschen gibt es, deren Erlebnisse und Leistungen überall genügenden Stoff zu einer Biographie hergeben, und wie viel weniger, deren leibliche und geistige Entwicklung, deren äussere Schicksale und innere Thätigkeit ein so harmonisches Bild hinterlassen hätten, dass ihre Lebensgeschichte selbst sich zu einem harmonischen Ganzen abrundete! Gerade so geht es auch mit den Völkern, deren Cultur nur in wenigen Fällen monumentale Resultate hinterlassen, in noch wenigern diesen zugleich den exemplarischen Charakter aufgeprägt hat, der den erhaltenen Denkmälern einen Anspruch auf selbständige Betrachtung und den Völkern, von denen sie ausgegangen sind, eine classische Stellung in der Weltgeschichte gewährt.

Von solchen Völkern, die bloss der Ethnographie Stoff geben, kann hier begreiflicher Weise überhaupt nicht die Rede sein. Von solchen gilt das Horazische „nos numerus sumus et fruges consumere nati“, gerade wie von den Menschen, deren ganze Biographie in den betreffenden Blättern der Kirchenbücher und Steuerlisten besteht. Doch selbst bei solchen Völkern, die wirklich durch erhaltene Denkmäler und Zeugnisse ihres ehemaligen Daseins einer besondern Culturgeschichte oder Alterthumskunde Stoff geben, ist noch ein grosser Unterschied zu machen, ob diese Denkmäler uns um ihres ehemaligen Daseins oder ob uns zugleich ihr ehemaliges Dasein um dieser Denkmäler willen interessiert. Aber sogar im Angesichte der gewaltigen Ausbeute, die neuerdings aus den Trümmern von Niniveh und Memphis hervorgegangen ist, muss man gestehen, dass alle diese Monumente blosse Curiositäten für uns wären, wenn sie nicht zugleich Aufschlüsse über die Geschichte und Gebräuche der Völker, denen sie angehörten, gäben oder versprächen. Die Griechen und Römer dagegen erlangen bei aller ihrer politischen

und geschichtlichen Bedeutung ihren höchsten Werth für uns gerade erst durch die Werke, die uns von ihnen übrig sind.

Insofern gilt noch immer Göthes Wort [1]): „möge das Studium des griechischen und römischen Alterthums immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben: — Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wolgethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen, zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten." Gesetzt die Veden und der Mahabharata verschwänden aus dem Gedächtnis der Menschen: der Forscher würde es tief beklagen, weil ihm dadurch eine reiche Quelle zur Erforschung eines grossen Völkerlebens, einer wichtigen Stufe in der Entwicklung der Menschheit verloren ginge. Aber wenn wir Homer und Sophokles verlören, so wäre es jedem Gebildeten, als ob die Menschheit selbst ein Auge verloren hätte. Ebenso könnten wir die colossalen Bauwerke des Orients, wissenschaftlich betrachtet, missen, sobald alle geschichtlichen und antiquarischen Folgerungen daraus erschöpft wären, während für die Werke der classischen Architektur und Sculptur die exemplarischen Wirkungen gerade erst da anfangen, wo die gelehrte Forschung aufhört, so dass sie nur um so unentbehrlicher und wichtiger werden, je mehr die Auslegung sie in ihrer ganzen Tiefe erkennt und aufschliesst.

Solche Wirkungen sind es denn, die auch der nationalen Cultur, aus der dergleichen Werke hervorgegangen sind, noch einen ganz anderen Charakter aufprägen, als der ist, den ihr ihre Stellung neben und unter andern Völkern in der Weltgeschichte mittheilt. Andere Völker folgen dem Zuge der Weltgeschichte und so gross auch die Rolle sein mag, welche sie bei ihren Lebzeiten in derselben gespielt haben: ist ihre Zeit vorüber, so treten andere an ihre Stelle und selbst die Werke, die sie hinterlassen, haben zunächst nur das negative Interesse der Fremdartigkeit, mit welcher sie als Zeugen der Vergangenheit unter der neuen Umgebung da stehen. Nur solche Völker, die nicht blos dem Zuge

---

1) Werke Bd. XLIX. S. 126.

der Weltgeschichte gefolgt, sondern bahnbrechend vorausgegangen sind, leben auch nach ihrem politischen und nationalen Untergange positiv in ihren Werken fort und geniessen dadurch eine Unsterblichkeit, die sie ebensowol von allen übrigen Völkern, wie den Menschen die seinige von allen Thieren unterscheidet. Wo wir also ein solches positives Fortleben eines Volkes in seinen Werken wahrnehmen, was doch im ganzen Alterthume — abgesehen von den Juden, deren Leben und Fortleben aber jedenfalls einer andern Sphäre angehört, — nur von den Griechen und Römern gilt: da müssen wir schliessen, dass diese Völker der Weltgeschichte selbst gegenüber eine specifisch andere, selbständigere Stellung eingenommen haben und dass ihr ehemaliges nationales Dasein selbst neben seinen politischen und socialen Aeusserungen noch einen ganz andern edleren Keim gehegt habe, der erst gerade mit dem Ende seines Daseins in seine ewige menschheitliche Bedeutung eingetreten ist.

Allerdings können deshalb diese Keime, wo sie in Literatur, Kunst und Wissenschaft zur Reife und Frucht gediehen sind, auch unabhängig von dem ehemaligen Dasein betrachtet werden: gerade wie man die Geschichte philosophischer Systeme verfolgen kann, ohne dabei auf die Lebensumstände der Philosophen näher einzugehen. Aber wie für das Gesammtverständnis einer Lehre doch auch die Lebensumstände ihres Urhebers meist fruchtbar und wichtig sind, und zwar um so mehr, je mehr sich nachweisen lässt, dass die Philosophie, so zu sagen, einem Manne Lebensangelegenheit war: so gilt von den classischen Völkern, dass jene Erzeugnisse und Früchte ihnen wirklich eine Lebensangelegenheit waren d. h. dass ihre ganze geschichtliche Thätigkeit mit innerer Nothwendigkeit auf sie hinauslief. Dadurch fällt denn begreiflicher Weise auch auf diese Thätigkeit selbst noch ein ganz anderes Licht, eine viel idealere Weihe, als die an sich mit einem bloss historischen Volksleben verbunden ist.

Dieser specifische Unterschied, diese ideale Weihe ist es, was überhaupt aus der classischen Alterthumskunde oder Philologie eine eigene Disciplin macht und dann auch der Culturgeschichte dieses Alterthums einen besondern Werth

verleiht, eben weil es das classische Alterthum ist, dessen geistige Leistungen und Hinterlassenschaft selbst auf sein ehemaliges leibliches Dasein zurückstrahlen und diesen mehr als die bloss ephemere, vorübergehende Bedeutung einer geschichtlichen Existenz beilegen.

Es bleibt also nur noch die Frage zu beantworten: welches die zeitlichen Grenzen dieses Alterthums sind, das wir das classische nennen, und welche Völker seine Bestandtheile ausmachen? — oder wenn darauf von selbst die Geschichte antwortet, Griechen und Römer, warum es nur diese? und warum es zwei sind?

Was die zeitlichen Grenzen des classischen Alterthums betrifft, so ist darauf die Antwort äusserlich auch leicht. Es reicht von den ersten Anfängen und Regungen des griechischen Volkes in seiner nationalen Individualität bis zu dem grossen Umschwunge, der das Christenthum als Weltreligion auch äusserlich und politisch an die Stelle der alten Volksreligionen gesetzt hat — eine Epoche, die sich chronologisch am besten durch die Aufhebung des Jupitercults in Rom, 388 n. Chr., fixieren lässt [2]. „Das grösste," sagt Droysen [3], „was das Alterthum durch eigne Kraft vollbracht hat, ist der Untergang des Heidenthums." Damit schliesst also die Geschichte seiner Kraftentwicklung, nicht äusserlich durch ein zufälliges Ereignis abgeschnitten, sondern mit innerer Nothwendigkeit bis zu dem Abschlusse geführt, der von vorn herein eben so sehr in seinem Wesen begründet lag, als es der Tod in dem Organismus des menschlichen Leibes ist. Es ist eine grosse weltgeschichtliche Tragödie, die aber auch das mit einem echten dramatischen Kunstwerke gemein hat, dass die Grösse des Helden zugleich seine Blösse und der Grund seines Untergangs zugleich die Quelle ist, aus welcher seine unsterblichen Thaten hervorgehn. Was das Alterthum classisch macht, ist die höchste und freiste Entwicklung aller Kräfte, die der Schöpfer in den Menschen als solchen gelegt hat, bis zur vollendetsten Verwirklichung der Formen, in welchen die leitenden Grund-

[2]) Gibbon III, S. 73.
[3]) Geschichte des Hellenismus Bd. II, S. 7.

ideen des menschlichen Geistes ihren adäquatsten Ausdruck finden [4]). Diese Vollständigkeit, das „reine Auswachsen aller Bildungstriebe," ist aber die Mustergültigkeit der classischen Werke, so dass diese Formen stets aufs Neue von ihnen entlehnt werden müssen, auch wo die Fortschritte der Zeiten sie mit ganz anderem Inhalte füllen. Worin wir über die Alten hinaus sind, das ist zunächst nur unsere bessere Kenntnis und grössere Benutzung der Natur und ihrer Kräfte, von denen sich das Alterthum unabhängig zu machen gesucht hatte, zufrieden, ihnen nicht dienstbar zu werden, ohne auf ihre Dienstbarkeit grossen Anspruch zu machen. Das gilt in der Wissenschaft, wie in der Kunst, die von der Natur selbst in der Poesie selten, noch seltener im Bilde Gebrauch macht. Je wesentlicher aber gerade das Heidenthum auf der Abhängigkeit des Menschen von der Natur beruht, desto nothwendiger lag in jener Entwicklung des Menschen der Sturz des Heidenthums selbst begründet. Seine Götter selbst waren ja Naturkräfte und so war seine Emancipation von dieser zugleich Emancipation von seiner Religion selbst, die im Wesentlichen bereits vollbracht war, als ihm das Christenthum mit einer neuen auf sittlichen Grundlagen beruhenden Religion entgegen kam. Eine Zeitlang suchte es dann freilich den Menschen noch in seiner selbstgenügsamen Isolierung festzuhalten, aber diese hatte ihre weltgeschichtliche Aufgabe vollbracht und konnte auf die Dauer den Individuen keine Befriedigung mehr gewähren [5]). So erkannte dann in demselben Masse, wie der Gottesbegriff sich von der Natur trennte, der Mensch seine gleiche Abhängigkeit mit dieser von der Gottheit an. Während im Alterthum der Mensch auf der einen, Gott und Natur auf der andern Seite stehn, steht in der Wissenschaft und dem Glauben des Mittelalters Mensch und Natur zusammen auf der einen Seite der Gottheit auf der andern gegenüber. Erst mit dem Beginn der

---

[4]) Brandes, Handbuch der Geschichte der Philosophie I, S. 81. Bernhardy, Geschichte der griech. Liter. I. S. 128 ff.

[5]) Potest ergo fieri, sagt Arnobius II, 75, ut tum demum emiserit Christum Deus omnipotens, postquam gens hominum fractior et infirmior coepit esse nostra natura.

neuen Zeit erhebt sich der Mensch seinerseits zum Bewusstsein seiner Gottähnlichkeit und gelangt dadurch eigentlich erst zur Herrschaft über die Natur, die hier zum ersten Male isoliert der Gottheit und ihm zugleich gegenübersteht. Doch es ist hier nicht die Aufgabe, dies weiter zu verfolgen; es genügt, aus dieser Entwicklung den Schluss abzuleiten, dass es gleiche Verkehrtheit ist, wenn der Mensch um der errungenen Herrschaft über die Natur willen sich der Abhängigkeit von Gott entziehn, und wenn er um der nothwendigen Abhängigkeit von Gott willen auf die eigene Kraftentwicklung in der Sphäre verzichten sollte, in welcher ihm das classische Alterthum vorausgegangen ist. Zugleich ist es klar, wie dessen Culturgeschichte in dieser eigenen Kraftentwicklung ein Princip besitzt, wodurch sie specifisch sowol von allen übrigen Völkern des Alterthums als von der christlichen Zeit unterschieden ist. Alle Werke des Orients tragen den Stempel der Knechtschaft und Abhängigkeit. Erst der classische Geist hat diese Fesseln gesprengt und je geringer in seiner Beschränkung auf eigene Kraft der Umfang seiner Mittel war, desto intensiver hat er gezeigt, wie Grosses auch mit wenigen Mitteln geleistet werden kann.

Weshalb aber zwei Völker es sind, deren Culturgeschichte zu verbinden ist, wird sofort klar, wenn man erwägt, wie gerade bei einer schöpferischen Thätigkeit die Individualität, hier also — auf die Griechen übertragen — die Volkspersönlichkeit, so wesentlich mit den Leistungen verbunden ist, dass die Frage entstehen könnte; ob diese Früchte nicht mit dem politischen und nationalen Leben des Volkes zugleich für die Menschheit verloren gewesen wären, wenn nicht noch ein zweiter Boden bereit gelegen hätte, um auch das Vorbild der Verbreitung und willkürlichen Aneignung derselben zu geben. Griechenlands Schöpfungen haben mehr als nationale Bedeutung, sonst wären sie mit der Nation untergegangen; eben deshalb verlangten sie aber noch eine andere Nation, um sie beim Untergange zu retten. Steht also Rom auch nicht so schöpferisch wie Griechenland da, sondern wesentlich nachbildnerich, so sind das gerade nur zwei einander wesentlich ergänzende Seiten desselben weltgeschicht-

lichen Moments, die zwar ihrer historischen Natur nach nur nach einander zur Erscheinung kommen konnten, in der Idee aber nothwendig zusammengehörten, so dass keine ohne die andere die Bestimmung des classischen Alterthums, die Mustergültigkeit für alle Zeiten, hätte erfüllen können. Dass die Römer den Griechen ebenbürtig, dass sie keine Barbaren waren, hat schon Pyrrhos in seiner Aeusserung über die römische Schlachtordnung anerkannt. Also selbst ehe einzelne hervorragende Geister Roms die Form der griechischen Poesie und Literatur auf ihren vaterländischen Boden übertrugen, hatte sich dieselbe Macht der Idee, aus welcher dort jene Formen hervorgegangen waren, in der Organisation des römischen Staatslebens selbst eine Stätte bereitet, in der sie sich heimisch fühlen konnte, wenn es ihr in der eigenen Heimat an Nahrungsstoff und Obdach fehlte. In demselben Sinne haben sowol Polybios als Dionysios von Halikarnass ihre Landsleute über den Schiffbruch ihrer politischen Grösse und ihrer nationalen Unabhängigkeit durch die Betrachtung und den Nachweis getröstet, dass sie nicht einem Barbarenvolke unterlegen seien.

Nur muss man sich durch solche Ebenbürtigkeit und Zusammengehörigkeit beider Völker nicht verleiten lassen, auch im Einzelnen griechische Analogien auf Rom zu übertragen, wie das nicht bloss in politischer, sondern auch in literarhistorischer Hinsich vielfach geschehen ist. Wenn Rom nur das wiederholt hätte, was in Griechenland schon einmal dagewesen war, so würde es einer zweiten Erscheinung nicht bedurft haben. Grade je inniger aber in Griechenland auch die geistige Grösse mit der Nationalität zusammenhängt, desto verkehrter ist es, in Rom gleichsam wieder einen ähnlichen Entwicklungsprocess beginnen zu lassen und nicht vielmehr nur den dort abgerissenen Faden hier aufs Neue anzuknüpfen. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder: ein so einziger Verein nationaler und geistiger Grösse wie in Griechenland, konnte nur einmal in der Weltgeschichte eintreten. Grade deshalb bedurfte es ja des zweiten Bodens, der ohne grosse eigene Productivität eine desto grössere Receptivität und Assimilationskraft besass, um das dort Geschaffene zu erhalten und nicht untergehen zu las-

sen [6]). Im Einzelnen wird das weiter unten noch klarer werden, doch sei hier schon im Voraus im Allgemeinen bemerkt, dass Rom in vieler Hinsicht grade das ἀντίστροφον von Griechenland ist. Dies gilt nicht nur in den Grundbedingungen des Volkscharakters, — hier Gemüth, dort Verstand, hier Sitte, dort Recht — sondern auch in der culturgeschichtlichen Entwickelung selbst. Denn während in Griechenland Demokratie die Trägerin des welthistorischen Berufes ist, ist es in Rom Aristokratie: dort blüht zuerst die Poesie, hier die Prosa: während dort alle Herrlichkeit sich auf einen kleinen Fleck Erde concentriert, dehnt sich Rom über die Welt aus. Aber so muss es auch gerade sein, damit sich beide einander ergänzen. Der Geist ist wie ein Zugvogel: er muss seine Vorräthe erst ganz aufbrauchen, ehe er weiter zieht, aber er muss auch eben deshalb andere Regionen aufsuchen, wenn die Witterung in der vorigen zu ungünstig wird.

Griechenlands geistig-schöpferische Thätigkeit hieng aufs Engste zusammen mit seiner bürgerlichen Freiheit und stieg in demselben Maasse wie diese bis zu einer Höhe, die in politischer Hinsicht ebenso einzig in ihrer Art ist, wie die Producte, die daraus hervorgiengen. Nachdem sie aber ihren providentiellen Zweck erreicht hatte, gieng sie unter, um nie wiederzukehren, und mit ihr Griechenlands Grösse, die auf ihr beruhte, sobald das Kind zur Welt geboren war, dessen Trägerin und erste Nahrung jene Grösse sein sollte. So wenig aber die Nahrung des Kindes nach der Geburt dieselbe ist wie im Mutterleibe, so wenig konnte sich in Rom auch nur derselbe politische Process, geschweige denn die gleiche Geistesentwicklung, nur wiederholen. Rom reisst den geistigen Funken aus dem politisch untergehenden Griechenland: es ist gleichsam eine Seelenwanderung in der Völkergeschichte. Wenn das neugeborene Kind noch einer Amme bedurfte, um gross und stark zu werden, so war dazu kein Volk geeigneter als Rom, dessen extensives Streben, auch ohne selbst productiv zu sein, doch den Producten des

---

6) Eine sehr richtige und geistreiche Auffassung dieses Verhältnisses findet sich bei Karl Passow, zu Horazens Episteln S. XIII.

griechischen Geistes eine Verbreitung verschaffte, die dieser ihnen nimmermehr hätte sichern können.

In den Händen der Griechen allein hätte der geistige Keim gleichsam mit der mütterlichen Nationalität immer noch zusammengehangen. Die Nationen hätten Griechen werden müssen, um ihn zu theilen; da das nicht angieng, wäre er mit seiner Mutter ins Grab gesunken, wenn nicht Roms Schwert zur rechten Zeit die Nabelschnur zerhauen hätte. Ein leibliches Kind der römischen Nationalität ist er eben deshalb allerdings nie geworden, nur ein Pflegekind der Aristokratie, die über jene Nationalität hinaus mit kosmopolitischem Geiste die ganze bekannte Welt und Menschheit umfasste. Aber grade in dieser Unabhängigkeit von einer bestimmten Nationalität ist er das Gemeingut für alle Zukunft geworden. Nachdem einmal das Beispiel gegeben war, wie sich ein fremdes Volk, eine fremde Sprache, die Formen des griechischen Geistes aneignen konnte, waren diese auch noch für spätere Zeiten zu gleicher Aneignung und Assimilation fähig. Zunächst war freilich die Modification nöthig, die sie in Rom angenommen hatten, eben dieser Brücke bedurfte es, um zur Urquelle zurückzugehen, die ohne diese mittlere Proportionale der Nachwelt stets incommensurabel, höchstens in isolierter Majestät dagestanden haben würde. Erst als Rom die classische Form nicht bloss als Pflegekind zu behandeln, sondern wirklich bei sich zu nationalisieren anfieng, verkümmerte und verkrüppelte sie, im ehernen Zeitalter. So ist auch in dieser Beziehung das classische Alterthum seine Selbstauflösung: die Entwicklung der Form ist vollendet und was den Inhalt betrifft, so liegt es in der Natur der Sache, dass dieser nicht immer derselbe bleiben kann. Der Innerlichkeit des Orientalismus gegenüber hat sich der Geist in den classischen Völkern veräusserlicht. Er hat zuerst in den Griechen der Innerlichkeit selbst eine adäquate, harmonische äussere Form beigesellt; er hat dann bei den Römern durch die Schärfe der Reflexion und die Nüchternheit der männlichen Reife eine Festigkeit und Abhärtung verliehn, durch die sie in den Stand gesetzt ward den Jahrhunderten zu trotzen. Nun gilt es wieder in sich zurückzukehren: der freie Geist muss sich selbst eine Schranke setzen, innerhalb

deren er sich zwar ins Unendliche vertiefen, aber nicht weiter aus und über sich selbst hinausgehn kann. Das bildet denn eben den Gegensatz des Alterthums zur christlichen Zeit, die dadurch scheinbar selbst dem Orientalismus näher kommt. Der Prachtbau des classischen Alterthums bleibt aber nichts desto weniger als die umgebende Form stehn, ausserhalb welcher nur Ungemessenheit und blinde Thätigkeit der Phantasie möglich ist. So ergibt sich denn von selbst, wie trotz der entgegenstehenden Richtung, welche die neuere Zeit im Gegensatz zur alten nimmt, sie doch die Basis der letzteren niemals vernachlässigen darf, ohne bodenlos zu werden, und statt sich immermehr zu concentrieren, vielmehr zu verschwimmen und geistloser Seichtigkeit anheimzufallen.

Allerdings will sie jetzt, in jener Concentration zum Bewusstsein ihrer Kraft gelangt, diese Form sprengen, sie will nicht bloss über die Natur, sondern auch über die Geschichte herrschen und sich von dieser ebenso unabhängig machen, wie sie die Natur von sich abhängig gemacht hat. Aber wie die Emancipation des Menschen von Natur und Gottheit im Alterthum zuletzt doch in eine desto grössere Abhängigkeit von letzterer ausgeschlagen ist, so wird auch das Ringen gegen die Macht der Geschichte ein vergebliches sein. Nun ist es die Aufgabe dieser, sich dem wiedererwachenden Bedürfnis in einer ebenso gereinigten und geläuterten Gestalt darzustellen, wie es mit der christlichen Religion dem sinkenden Heidenthum gegenüber der Fall war.

Die Geschichte der politischen und geistigen Cultur des classischen Alterthums zerfällt der Natur der Sache nach in 5 Abschnitte:

1) Die aufsteigende Entwicklung der griechischen Nationalität, ihrer inneren gesellschaftlichen und geistigen Begabung nach, bis zu der Zeit, wo sie auf dem Höhepuncte derselben zugleich äusserlich die Früchte einerntet und durch den Sieg über die Perser an die Spitze der Weltgeschichte tritt.

2) Vom Perserkriege an die absteigende politische Entwicklung bis zur gänzlichen Degeneration, die jedoch zugleich

geistige Emancipation ist, bis die politischen Zustände nicht mehr ausreichen, dem Geiste genügenden Stoff und Schutz zu verleihen, sondern ihn selbst in ihre Zerrüttungen und Verkehrtheiten hineinzuziehen drohen, so dass nunmehr Rom auf dem Schauplatz erscheinen muss, um Griechenlands weltgeschichtliche Rolle zu übernehmen, also bis zum zweiten Jahrh. v. Chr.

3) Eine recapitulierende Uebersicht des Wegs, auf welchem Rom selbst zur Uebernahme dieser Rolle in den Stand gesetzt worden ist, also die Vorgeschichte des römischen Staates und seiner Entwicklung bis zum macedonischen Kriege.

4) Die Entwicklung Roms an der Spitze der Weltgeschichte bis auf Augustus, was denn freilich auch nur die Geschichte seiner Entnationalisierung ist. Da aber seine Grösse nicht auf seiner Nationalität sondern auf seinen hervorragenden Individualitäten beruht, so gelangt es auf diesem Wege grade erst zu seinem Höhepuncte.

5) Die Kaiserzeit, in der Rom allmählich untergeht, weil die sich verknöchernde Form den Inhalt nicht mehr hebt und das eigene Leben des Inhalts auch die Form mit seiner Verschlechterung ansteckt.

In dieser Weise ist nun freilich das Alterthum eigentlich noch in keinem Buche wissenschaftlich und erschöpfend dargestellt, am wenigsten Griechen und Römer in Gemeinschaft. Inzwischen sind doch einige Bücher, die dahin einschlagen, zu erwähnen.

P. F. Kannegiesser, Grundriss der Alterthumswissenschaft, Halle 1815, ist nicht einmal eine Encyklopädie im Sinne der Lehrbücher von Eschenburg oder Schaaff, sondern eine eigene auf verkehrten Hypothesen beruhende Construction des griechischen Volkslebens nach seinen vermeinten Ursprüngen. Besser im Einzelnen ist A. v. Steinbüchel's Abriss der Alterthumskunde, Wien 1829, aber nichts weniger als vollständig oder organisch, sondern nur eine Darstellung der Kunst, Religion und des häuslichen Lebens der Alten, wogegen Geschichte, Geographie, Staats- und Volksleben nur höchst beiläufig eine Stelle finden. Ohne Werth ist C. G. Haupt, allgemein wissenschaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwicklung und in seinem Sy-

stem, Altona 1839, nicht bloss seines philosophischen Anstrichs wegen, sondern auch wegen des ebenso unphilosophischen als unhistorischen Inhalts im Einzelnen. Empfehlenswerther ist Ferd. Müller, über den Organismus und Entwicklungsgang der politischen Idee im Alterthum, Berlin 1839, die politische Geschichte philosophisch behandelnd. Vom eigentlichen culturhistorischen Standpuncte aus behält noch immer trotz vieler Schwächen seinen Werth Fr. Chr. Schlosser, universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt, Frankfurt 1826—34 in 9 Bänden. In jeder Periode wird unter den drei Rubriken, politische Geschichte, Leben und Staat, literarische Bildung, in gefälligem Stile und unaufhaltsam zusammenhängender Darstellung eine geistreiche und originelle Auffassung der antiken Zustände gegeben, zwar oft einseitig und ohne die Gesammtanschauung, die jeder Erscheinung an ihrer Stelle Gerechtigkeit angedeihen lässt, scharfsinniger im Tadel als im Lobe, aber doch ein schätzbarer Beitrag zu einer Arbeit, die ohnehin in solchem Umfange im Einzelnen die Kräfte eines Menschen übersteigt. Compacter und eben so geistreich, aber leider nicht vollendet ist J. W. Löbell, Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Leipzig 1846. W. Wachsmuths allgemeine Culturgeschichte, Bd. I. Leipzig 1850, hält sich bei allem stofflichen Reichthum doch mehr an der Oberfläche. Noch elementarischer ist G. Zeiss, Lehrbuch der Geschichte des Alterthums vom Standpuncte der Cultur für obere Classen, Weimar 1851. Populären Anforderungen genügt weit eher noch W. E. Weber, klassische Alterthumskunde oder übersichtliche Darstellung der geographischen Anschauungen und der wichtigsten Momente im Innenleben der Griechen und Römer, Stuttgart 1852, nur dass auch hier mehr die systematische Eintheilung nach einzelnen sachlichen Rubriken als die historische Nebeneinanderentwicklung verfolgt ist. — Besser sind wir für specielle Würdigung und theilweise auch Darstellung der griechischen Culturgeschichte daran, wo selbst Werke, die sonst nur specielle Theile enthalten, culturgeschichtliche Uebersichten vorausgeschickt haben, z. B. Bernhardy, Geschichte der griechischen Literatur Bd. I. Gerhard, Mythologie Abschn. 2. Von besonderen Werken ist die freilich

nichts weniger als übersichtliche histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs von P. van Limburg-Brouwer, Gröningen 1832—42 und als kurze Uebersicht F. Jacobs, Hellas, Vorträge über Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen, Berlin 1852, zu merken. Ausserdem: A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt Bd. III. Abth. 1, Gött. 1812, und die Recension dazu in Niebuhrs kleinen Schriften II, S. 107 ff. W. Wachsmuth, hellenische Alterthumskunde 2. Aufl. Halle 1844—46 nimmt mehr den Standpunct des Staats als des Volks ein, wodurch der Gesichtspunct etwas verändert wird. C. Thirlwall, history of Greece (übersetzt von Haymann) behandelt vorzugsweise die äussere Geschichte. G. Grote, history of Greece, London 1846 ff. — St. John, the Hellenes, London 1844, berücksichtigt mehr das häusliche und gesellige Leben der Griechen, steht aber auf etwas zu modernem Standpuncte, wie auch v. Limburg-Brouwer; jener malt dabei gern ins Helle, während dieser oft die ideale Hülle von den Griechen abstreift. E. v. Lasaulx, über den Entwicklungsgang des griechischen Lebens, München 1847. Bensen, Lehrbuch der griechischen Alterthumskunde, oder Volk, Staat und Geist der Hellenen, Erlangen 1842.

Erste Periode.

Anfänge und Wachsthum des griechischen Volkes bis auf die Perserkriege.

---

§. 1. Geographische Lage des griechischen Mutterlandes [1]).

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Land, das der erste Schauplatz der Thaten und Schicksale eines aus dem Schlummer bloss instinctmässigen, negativen Traumlebens erwachenden Volkes sein sollte, so begegnet uns hier ein gebirgiges Festland mit einer Anzahl Inseln, die es umgeben und allem Anschein nach durch uralte Naturereignisse davon losgerissen sind [2]). Im späteren Alterthume finden wir die Sage von einem uralten Continente, *Λυκτονία* ge-

---

[1]) Lehrbuch der Staatsalterthümer. §. 7, 1. Priv. Alt. §. 1—6. Hoffmann, Griechenland und die Griechen. Leipzig 1848. Forbiger, Handbuch der alten Geographie. Leipzig 1848. E. Curtius, Peloponnesos, Berlin 1851. K. G. Fiedler, Reisen durch alle Theile des Königreichs Griechenland, Leipzig 1840. Brandis, Mittheilungen aus Griechenland. 3 Bände. Leipzig 1842. Ross, Inselreisen, Stuttgart 1840—45; Reisen und Reiserouten, Berlin 1841; griechische Königsreisen, Halle 1848.

[2]) *τρύφεα χθονός* nennt sie ein altes Epigramm des Antipater von Thessalonich. Anthol. Palat. IX, 421. vgl. Spanhem. ad Callimach. h. Del. 30. L. v. Buch in Poggendorfs Annal. X, S. 169. Weissenborn in Zeitschr. f. Alterth. 1842. S. 382.

nannt (Orph. Argon. 1279), in welchem Hellas und Thracien mit Kleinasien zusammengehangen hätten, der erst durch den Durchbruch des Meeres im Hellespont gespalten worden wäre (Diodor. Sic. V, 47. Wachsmuth, I, S. 8. Plass, Vor- und Urgeschichte der Hellenen, Leipzig 1831. Humboldt, Kosmos II, S. 153. 406). Höchstens könnte man darüber streiten, ob nicht manche dieser Inseln auch vulcanischen Erhebungen ihren Ursprung verdanken, dergleichen selbst in historischer Zeit hin und wieder berichtet werden. (Plin. N. H. II, 89. Reinganum in d. Zeitschr. f. Alterth. 1835 S. 1105. Ross, Inselreisen I, S. 88. und Beilage, II. S. 69.) So viel ist jedenfalls gewis, dass nicht allein manche Inseln sondern auch das Festland Spuren vulcanischer Ereignisse tragen, die in früherer Zeit noch heftiger gewesen sein mögen [3]). Wie starken Erdbeben das Land fortwährend ausgesetzt war, ist bekannt. (Aristot. Meteorol. II, 7. 8. Plin. N. H. II, 81—86. Diodor. Sic. XV, 48. 49.) Auch die warmen Quellen, die sich in Griechenland vielfach finden, mögen damit zusammenhängen (Caryophilus, de thermis Herculaneis. Traj. 1743. 4. Ross, Königsreisen II, S. 183. Melion, über die Bäder und Heilquellen der alten Griechen, in österr. Blättern für Liter. etc. 1847. N. 262—268).

Neptunische Ereignisse haben an der gegenwärtigen Gestaltung des Festlandes mindestens ebensoviel Antheil als vulcanische. Schon das ist hier nicht zu übersehen, dass sich in vielen Gegenden die Sage vom Wettstreite der Ortsgottheiten mit Poseidon wiederholt, nicht bloss in Attika, sondern auch hin und wieder in Argolis (Pausan. II, 1, 6: 4, 7: 15, 5: 30, 6: 33, 2). Gerade an der Ostküste nämlich ist es

---

[3]) Buttmann, Mosychlos der feuerspeiende Berg auf Lemnos, in Wolfs Museum der Alterth. Wiss. I, S. 295. Heinrich, de Chryse insula, Bonn 1839. Bernhardy, griech. Lit. Gesch. I. S. 189. Eichhoff, de Onomacrito S. 9. Walter, die Abnahme der vulcanischen Thätigkeit in historischen Zeiten. Berlin 1843. Man beachte die Gigantenkämpfe mit den phlegräischen Feldern an mehreren Orten: feuerspeiende Berge werden auf besiegte Giganten gewälzt etc. Freilich zeigen sich hierbei auf der andern Seite auch neptunische Spuren, wie wenn Poseidon die Insel Nisyros von Kos abgerissen und auf Polybotes geworfen haben sollte. Strab. X. 489 A. Apollodor. I, 6, 3. Paus. I, 2, 4.

unverkennbar, wie das Meer erst an den Gebirgen einen Damm gefunden hat, die hier bis hart an das Gestade reichen, während die Westseite gerade die entgegengesetzten Erscheinungen darbietet, fruchtbare Ebenen und Niederungen, die freilich selbst erst durch Alluvionen ihrer Flüsse entstanden sind. (Ἀχελῴου πρόςχωσις Paus. VIII, 24, 4). Auch die geognostische Beschaffenheit des Landes führt auf gewaltige seien es neptunische seien es vulcanische Einflüsse. Im Ganzen herrscht zwar der Kalkstein vor, aber einerseits trägt dieser hin und wieder Muscheln und sonstige Petrefacten in sich (κογχυλίας λίθος Poll. VII, 100), wie namentlich in Megaris (Paus. I, 44, 9), aber auch sonst (Origen. philosoph. c. 14), andererseits erscheint der Kalk nicht selten als Kalktuff (πώρινος λίθος ἐπιχώριος, wie ihn Herod. V, 62, Paus. V, 10, 2 nennen), was in der Umgegend von Rom Travertin heisst, während die edleren Marmorarten viel seltener vorkommen (Caryophilus, de antiquis marmoribus. Traj. 1743. 4.).

Fruchtbar ist das Land nur an verhältnismässig wenigen Stellen. Grösstentheils herrscht das λεπτόγεων vor, das ja auch Thuc. II, 2 Attika ausdrücklich beilegt, aber gerade darin lag nur eine desto grössere Aufforderung zur Kraftentfaltung der Bevölkerung, um diesen Mangel zu ersetzen[4]). Wo sonst die Natur den Menschen dergestalt mit allen Bedingungen reichster und fröhlichster Entwicklung entgegenkam, muss der Mangel der Extensität und Fülle durch die Intensität der Leistungen mehr als ersetzt werden. Viel zu leisten mit wenigen Mitteln ist ein durchgehender Charakterzug des griechischen Volkes, auf dem eine seiner wesentlichsten Eigenschaften, die σωφροσύνη, beruht. Zu diesen geringen Mitteln gehört auch die verhältnismässig unbedeutende Unterstützung, die sein Land ihm nach Ausdehnung und Fruchtbarkeit darbot. Aber es besass daneben doch Vorzüge, die kein anderes mit ihm theilte und die allerdings auch schon äusserlich und von vorn herein jenen grossen Leistungen den Weg bahnten. Dahin gehört zunächst — was auch mit den geschilderten Naturereignissen zusammen-

---

4) κακῶς τρέφοντα χωρία ἀνδρείους ποιεῖ Menand.

hängt — die ganz unverhältnismässige Küstenlänge, an der es selbst ungleich grössere Länder weit übertrifft. Seine Ausdehnung geht etwa von 40° bis 36° 30′ nördlicher Breite, sein Flächeninhalt lässt sich in runder Summe auf 1000 Quadratmeilen anschlagen und während Frankreich nur 275, Schweden 330, Italien 580 Meilen Küstenlänge hat, zählt dagegen das viel kleinere Griechenland mit seinen Buchten, Meerbusen und Vorgebirgen 720, die begreiflicherweise einer ungleich grösseren Anzahl von Landestheilen die Vorzüge der Seenähe und damit die Anregungen und Erweiterungen des Horizonts darboten, welche mit einer solchen Lage verbunden sind. Jam qui incolunt eas urbes, sagt Cic. de republ. II, 4 nach Dikaearch, non haerent in suis sedibus, sed volucri semper spe et cogitatione rapiuntur a domo longius, atque etiam quum manent corpore, animo tamen excurrunt et vagantur, was, wie derselbe ausdrücklich hervorhebt, fast von allen griechischen Staaten gilt, unter denen sich nur sehr wenige ganz binnenländische finden.

Zweitens aber bietet auch das griechische Binnenland eine Erscheinung, die wenigstens mit den orientalischen und africanischen Gegenden in directem Gegensatze steht und gewis auch mit in Anschlag gebracht werden muss, wo es sich um die Erklärung der so grundverschiedenen Culturrichtung der Griechen handelt: es ist das die Zerklüftung des Landes in eine Menge von getrennten Landschaften mit natürlichen durch seine Bergzüge gebildeten Grenzen. Der Ausgangspunct dieses Gebirgssystems, auf dessen Verzweigung die Abgrenzung beruht, ist die südliche Abdachung des Hämus, die in der alten Geographie die Länder Thracien, Macedonien, Päonien und Illyricum begreift. Von diesen trennt Griechenland das cambunische Gebirge. Was von diesem südlich zwischen dem ionischen und dem ägäischen Meere liegt, zerfällt dann in die beiden ungleichen Hälften, die schon das Alterthum mit einer Stadt und deren Citadelle zu vergleichen pflegte [5]). Der korinthische Isthmus ist der

---

5) Strab. VIII, p. 334: *σχεδόν τι καὶ ἀκρόπολίς ἐστιν ἡ Πελοπόννησος τῆς συμπάσης Ἑλλάδος.*

Schlüssel dieser Citadelle (Plut. v. Arati c. 16). Nur in Messenien und Elis lehnen sich einige Ebenen an diese gewaltige Bergmasse, die selbst wieder in zahlreiche durch hohe Rücken getrennte Theile und Küstenstriche zerfällt. Was aber die nördliche grössere Hälfte betrifft, so bestimmt sich ihre Eintheilung zunächst durch den Pindos und seine Verzweigungen, die sich etwa unter 39° von ihm ablösen. Pindos heisst das Gebirge, welches im rechten Winkel an das cambunische stossend sich in südlicher Richtung zwischen Epirus und Thessalien herunterzieht und in mehrfachen Abdachungen den Aoos in den ionischen, den Arachthos in den ambrakischen, den Acheloos in den korinthischen, den Haliakmon und Peneios in den thermaischen Meerbusen entsendet. Unter dem 39. Grade spaltet sich der Pindos in zwei Arme, von denen der eine, Oeta, in östlicher Richtung bis ans Meer geht und hier den schmalen Pass der Thermophylen, gleichsam das Thor der inneren Stadt bildet, während der andere Arm, Korax, in südwestlicher Richtung mit dem Vorgebirge Antirrhion dem peloponnesischen Rhion gegenüber endet. Was zwischen beiden Armen liegt, ist das eigentliche Hellas oder Mittelgriechenland, wozu nur bisweilen noch auch das jenseits des Korax liegende Flussgebiet des Acheloos oder die Landschaften Aetolien und Akarnanien gerechnet werden. Ungleich mehr gehört dazu jedenfalls die Insel Euböa, die sich an der ganzen Ostküste dieses Striches herunterzieht und an der schmalsten Stelle der Meerenge, am Euripos bei Chalkis, sogar durch eine Brücke mit dem Continente verbunden war und noch ist (Strab. IX, 403. Stephani, Reise durch das nördl. Griechenland S. 14, Ross, Königsreisen II, S. 110): ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Akarnanien und den sogenannten kephallenischen Inseln, deren nördlichste, Leukas, auch durch einen Damm mit dem Festlande zusammenhieng. Das Land nördlich vom Oeta zerfällt in die beiden Stromgebiete des Spercheios und Peneios, die durch den Bergrücken des Othrys getrennt sind. Jenes ist ein Längenthal, das sich auf den ersten Blick nur als eine Fortsetzung des malischen Meerbusens kund gibt und ausser den Maliern noch von den Aenianen bewohnt war. (Kriegk, de Maliensibus, Francof. 1833. Forchhammer,

Hellenika, Berlin 1837, S. 6 ff.) Das Thal des Peneios dagegen oder das eigentliche Thessalien war ein Thalkessel oder vielmehr ursprünglich ein grosser Binnensee (Herod. VII, 129. Philostr. imagg. II, 14. Diod. Sic. IV, 18), in welchem sich die Bergwasser des Olymp, Ossa, Pelion, Othrys und Pindos sammelten, bis sie sich endlich zwischen Olymp und Ossa durch die enge Schlucht Tempe einen Ausgang brachen (Kriegk, Beiträge zur Geographie von Hellas, Heft 1: Das thessalische Tempe, Leipzig 1835. Göttling, gesammelte Abhdl. S. 1 ff.). Wie aber Euböa zu Mittelgriechenland, so verhält sich zu Thessalien das Land der Magneten oder der Bergrücken des Pelion, der sich auf den ersten Blick als eine Fortsetzung des Felsengrates von Euböa darstellt. Es kann ein reiner Zufall heissen, dass dies Land nicht wie Euböa eine Insel geworden, sondern eine Halbinsel geblieben ist, die im Norden noch mit dem Continente zusammenhängt. Im Süden hat der pagasäische Meerbusen tief hineingewühlt, so dass das Land ganz vom thessalischen Festlande getrennt ist, wie Schweden von Finnland durch den bothnischen Meerbusen, während der malische, nur in umgekehrter Richtung, dem finnischen entspricht.

Was die Bevölkerung dieser Landschaften betrifft, so muss davon noch weiter unten gesprochen werden, hier bleibt nur noch eine dritte Begünstigung oder Entschädigung Griechenlands durch die Natur zu erwähnen, auf die schon im Alterthum das grösste Gewicht gelegt wurde, so dass man darin selbst den Grund seines Vorzugs vor den Barbaren erblickte: die Reinheit der Luft und die *κρᾶσις ὡρῶν*, die günstige und harmonische Mischung der klimatischen Einflüsse, worin die Beschreibungen der Alten auch durch die Schilderungen der Neueren bestätigt werden [6]. Welches Gewicht die Alten überhaupt auch in geistiger Hinsicht auf eine freie und dünne Luft legten, zeigt auch Cic. de fat. 4 und

---

6) L. v. Klenze, aphoristische Bemerkungen auf einer Reise durch Griechenland, Berlin 1838 S. 86. St. John, the Hellenes I, S. 43. Jacobs, vermischte Schr. III. S. 116. Bernhardy, griech. Lit. Gesch. I, S. 11. Roscher, Klio. I, S. 66. Passow, vermischte Schr. S. 25. Gurlitt, archäolog. Schr. S. 21. Aristot. Polit. VII, 6, 2. Herod. III, 106. Phot. Bibl. 249, p. 441. Philo de providentia II. p. 117.

andere Stellen, wo selbst Attika in dieser Hinsicht anderen Theilen Griechenlands, z. B. Böotien, entgegen gesetzt wird (Stallbaum ad Tim. p. 24 C). Wie Attika überhaupt gleichsam als der Superlativ des übrigen Griechenlands als Ἑλλάδος Ἑλλάς galt und gelten konnte, wird weiter unten gezeigt werden: inzwischen kann man doch im Ganzen von dem grösseren Theile Griechenlands sagen, dass schon seine klimatischen Zustände ihm die rechte Mitte zwischen der rohen Kraft des Nordländers und der südlichen oder orientalischen Weichlichkeit und Schlaffheit anwiesen. Grössere Fruchtbarkeit unter so reichem Himmel hätte die Bewohner leicht erschlafft; während aber das Klima den Bewohnern jede Art von Thätigkeit gestattete, zwang sie auf der anderen Seite die natürliche Unergiebigkeit des Bodens früh zum Nachdenken und zur Industrie. Nur wenige wurden durch die Abgeschiedenheit der örtlichen Lage auf den niederen Stufen des Hirten- oder Jägerlebens zurückgehalten.

Uebrigens war doch auch kein eigentlicher Mangel an Naturproducten (Poll. VI, 63. St. John, the Hellenes III, S. 326. Wachsmuth, S. 1 ff. Hüllmann, Handelsgeschichte S. 14), selbst Bergwerke kommen vor, obgleich der Reichthum an Metallen im Ganzen nicht gross war. (Böckh, Abhdl. der Berliner Akad. 1815. Barth, de Corinth. commerc. p. 34).

§. 2. Von den verschiedenen griechischen Volksstämmen und ihrem Verhältnis zu einander [1]).

Fragen wir nun nach der ältesten Bevölkerung dieses Landes, so tritt uns aus dem Nebel vorgeschichtlicher Erinnerung zuerst der Name der Pelasger entgegen. Sie werden zwar von manchen (z, B. Pott, etymolog. Forschungen I, S. XL. und Hall. Encykl. Sect. II, Bd. XVIII, S. 18 ff.) nur als unbestimmte Personification eines urgeschichtlichen Zustandes betrachtet (παρὸς γεγαῶτες, prisci vgl. auch Haase ebd. s. v. Philologie, von πέλειος-παλαιός), was den Hellenen gegenüber in gewissem Maasse wahr ist; aber wir

---

1) Siehe die Literatur im Lehrbuch der Privat-Alterthümer §. 7. 8.

müssen doch annehmen, dass der Name Pelasger einmal eine Gegenwart gehabt habe. Wir dürfen sie als geschichtlich betrachten, weil noch in späterer Zeit zwei Völker sich geradezu als ihre Nachkommen ansahen, die Perrhäber in Thessalien und die Arkadier im Peloponnese (Herod. I, 146. Strab. IX p. 441). Bei dieser Voraussetzung steht auch nichts im Wege, sie nicht nur mit bestimmten Angaben für das älteste nachweisbare Volk auf diesem Boden zu halten (Strab. VII p. 327. Dionys. Hal. I, 17. Dorfmüller, de Graeciae primordiis Stuttg. 1844), sondern auch die Ausdehnung anzunehmen, die ihnen manche Sagen selbst über die Grenze des historischen Griechenlands hinaus geben (Aesch. Suppl. v. 256. Senec. Epp. 80. Bernhardy, Lit. Gesch. I, S. 191), so dass sich also ihre Sitze im Norden über Macedonien — damals Emathien — bis an den Strymon und andrerseits bis an die illyrische Küste erstreckt hätten. So viel bleibt jedenfalls gewis, dass Epirus ein uralter Pelasgersitz war, wo schon Homer (Il. XVI, 233) der Dodonäischen Zeus den pelasgischen nennt und wo sich auch der Name *Γραικοί* findet, mit dem später die Römer das ganze Volk bezeichnen (Arist. Meteorol. I, 14. Zinzow, de hist. graec. primordiis, Berlin 1846). Gleichwie aber Epirus später ganz barbarisiert ward (Plut. Pyrrh. I. Müller, Dor. I, S. 6: über Macedonien Abel, Macedonien vor Philipp, Leipzig 1847, S. 25 — 41), so scheint überhaupt ein Völkerdrang von Norden die Pelasger beschränkt und selbst (Wachsmuth I, S. 98) in überseeische Gegenden gedrängt zu haben, wo uns hin und wieder Larissen begegnen (Ross, Inselreisen II, S. 79). Denn zu den sichersten Kennzeichen alter Pelasgersitze gehören die Namen *Λάρισσα* für Burg und *Ἄργος* für Ebene, wovon O. Müller u. A. sogar den Namen ableiten. Soviel ist sicher, dass sie sowol in Thessalien als im Peloponnes in uralter Zeit zu Hause sind, und gerade da finden sich auch jene beiden Namen (*Πελασγικὸν Ἄργος* Hom. Il. II, 681 und Larissa als Citadelle von Argos Paus. II, 23, 9), so dass kaum gezweifelt werden kann, dass sie auch einmal in der Mitte sesshaft gewesen sein müssen, bis sie hier auseinander gesprengt wurden. Woher sie selbst gekommen,

wollen wir nicht weiter verfolgen [2]) und nur das fest halten, dass vor ihnen kein Volksstamm mit Sicherheit auf griechischem Boden nachweislich ist, wie das auch daraus hervorgeht, dass die namhaftesten Völker, die in der Urzeit nicht mit Pelasgern zusammengebracht werden können — mit Ausnahme weniger Orte an der peloponnesischen Küste — in Mittelgriechenland wohnen. Nur Attika scheint unter dem Schutz seiner Lage (Thuc. I, 2) die alte pelasgische Bevölkerung (Herod. I, 56) erhalten und sich so den Ruhm der Autochthonie gesichert zu haben, den es nur mit Arkadien theilte und von dessen Bedeutung unten die Rede sein wird. Dagegen begegnen uns sonst zahlreiche Völkerschaften (Strab. VII p. 321), die theilweise schon durch ihre Namen als barbarisch bezeichnet sind: Aonier, Temniker, Hyanten, Teleboer, Kureten und insbesondere Thraker und Leleger, die gewis auch einen echt geschichtlichen Charakter tragen, so bald man sie nur nicht, wie neuerdings Heffter (in Schmidts Zeitschrift für Gesch. 1846, Bd. VI, S. 537) gethan hat, als die eigentliche Urbevölkerung betrachtet (Gerhard, über Griechenlands Volkstämme und Stammgottheiten in den Abhdl. der Berl. Akad. 1853, S. 459). Denn dass sie eingewandert sind, ist festzuhalten.

Die Thraker kamen von Norden, wo wir noch später ihre Spuren verfolgen werden, bis nach Böotien, Phokis und zuletzt nach Euböa, wo noch in geschichtlicher Zeit die Abanten an die phokische Stadt Abä erinnern, die als einer ihrer Sitze gelten kann (Thucyd. II, 28. Aristot. ap. Strab. X p. 445. Müller, Orchom. S. 376. Gesch. der griech. Liter. I. S. 43. Bernhardy, griech. Lit. I, S. 198 ff.) Die Leleger kamen vielleicht aus Asien, wo ja noch die geschichtliche Zeit die schon von Herod. I, 171 mit ihnen verbundenen Karer kennt, obgleich

---

2) Die Etymologie von πέλαγος leitet sie über das Meer und lässt sie zuerst unter Inachos in Argos Fuss fassen, dann Hämonien (Thessalien) occupieren. Apollodor. II, 1, 5. Dionys. Hal. I, 17. Clinton Fasti Hell. Oxon. 1834, I, p. 5. Beck, Anleitung zur genaueren Kenntnis der älteren Welt und Völkergeschichte I, S. 347. Schubert, quaestt. geneal. hist. in ant. her. gr. Marburg 1832. Krause in Hall. Encykl. S. III, B. 15, S. 120. Ueber die Etymologie des Namens Pelasger s. die Literatur St. A. §. 7. 7.

es allerdings auch möglich wäre, dass sie erst nach ihrer Vertreibung aus Griechenland dorthin übergesiedelt wären, zumal wenn Uschold Recht haben sollte, der (Gesch. des Trojanischen Kriegs 1836, S. XIII) zwischen ihnen und den Thrakern einen Zusammenhang nachzuweisen versucht hat. Jedenfalls sind diese Leleger eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, die auf die ganze griechische Mythengeschichte und einen wesentlichen Theil des späteren Cultus einen namhaften Einfluss geübt hat und um so weniger für ungeschichtlich gelten kann, als noch die Lokrer der historischen Zeit mit deutlichen Worten als ihre Nachkommen bezeichnet werden (Aristot. ap. Strab. VII p. 321. Leleger auf Ithaka Lauer, homerische Studien S. 257). Nur muss ihre Macht bereits vor dem Heraklidenzuge gebrochen worden sein, sei es durch Minos, dem ihre Vertreibung von den Inseln beigelegt wird (Thucyd. I, 4. Herod. I, 171. Diodor. V, 84) sei es durch die Aeoler, die ja in Phokis auch die Lokrer selbst wieder in zwei Hälften gespalten haben, während ursprünglich, wie gesagt, der grössere Theil von Mittelgriechenland und selbst einige Stellen im Peloponnes, wie z. B. Lakonika, in den Händen der Leleger oder anderer mit ihnen verwandten Stämme waren. Dahin gehören die Karer, von welchen noch die Burg von Megara ihren Namen führte (Paus. I, 40 ,5) und die irgendwie mit den Lelegern verwandt oder eng verbunden gewesen sein müssen, trotz Soldans abweichender Ansicht (in Welcker Rhein. Mus. III, S. 69. St. A. §. 7, 9), ferner die Kureten, die Dion. Hal. I, 17 mit ihnen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen unter Deukalion verbindet, und deren doppelte Sitze in Akarnanien und Euböa ihre weite Ausdehnung beweisen (Strab. X p. 465), endlich die Teleboer in Akarnanien und auf den kephallenischen Inseln (Strab. X p. 461: VII, 321), um der vorher schon erwähnten Thraker nicht zu gedenken. So kann man, ohne irgend etwas zu präjudicieren, gewis im Ganzen die lelegische Bevölkerung als die zweite Hauptschicht in der griechischen Urgeschichte betrachten.

Eine dritte bilden dann die Hellenen. Die Aeoler haben, wie schon bemerkt, den Rest der Leleger in Lokris auf ähnliche Art gespalten, wie die Pelasger von den Lelegern

gespalten sind; überhaupt ist der grössere Theil der früher lelegischen Länder gerade in Mittelgriechenland später äolisch — und die Aeoler sind ja eben nur einer der vier bekannten hellenischen Stämme. Doch muss hier allerdings noch eine doppelte Bemerkung vorausgeschickt werden, um das Verhältnis der Aeoler zu den Pelasgern auf der einen und den Hellenen auf der andern Seite nicht falsch verstehen zu lassen. Sagt man nämlich bloss, zuerst seien die Pelasger gekommen, dann die Leleger, dann die Hellenen, unter denen die Aeoler zuerst, so scheint es, als ob die Hellenen stammverschieden von den Pelasgern und Eingewanderte im Gegensatze der Autochthonie dieser seien, wie es von vielen auch wirklich aufgefasst ist, am schroffsten noch neuerdings von Kortüm (Gesch. Griechenlands, Heidelb. 1854, I. S. 18 ff.). Dagegen aber spricht theils der Umstand, dass sich schlechterdings keine wesentliche Sprachverschiedenheit zwischen den Resten der alten Pelasger und den späteren Hellenen nachweisen lässt [3]), theils die bestimmten Zeugnisse der Alten, dass Aeoler, Achäer, Ionier selbst Pelasger gewesen seien. Ja die älteste Spur des Namens Ἕλληνες führt auf die Nähe von Dodona selbst zurück [4]). So ist es wol am gerathensten, den Gegensatz zwischen Pelasgern und Hellenen vielmehr als einen culturgeschichtlichen zu fassen [5]). Ohnehin bezeichnet der Name Hellenen ursprünglich gar kein bestimmtes Volk, sondern nur die Bewohner der Landschaft Ἑλλάς im südlichen Thessalien oder Phthiotis (Strab. IX, 431) und diese konnten nicht nur, sondern sind auch zu verschiedener Zeit sehr verschieden gewesen, so dass z. B. die Hellenen des Homer und des Herodot ganz verschiedene Stämme sind. Homer (Iliad. II, 684) nennt Hellenen die

---

3) Für die Perrhäbersprache Aristot. mirab. auscult. 132, für die Arkadier Strab. VIII p. 333. Giese, der äolische Dialekt, Berlin 1837.

4) Siehe auch über Tektamos, Doros Sohn, der mit Pelasgern und Aeolern nach Kreta geht, Diod. IV, 60. V, 80.

5) Middendorf, über das Verhältniss der Hellenen zu den Pelasgern, Coesfeld 1840. Dorfmüller, de Graec. primord. Planck in Jahn Jahrb. LXXI. S. 88 ff. Isocr. Paneg. §. 50 τὸ τῶν Ἑλλήνων ὄνομα οὐκέτι τοῦ γένους ἀλλὰ τῆς διανοίας.

Myrmidonen des Achill, die doch im nämlichen Vers auch Achäer heissen; nach Herodot (I, 56) sind die Dorier die echten Hellenen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie früher auch in Phthiotis gewohnt hatten [6]. Aber eben deshalb haftet ihnen dieser Name auch in andern Sitzen an, während die Myrmidonen ihn nur als zufällige Ortsbezeichnung tragen. Erst mit dem politischen Uebergewichte der Dorier scheint er sich nach und nach den älteren Pelasgerstämmen mitgetheilt zu haben, die sich erst allmählich mit den Doriern als ein Volk fühlten. Bekanntlich sind die hesiodischen Eöen die Quelle, aus welcher jene Gesammtgenealogie geflossen ist, wie denn auch *Πανέλληνες* bei Hesiod zuerst als Gesammtname vorkömmt. Wenn aber trotzdem noch später die Aeoler so gut wie die Ionier als Pelasger den Doriern entgegengesetzt werden (St.A. §. 8, 9. Krause in Hall. Encykl. S. III. Bd. XV. S. 122. Curtius Peloponnes I, S. 61), so werden wir zu der Zeit, die zwischen der Herrschaft der Leleger und der der Dorier liegt — und das ist grade die äolische — nur anticipierend von einer hellenischen Periode reden können und vielleicht besser thun, diese geradezu die äolische zu nennen, wenn sie auch, wie wir später noch sehen werden, dem Geiste und der Richtung nach der hellenischen näher steht als der früheren pelasgischen. Aber die Dorier sind in dieser Zeit nur eine sehr unbedeutende Erscheinung. Selbst die Ionier beschränken sich auf schmale Küstenstrecken — Aegialea, Akte, Attika — und fast auf allen sonstigen Thronen sitzen Geschlechter, fast in allen andern Ländern — nur Arkadien ausgenommen — herrschen Stämme, die historisch oder traditionell zu den Aeolern gerechnet werden. Eine ähnliche Stellung weist Gerhard (Abhdl. der Berl. Akad. 1853. S. 419 ff.) den Achäern an, aber auch sie sind nur ein Zweig dieses grossen Stammes, wie sich aus den Namen ihrer späteren Colonien ergiebt. Böoter, Phocenser, Aetoler, überhaupt ganz Mittelgriechenland ausser Attika, Lokris und Do-

---

[6] Nach Hüllmann (Würdigung des delphischen Orakels. Bonn 1837) wäre *Ἕλληνες* Gesammtname des Amphiktyonenbunds, aber dieser umfasst doch nicht alle späteren Hellenen. s. Demosth. Phil. III, 32.

ris rechnete noch die historische Zeit dazu (Strab. VIII p. 333) und Thessalien soll (Diodor. IV, 67) sogar früher Aeolis geheissen haben. Gehen wir in die Heroenzeit zurück, so ist keine Unternehmung, an deren Spitze nicht Fürsten aus Aeolos mythischem Geschlechte ständen (Clinton I, p. 45. St.A. §. 8, 13). Freilich erregt gerade diese Genealogie wieder Zweifel an ihrem historischen Charakter dadurch, dass sie manches nicht umfasst, was später äolisch heisst. Trotz der 7 Söhne und 5 Töchter passen Böoter und Atriden nicht herein, und der Name selbst könnte auf eine bunte Mischung führen, man mag ihn nun von *αἰόλος* oder *ἀολλέες* herleiten. Aber auch das verschlägt nichts, sobald man nur die culturgeschichtliche Bedeutung in den Vordergrund stellt, durch die ja auch unter diesem Namen, wie später unter dem der Hellenen, verschiedene pelasgische Zweige zusammengefasst werden konnten.

§. 3. Ueber den gesellschaftlichen und geistigen Zustand des Volkes in der pelasgischen Zeit [1].

Wir halten also die Ansicht fest, dass die Pelasger und die Stämme, die später unter dem Namen Hellenen zusammengefasst werden, keine stammverschiedenen Völker sind. Die Hellenen sind nicht Einwanderer von aussen und auf der anderen Seite die Pelasger keine Barbaren in dem Sinne des Worts, dass sie zu jeder Culturentwicklung aus sich heraus unfähig gewesen wären und erst von aussen hätten cultiviert und civilisiert werden müssen. Die griechische Cultur ist durchaus national und original, autochthonisch, was sie nicht wäre, wenn die späteren Hellenen sie aus irgend einem fremden Lande mitgebracht hätten, wie man ohnehin keins nachweisen kann. Denn selbst der Sage nach liegt die Gegend, wohin die ersten Anfänge der Hellenen verlegt werden, mitten unter Pelasgersitzen, wie schon oben erwähnt ist.

---

1) v. Wyk, de humanitatis et philosophiae gr. primordiis. Hag. Com. 1831. Planck, in der allgem. Monatsschr. 1854. S. 590—628 und Jahns Jahrb. 1855, Bd. LXXI. S. 71—98 u. 133—168.

Da die griechische Cultur eine höchst entwickelte und fortgeschrittene ist, versteht es sich von selbst, dass sie nicht von Anfang an so gewesen sein kann, wie wir sie in der geschichtlichen Zeit finden. Weil wir allerdings gewohnt sind, gerade diese specifische Cultur der geschichtlichen Zeit als die hellenische der barbarischen, namentlich der orientalischen, entgegenzusetzen, so werden wir in diesem culturgeschichtlichen Sinne — aber auch nur in diesem — die Pelasger der vorgeschichtlichen Zeit den Hellenen der geschichtlichen Zeit entgegen, ja der orientalischen Zeit mutatis mutandis gleich setzen können. Selbst in der geschichtlichen Zeit begegnen uns noch mancherlei Erscheinungen, die unter ihrer Umgebung so fremdartig dastehn, dass sie nicht anders als aus einem durch die Entwicklung des Volks ganz veränderten Zustande hergeleitet werden können, wie der priesterliche Charakter des Königthums, die Erblichkeit so mancher Beschäftigungen und die sonstigen Analogien, welche das Staatsleben mit der Familie darbietet, und die schon der Natur der Sache nach aus den ersten Anfängen der Gesellschaft herrühren müssen (St.A. §. 5). Das kann jedoch nicht etwa erst die homerische Zeit sein, deren Charakter uns schon viel zu entwickelt und jener patriarchalischen Einfachheit entfremdet entgegentritt, sondern wir müssen gerade die homerische Zeit als diejenige ansehn, in welcher die Veränderungen, die der Herrschaft jenes ursprünglichen Zustandes ein Ende gemacht hatten, sich zu consolidieren und den Grund zum hellenischen Leben zu legen anfiengen, das eben das Gegentheil des pelasgischen ist. Freilich sind wir gerade deshalb zur Erkenntnis des letzteren nur auf zerstreute Reste und Bruchstücke, oder, wo diese nicht ausreichen, auf Analogien fremder Zustände angewiesen; indessen dürfen wir auch von diesen um so unbedenklicher Gebrauch machen, je normaler wir einerseits die Entwicklung des griechischen Lebens voraussetzen können und je mehr sie sich andrerseits im Einzelnen durch jene Reste bestätigt finden.

Das Leben und Verhältnis der Völker in der Geschichte zu einander gleicht einem Wettlaufe. Nur wenige erreichen das Ziel, das der nationalen und staatlichen Ausbildung vor-

gesteckt ist, während die meisten, das eine auf diesem, das andere auf jenem Stadium der Laufbahn, zurückbleiben und dann auf derselben Stelle gleichsam versteinert daliegen, bis ein äusserer Impuls sie wegräumt, um einem neuen Wettlaufe Platz zu machen. Aber auch von den andern, die diesem Zauber trotzen und glücklich zum Ziele gelangen, erreicht es keins durch einen Sprung, fällt keins, wie vom Himmel, plötzlich dicht am Ziele nieder. Sie alle sind mit jenen von denselben Schranken ausgelaufen und haben auch die Puncte, wo jene liegen blieben, einmal, wenn auch im Vorbeilaufen, berührt: aber diese Zwischenmomente des Kampfs und der Mühe sind über der Freude und Herrlichkeit des Siegs und der Vollendung vergessen und von den Gegenständen, an welchen der Lauf sie vorübergeführt hat, von den Zuständen ihres Inneren während desselben, sind ihnen nur dunkle Erinnerungen geblieben. Das gilt namentlich auch von dem griechischen Volke, das mehr als irgend ein anderes im Alterthum das grosse Ziel veredelter Menschlichkeit erreicht hat. Je näher es der classischen Zeit, dem Gipfelpuncte seiner Entwicklung, kommt, desto klarer, desto reicher wird seine Geschichte; dagegen ist sein Gedächtnis lückenhaft und umnebelt über die Zeit, die ihm jetzt nur noch im Traume vorschwebt. Begehren wir daher zu wissen, was es für Stufen durchlaufen, in welchen Umgebungen es sich befunden hat, so thun wir eben so unrecht, wenn wir uns an sein eigenes Zeugnis allein halten, als wenn wir jemanden fragen wollten, was alles während der Zeit seines Schlafes mit ihm und in seiner Nähe vorgegangen sei. Wir halten uns vielmehr besser an solche Völker, bei welchen die Zustände, die bei jenem nur vorübergehend waren, bleibende geworden sind. Wie es gewis erlaubt ist, aus der Natur eines Kindes auf die eines anderen zu schliessen, so werden uns über das Kindes- und Knabenalter eines Volkes, das in der Geschichte bereits als Jüngling und Mann erscheint, am besten solche Völker belehren können, die auch die Geschichte noch als Kinder und Unmündige kennt. „Das vorgeschichtliche Griechenland,“ sagt Semper (vielfarbige Architectur S. 9), „mag wol in mancher „Hinsicht vergleichbar sein mit China und anderen patriar-

„chalisch regierten Staaten, wo materielles Behagen das „Hochgefühl der Freiheit ersetzt." In ähnlicher Weise sagt Gruppe (Ariadne S. 119): „Die Poesie hat bei den Griechen „keinen anderen Ausgangspunct, als auch bei anderen Völ- „kern, die von vorn anfangen mussten, mit dem einzigen „Unterschiede, dass es bei letzteren nicht zu einer gleich „vollständigen organischen Entwicklung gekommen ist." Endlich sind auch die Worte Creuzers (Symbolik, 2. Aufl. 2. Bd. S. 443) zu beherzigen: „Griechenland mag eine ge- „raume Zeit hindurch auf dem Wege gewesen sein, ziemlich „priesterlich und so zu sagen orientalisch zu werden. Auch „mochten es die Erbauer jener alten Mauern, Thore und „Grotten zu Tirynth und Mykenä, so wie jene Priester von „Sikyon und Argos so vorhaben. Aber in griechenländischer „Luft, in jenen durch Berge, Wälder und Flüsse gesonder- „ten und von der See bespülten Ländern und Inseln konnte „so etwas nicht zur Reife kommen. Sitte und Verfassung, „Denken und Dichten wurden immer mehr abgewandt vom „tiefsinnig Morgenländischen, wurden verständiger, heller, „derber, aber natürlich auch inhaltsleerer. Und unter sol- „chen Umständen kann es nicht auffallen, wenn neben man- „chen Elementen älterer Cultur bei der beweglichen und le- „bendigen Phantasie der Griechen gerade die Sänger, die in „der Weise der Laien und des Volkes sangen, vom priester- „lichen Wissen wenig Notiz zu nehmen Ursache hatten." Was nun freilich das „alte geheimnisvolle priesterliche Wissen" und dagegen die „Inhaltsleerheit" betrifft, die er der homerischen und hellenischen Zeit beilegt, so werden wir darüber weiter unten andere Begriffe gewinnen; sonst hat Creuzer aber gewis in den beiden Hauptpuncten Recht, dass die Zeiten, von welchen namentlich noch die grossen Kyklopenbauten zeugen, der orientalischen Cultur näher gestanden haben als der späteren hellenischen, dass aber eben die schon (S. 21) berührte Beschaffenheit des griechischen Bodens und Klimas es zu keiner Dauer dieser Cultur kommen liess. Orientalische Cultur fordert auf die Dauer weite Strecken, weil sie sich nur durch materiellen Ueberfluss, Gegendruck der Masse u. dgl. halten kann. Daraus entwickelt sich jene Stabilität, die zum Kastenwesen und ähnlichen

Erscheinungen führt, verbunden mit der Einförmigkeit religiöser Anschauungen, die mit der befriedigenden Eintönigkeit der Naturumgebung und Lebensart zusammenhängt. In Griechenland fällt das alles weg.

Wenn auch der patriarchalische Factor beiden gemein ist, so gelangt dieser doch nur bis zu dem Stammleben, wie es auch mit der Zersplitterung der Landschaften verbunden ist. Eigentliches Staatsleben entwickelt sich erst aus den Conflicten der Stämme, und damit sind denn schon die Elemente des späteren Uebergangs in das Hellenenthum gegeben. Selbst Kasten als Theile einer grösseren Staatsgemeinschaft finden sich nur bei den Ioniern in Attika, die deshalb auch am spätsten in die Culturbewegung eintraten. Im Uebrigen mag es wol ackerbauende, Hirten-, Jäger-, Räuberstämme gegeben haben, von Standesunterschieden aber höchstens die Kaste der Krieger, während an eine Priesterkaste nirgends zu denken ist (Meier, gentil. Att. 1835. p. 5). Nur die Kenntnis gewisser Ritusgebräuche mag sich, wie andere Fertigkeiten, in bestimmten Familien vererbt haben. So lange in dem einfachen Naturculte natürlich keine Bilder denkbar sind, und ohne diese wieder keine Tempel; so lange können auch keine eigentlichen Priester angenommen werden. Jeder Hausvater ist zugleich Vermittler für seine Familie und der König für das Ganze, das ohnehin durch das *πρυτανεῖον* oder die *κοινὴ ἑστία* noch als ein grosses Haus betrachtet wird.

Doch sollen darum auch die Pelasger nicht, wie Böttiger und Plass thun, als rohe Naturmenschen, wie die Homerischen Kyklopen betrachtet werden (Od. IX, 112):

τοῖσιν οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες,
ἀλλ' οἵ γ' ὑψηλῶν ὀρέων ναίουσι κάρηνα
ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι, θεμιστεύει δὲ ἕκαστος
παίδων ἠδ' ἀλόχων, οὐδ' ἀλλήλων ἀλέγουσιν,

was höchstens die unterste Stufe ist, von der sich nur in dem *πατρονομεῖσθαι* und den *πατρίοις ἔθεσι* (Plat. Legg. III, 680) des ältesten Gesellschaftslebens Nachklänge finden. — Könige verbindet die ganze griechische Sage auch schon mit dem Pelasgerthum (Arist. Polit. I, 1, 7) und ebenso legt sie diesem manches Culturelement bei, welches über dem kyklopischen Troglodytenleben steht. Ja selbst die berühmte oder

berüchtigte βαλανηφαγία (Lucret. V, 937. Apoll. Rhod. IV, 265. Meurs. ad Lycophr. 483) ist keine Schweinemast, sondern darf (Paus. VIII, 1, 2) schon als Anfang der Sittigung betrachtet werden. Anderwärts erscheinen die Pelasger als Anfänger des Getreidebaus (Paus. I, 14, 2) und namentlich der Baukunst: und gesetzt auch, dass die sogenannten Kyklopenbauten von fremden Werkleuten herrühren, so können doch Könige, für die solche errichtet wurden, keine Wilden gewesen sein. (Wachsmuth I, S. 53). Auf Buchstabenschrift deutet der Name Πελασγικὰ γράμματα (Diod. III, 66), um anderer Culturspuren gar nicht zu gedenken (Bernhardy, griechische Lit. Gesch. I, S. 195). Endlich werden selbst die schifffahrenden und burgenbauenden Tyrrhener als Pelasger nicht zu übersehen sein, so mislich auch die Entwicklung dieses Namens im Einzelnen ist. (Dion. Hal. I, 24—30.) Die bedenklichste Angabe für die Pelasgercultur ist, dass nach Herod. II, 52 dieselben ihre Götter ohne Namen verehrt und deren Namen erst aus der Fremde bekommen hätten. Inzwischen was daran Wahres ist, kann eben nur zur Parallele mit dem Oriente dienen, wie es auch bei Plato (Cratyl. 397 C.) heisst: φαίνονταί μοι οἱ πρῶτοι τῶν ἀνθρώπων τῶν περὶ τὴν Ἑλλάδα τούτους μόνους τοὺς θεοὺς ἡγεῖσθαι, οὕςπερ νῦν πολλοὶ τῶν βαρβάρων, ἥλιον καὶ σελήνην καὶ γῆν καὶ ἄστρα καὶ οὐρανόν. Ferner aber braucht das nur die frühste Stufe zu sein, worauf immerhin andere folgen konnten, ohne deshalb nothwendig durch äusere Einflüsse veranlasst zu sein.

§. 4. Wirkliche oder vermeintliche ausländische Einflüsse auf Griechenlands älteste Cultur.

Die Gesichtspuncte, unter welchen man solche annehmen kann und angenommen hat, sind eigentlich zweifacher Art: entweder nämlich hält man sich an den orientalischen Charakter der früheren Zeit und erklärt diesen aus Colonisation von Aegypten, Kleinasien u. s. w., oder man leitet geradezu die hellenische Cultur der spätern Zeit von den Einwirkungen civilisierterer Völker auf die uncivilisierten Pelasger her. In beiden Rücksichten aber lässt sich leicht nachweisen, dass eine innere Nothwendigkeit solcher Einflüsse nicht

existiert und man sich deshalb jedenfalls auf solche beschränken muss, die sich mit Sicherheit und historischer Wahrscheinlichkeit äusserlich nachweisen lassen.

Was zuerst den orientalischen Charakter betrifft, so ist dieser allerdings unläugbar, und reicht theilweise noch bis tief in die historische Zeit herunter. Selbst in den äginetischen Bildwerken, in den athenischen Münzen aus der Zeit der Perserkriege u. a. m. liegt eine Aehnlichkeit mit ägyptischer Haltung, der gekräuselte Haarschlag erinnert an die Sculpturen von Persepolis und Niniveh und in vielen natursymbolischen Mythen, liegt orientalische Mystik; aber darum braucht man nicht anzunehmen, dass die Griechen das von den Barbaren gelernt hätten, da kein Grund vorhanden ist, weshalb sie nicht ebensogut wie die Aegypter, Perser u. s. w. von selbst hätten darauf kommen sollen. Nur wer an eine Uroffenbarung menschlicher Kunst und Weisheit glaubt, kann es für nöthig halten, dass ein Volk sie vom anderen empfange. Fällt jene Voraussetzung weg, so ist nicht abzusehn, warum die Orientalen eine stärkere Erfindungskraft besessen haben sollen, um auf das zu kommen, was bei beiden aus inneren Naturgesetzen menschlicher Entwicklung abgeleitet werden kann. „Mir scheint das Wahre," sagt Schöll (Mittheilungen aus Griechenland S. 30, vgl. auch Berl. Jahrb. 1839 Juli N. 5, S. 36), „dass die Griechenstämme in ihrer „Sittengeschichte und Phantasie eine in allgemeinen Gesetzen „begründete Epoche auch einmal durchgemacht haben, welche „die Aegypter früher mit einem viel grösseren Apparat und „in viel stärkerer Spannung erreicht hatten." (Thirlwall I, S. 65 ff. Dorfmüller p. 8 ff.)

Zudem muss man unterscheiden, was die Pelasger von selbst, ihrer indogermanischen Abstammung zufolge, aus dem Oriente mitgebracht und was sie durch Einwanderungen empfangen haben sollen. Aber in keiner von beiden Rücksichten ist ein Grund vorhanden, ihre Cultur nicht als autochthonische, d. h. als vor aller historischen Erinnerung auf griechischem Boden heimische, zu betrachten, weil sie, wenn auch aus dem Orient gekommen, doch mit keinem bekannten orientalischen Namen zusammenhängen. Es wäre fürwahr sehr merkwürdig, wenn gerade das Volk, unter des-

sen Himmel und Klima später die grössten Entwicklungen statt gehabt haben, erst auswärtiger Impulse bedurft hätte, um die Vorstufen zu erklimmen, zu denen andere minder begünstigte Völker durch sich selbst gelangt sind. So werden wir also selbst die unverkennbaren Aehnlichkeiten früherer griechischer Zustände mit orientalischen keineswegs nothwendig aus Einwanderungen und Einflüssen von aussen herleiten. Noch weniger ist dies übrigens hinsichtlich der späteren Cultur nöthig, wo es geradezu widersinnig wäre, zu sagen, die Pelasger seien durch Barbaren hellenisiert worden, sei es nun dass man die Hellenen selbst als eine Mischung der Pelasger mit barbarischen Stämmen betrachten oder ausser und vor diesen gleichsam Lehrer der Pelasger aus Aegypten, Kleinasien etc. kommen lassen mag. Was die erstere — z. B. von Heyne und Plass vertheidigte — Annahme betrifft, so fällt sie schon dadurch zusammen, dass die geschichtlichen Spuren der Hellenen nirgends über Thessalien und Epirus, gerade die ältesten Pelasgersitze, hinausweisen. Aber auch was die andere betrifft, so steht sie trotz eines grösseren Scheines historischer Begründung auf keinem stärkeren Fusse. Man beruft sich gewöhnlich auf Aegypten und knüpft an Namen ägyptischer Colonisten, wie Danaos und Kekrops, Folgerungen, die selbst viel weiter gehen als das was durch die Leichtgläubigkeit mancher alter Schriftsteller daraus gemacht war, geschweige denn vor dem Lichte historischer Kritik bestehen können. (s. Walz in Verh. der Philol. Vers. 1842 S. 145 und 1846 S. 55. Ross, Hellenika, Halle 1846, Griechenland und Morgenland in der allg. Monatsschr. 1850. Zeitschr. f. Alterth. W. 1850. Jan. 1849 S. 138). Die Vertheidiger der orientalischen Cultureinflüsse berufen sich zwar immer auf geschichtliche Zeugen und beschuldigen O. Müller u. A. der Willkür und Kühnheit, aber sie begehen noch ungleich mehr dieselben Fehler, wie dies an zwei Stücken deutlich zu zeigen ist: 1) an Kekrops, den das ganze classische Alterthum als Autochthonen kennt [1]) und den sie auf die nichtswürdigsten Autoritäten hin zum Aegypter machen

---

1) Eustath. ad Dionys. Perieg. 391 lässt ihn wenigstens vom *Αἰγυπτιασμός* zu *πολιτικοῖς τρόποις* bekehren.

(s. Verh. d. Philol. Vers. 1847 S. 82. St. A. §. 91, 16.) und 2) indem sie Schifffahrt aus Aegypten annehmen gegen die bestimmte Versicherung von Porphyrios (de abstin. p. 720 ed. Rhoer: *ἐν τοῖς ἀσεβεστάτοις ἐτίθεντο πλεῖν ἀπ᾽ Αἰγύπτου*), wodurch selbst die Herodoteischen Nachrichten über Danaos erschüttert werden. Auch damit reicht man nicht aus, dass man seine Zuflucht zu den Hyksos nimmt, die von den Aegyptern vertrieben sein sollten (Höck, Kreta I. S. 47. Koch, de regibus pastoribus qui dicuntur Hyksos. Marb. 1844. Ausserdem vgl. über die Hyksos Seyffarth in Gersdorf Repert. 1852 S. 195). Allerdings setzt schon Josephus (contra Apion. I, 14) die Vertreibung der Juden mit diesen Hyksos in Verbindung und Diodor (Phot. bibl. 244 p. 380) lässt die Juden und Kadmos zugleich aus Aegypten auswandern, aber Kadmos ist vielmehr ein Phönicier und wie die Hyksos Cultur hätten bringen sollen, ist gar nicht einzusehen. Der Mythus von Danaos aber ist so echt und local griechisch, wie nur irgend einer sein kann (O. Müller, Prolegom. S. 182. Heffter, Götterdienste von Rhodus B. III. S. VI. Curtius, Peloponn. II, S. 341). — Herodot stützt sich besonders auf den Cultus (II, 50) und lässt sogar die Thesmophorien durch Danaos Töchter nach Griechenland bringen, aber gerade der Cultus bietet bei beiden Völkern die entschiedensten Gegensätze dar. Der Aegypter schlachtet keine Kuh, verlangt vom Stier die rothe Farbe, richtet seine Tempel nach Mittag, kennt keine Chöre bei den Dionysosfesten (Herod. II, 48), keine Priesterinnen, wie Herodot (II, 35) selbst angibt — wie sollen also die Thesmophorien aus Aegypten stammen? Aegyptia numina, sagt Apulejus (de deo Socr. c. 14), plangoribus, Graeca choreis gaudent. Bot auch wirklich manches Analogien, so hätte das ebensogut den umgekehrten Weg machen können, wie denn in der That andere das Fest der Thesmophorien durch Orpheus nach Athen und von da nach Aegypten kommen liessen (Wellauer de Thesmophoriis, Vratisl. 1820 p. 3). Eine ähnliche Umkehrung bieten Phanodemos und Kallisthenes (Procl. ad Tim. p. 30), wenn sie die Saïten vielmehr zu athenischen Colonisten machen oder Diodor (V, 57), wenn er die Astrologie aus Rhodos nach Aegypten kommen lässt. Aegypten werden wir also von Grie-

chenlands ältester Culturgeschichte ganz ausschliessen dürfen. Erst durch Psammetich öffnete es sich dem Auslande und da fieng die Eifersucht der Priester solche Erdichtungen an. (Gerhard in Berl. Monatsber. 1855 S. 365. Petersen in Zeitschr. f. d. Alterth. W. 1855 S. 138 ff.)

So weit haben gewis Voss, Müller und Lobeck recht, wenn sie gegen Creuzer und die ältere Tradition überhaupt die Selbständigkeit der inneren Entwicklung Griechenlands behaupten (König, num theologiae graecae origines ex Aegypto sint repetendae. Eutin 1830). Nur muss man daraus, dass die griechische Culturgeschichte keine äussern Einflüsse nöthig hat, nicht schliessen, dass sie überall keine erhalten hätte. Darin liegt allerdings eine Hyperkritik jener hellenistischen Schule, dass sie auch dasjenige, was in dieser Hinsicht ziemlich beglaubigt vorliegt, entweder ganz in das Gebiet der Mythen verwiesen oder wenigstens als Antedatierung aus späterer Zeit angesehen hat. Letzteres ist insbesondere der Standpunct von Voss (Antisymbolik 1824) und Lobeck (Aglaophamus 1829), die zwar einerseits orientalische Einflüsse nicht ausschliessen, diese aber erst in die nachhomerischen Zeiten setzen und daraus denn nicht nur dasjenige ableiten, was man sonst früheren vorgeschichtlichen Berührungen zuschreibt, sondern auch das, was wir (§. 3) aus natürlicher pelasgischer Culturentwicklung erklärt haben. Ja Schubarth (über Homer und sein Zeitalter) geht so weit, die Kyklopenmauern für nachhomerisch zu halten und vergisst, dass Homer selbst seine Zeit der früheren entgegensetzt (*οἷοι νῦν βροτοί εἰσι*) und von der menschlichen Sprache eine Göttersprache scheidet, in der wir wol mit Göttling (ges. Abhdl. S. 322) pelasgische Reste erkennen können. Was aber orientalische Einflüsse betrifft, so kennt Homer (Od. XV, 102. Heeren Ideen I, 2 S. 162. Hüllmann, Handelsgesch. S. 9) bereits phönicische Kaufleute: und Verbindungen dieser Art dürfen wir gewis um so früher annehmen, je unzweifelhafter gerade Vorderasiens hohe Cultur schon vor die Zeiten des Heraklidenzuges fällt. O. Müller hat zwar auch Kadmos zu beseitigen und zu einem tyrrhenisch-pelasgischen Gotte zu machen gesucht (Orchom. S. 437); ja Welcker (über eine kretische Colonie in Theben und Kadmos den König, Bonn

1824 S. 23) gibt eine griechische Etymologie für ihn in κάζω, also = der Kundige: aber viel näher liegt die alte von Buttmann (Mythologie II, S. 168), die ihn zum Morgenländer macht. Da ferner die Buchstaben, die er gebraucht haben soll (*Καδμήϊα* oder *Φοινικήϊα γράμματα* Herod. V, 58. 59), entschieden semitisch sind, so ist nicht abzusehen, weshalb man sich gegen die Annahme sträubt, die auch seinen Namen nur als Personification der phönicischen Einflüsse betrachtet. Denn dass die Schreibekunst in Griechenland nicht so jung zu sein braucht, wie sie Wolf gemacht hat, ist neuerdings erwiesen [2]). Auch andere Zeichen phönicischer Einwirkungen sind nicht zu übersehen [3]). In Beziehung auf Phönicien kann man jedenfalls die Annahme eines orientalischen Einflusses nicht abweisen [4]): über das Mehr

---

2) vgl. Nitzsch, melet. hist. Hom. Hannover 1830. Hug, die Erfindung der Buchstabenschrift etc. Ulm 1801. Hitzig, die Erfindung des Alphabets, Zürich 1840. Ross in Jahns Jhrb. 1854. Bd. LXIX S. 513. Sonstige Literatur über den orientalischen Ursprung der Schrift bei Klotz, lat. Lit. Gesch. I, S. 140.

3) Herakles (Müller Dor. I, S. 452), Ino Leukothea, Kadmos Tochter (Nitzsch z. Odyssee II, S. 53), ihr Sohn Melikertes auf dem Isthmus, der Aphroditencult in Korinth (Böckh, metrolog. Unters. S. 43. Müller Dor. I, S. 405. kl. Schr. II, 19. Anders freilich Hefter, Gesch. der Religion der Griechen, Brandenburg 1845 und Engel, Kypros, Berlin 1841, doch vgl. dagegen Preller in Jen. Lit. Zeit. 1846 p. 902. Barth, Corinth. commerc. p. 7. Strab. VI, 272. VIII, 378. Athen. XIII, 32. 33), die Taube in Sikyon (Curtius Pelop. II, 585), Kythera (II, S. 299. Diodor. V, 77): die Bergwerke auf Thasos (Herod. VI, 47. Böhnecke, Forschungen S. 104) und Euböa (Höck, Kreta I, S. 266. Im Allg. Hüllmann, Handelsgesch. S. 31. Curtius, Pelop. II, 10, 269, 306, 450), Wegebau durch Phönicier (Curtius, über den Wegbau der Griechen S. 5), Uebereinstimmung mit dem Oriente in Mass und Gewicht (Böckh, metrol. Unters. Berlin 1838), Ortsnamen (Olshausen im Rh. Mus. VIII, S. 321 ff.), Phönicier in Argos (Curtius im Rh. Mus. VII, S. 455).

4) s. auch Meyerhoff, comm. de Phoenicum in antiquissima Graecia vestigiis, Gott. 1794. Walz, Philol. I, S. 742. Raoul Rochette, Annal. de l' Inst. arch. 1847. Röth, Gesch. der abendländ. Philosophie, Mannheim 1846. Ross, in der allgem. Monatsschr. 1850. Mercklin, über den Einfluss des Orients auf das griechische Alterthum, Dorpat 1851.

oder Minder lässt sich allerdings noch rechten. Darin sind auch wol Böttiger und Plass zu weit gegangen, dass sie das älteste Griechenland gleichsam mit einem Netze phönicischer Factoreien umspinnen, Böttiger gar überall, wo Poseidon verehrt wird, ihre Anwesenheit voraussetzt, (Amalthea II, S. 307. Kunstmythologie I, S. 205), ja auch Hermes zu einem phönicischen Gotte macht (Vasengemälde I, 2. S. 97. vgl. Putsche, de Mercurii apud Homerum muneribus. Vimar. 1833. In Rhodos phönicischer Poseidonscult Diod. V, 58).

Wie aber das vorgeschichtliche Griechenland auswärtiger Technik bedurfte, zeigen auch die tirynthischen γαστερόχειρες aus Lycien (Strab. VIII, 372). Insofern lässt sich auch vielleicht Pelops als Ausländer betrachten, so dunkel auch sein Verhältnis gerade zu den Pelasgern und Peloponnesiern ist (Phrygier? Höck, Kreta I, S. 135. Thraker? Uschold, troj. Krieg. S. 167). Nur das steht fest, dass technische und geistige Cultur geschieden werden müssen und dass die Griechen gerade im originalen Besitze dieser auch jene veredelt haben. Was sie von den Barbaren empfiengen, haben sie besser gemacht (Epinom. p. 987 E) und so haben ihnen diese selbst mit ihrer grösseren mechanischen Cultur in dynamischer Hinsicht dienen müssen [5].

Ein Volk allein macht eine scheinbare Ausnahme, die Thraker, aber diese sind nicht, wie Lobeck thut, mit den barbarischen zu verwechseln, sie sind vielmehr mit den spätern Griechen so innig verschmolzen, dass auch Orpheus zu der hellenischen Cultur nicht als Fremder steht. (Bode, de Orpheo, Gött. 1824. 1837.)

§. 5. Die älteste griechische Kunst, insbesondere Architektur und Plastik.

Nur in technischer Hinsicht haben die Griechen der

---

[5]) Dass die phönicische Technik übrigens keinen hohen Kunstwerth hat, zeigt Gerhard, über die Kunst der Phön. Berlin 1848, und dass die griechische Sculptur nicht aus Aegypten stammt, Friederichs, nationum graec. diversitates etiam ad artis statuar. et sculpturae discrimina valuisse. Erlang. 1855. S. 17. und Brunn im Rh. Mus. X, S. 153.

ältesten Zeit auch von dem Oriente gelernt oder von dessen vorgeschrittener Cultur Nutzen gezogen, wie dies auch die Sage ausdrückt, indem sie den grössten Theil der mythischen Wesen, die als Personificationen frühester Kunstthätigkeit gelten müssen, nach dem Osten verlegt und von dort kommen lässt. Dahin gehören z. B. die idäischen Daktylen, von welchen Höck (Kreta 1, S. 277) nachgewiesen hat, dass nicht Kreta, sondern Phrygien als ihre Urheimat zu betrachten sei. Sie sind weiter nichts als Repräsentanten (Diodor. V, 64) der Fingerfertigkeit, weshalb sie von Schol. ad Apoll. Rhod. I, 1128 in rechte und linke eingetheilt werden: *δεξιοὺς τοὺς ἄρσένας, ἀριστεροὺς δὲ τὰς θηλείας.* Was aber derselbe weiter hinzufügt, *γοῆτες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς καὶ δημιουργοὶ σιδήρου λέγονται πρῶτοι καὶ μεταλλεῖς γενέσθαι,* zeigt eben nur, dass Metallarbeit und Bergbau den ältesten Griechen noch als Zauberei und übernatürliche Kraft über den Stoff erschienen. — Ganz dasselbe liegt auch in dem Namen der Telchinen, die in Rhodos einheimisch, auf Lycien zurückweisen und als Verfertiger der ersten Götterbilder gelten [1]).

Ganz besonders werden auch aus Lycien die Kyklopen abgeleitet, die schon S. 41 als *γαστερόχειρες* (Strab. VIII p. 373) in Tirynth, in Diensten des Königs Proetos, erwähnt sind. Doch zeigen auch diese recht deutlich, wie wir uns diese älteste Kunst im Verhältnis zur spätern zu denken haben und wie trotz dieser technischen Vorgänger doch die hellenische Kunst national entwickelt ist. Diese Kyklopen sind nämlich gewis auch ursprünglich Bergleute, bei denen das Grubenlicht auf der Stirn zur Sage von der Einäugigkeit Veranlassung gegeben hat (Diodor. III, 11. Phot. bibl. c. 250 p. 448 Bekk.). Jedenfalls ist das eine viel bessere Erklärung als mit Böttiger (kl. Schr. Dresden 1837 Bd. I, S. 164) dieselbe von einem gemalten Flecken auf der Stirn oder mit Hug und Creuzer (Symbol. Bd. I, S. 8) von astro-

---

1) Diodor. V, 55. Creuzer, Symbolik II, S. 536. III, S. 348. Müller, Archäol. §. 70. Sicherer, de Telchinibus, Traj. 1840. Lobeck, Aglaoph. p. 1181. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1851 Hft 3. (von *θέλγω*). Grotefend, in Gött. gel. Anz. 1842 S. 150).

nomischen Beobachtungen oder mit Böttcher (Hom. Aehrenlese, Dresden 1848 S. 25) von runden Gesichtern im Gegensatze zum griechischen Oval herzuleiten. Wenn aber Bergleute zugleich als Baumeister erscheinen, so liegt darin angedeutet, dass der Charakter dieser ganzen frühesten Architektur noch das gewesen sei, was L. v. Klenze (Versuch einer Darstellung der technischen und architektonischen Vereine, in Böttigers Amalthea III, S. 78 ff.) troglodytische Architektur nennt, d. h. eine solche, welche sich noch ganz an die Vorbilder natürlicher Höhlen und sonstiger Zufluchtsörter hält. Darauf führen auch die sonstigen zerstreuten Nachrichten über älteste griechische Baukunst und Bauwerke. Selbst wenn Hephästos als der Gott der Künste erscheint, so deutet das darauf, dass die älteste Kunst gleichsam ihr Ideal in der geheimnisvollen unterirdischen Thätigkeit der Natur erblickte, die ja eben Hephästos als Gott des Erdfeuers vertritt und die auch Ursache geworden ist, dass die spätere Poesie ihm die Kyklopen zu Gehülfen in seiner Werkstätte im Aetna gegeben hat (Lennep ad Hesiod. Theogon. v. 139).

Noch deutlicher aber thut es sich in dem Namen des Trophonios kund, der uns einerseits als Baumeister andrerseits als ein unterirdischer Gott, gleichsam als die nährende Erdkraft erscheint, die aber doch auch so wesentlich in Höhlen wie namentlich bei Lebadea wirksam vorausgesetzt ward [2]). Derselbe aber sollte mit Agamedes — dem Vielkundigen — auch das delphische Adyton d. h. den Eingang zu der Stätte des Orakels und der Tempelschätze erbaut haben. So sind überhaupt die frühsten Bauwerke, von denen wir hören, ganz oder wenigstens halb unterirdisch, man mag sie nun für Schatzhäuser oder für Gräber oder für beides zugleich halten, wie neuerdings Göttling und Abeken (Bull. del inst. arch. 1841 p. 42) diesen Streit zu schlichten gesucht haben. Das Alterthum nannte sie *θησαυρούς*, wie namentlich das Schatzhaus des Atreus zu Mykene und des

---

[2]) Ueber diesen chthonischen Hermes oder auch Zeus Trophonios vgl. Creuzer ad Cic. nat. deor. III, 22. Göttling, de oraculo Trophonii. Jena 1843. Wieseler, Orakel des Trophonios, Gött. 1848. Philol. I, S. 735. Gottesdienstl. Alterth. §. 41).

Minyas zu Orchomenos (Paus. II, 16. IX, 36—38), von welchen beiden noch die Ueberreste existieren (Dodwell, views and descriptions of Cyclopian or Pelasgic remains, London 1834). Gerade diese aber haben neuerdings Welcker (Rhein. Mus. II, S. 469) und Mure (ebend. VI, S. 240. 252) für Königsgräber erklärt, und möglich wäre das allerdings auch, obgleich es noch sicherer, wie Müller nachgewiesen hat, von den Labyrinthen zu gelten scheint, die jedenfalls auch keine Gebäude im späteren Sinne des Wortes, sondern vielmehr unterirdisch waren (Höck, Kreta I, S. 62 ff.): *Κυκλώπεια σπήλαια* nennt ein solches in Nauplia Strabo geradezu (VIII p. 369). Ja selbst die Kyklopenbauten im engeren Sinne des Wortes, obgleich überirdisch, haben sich keineswegs von der Nabelschnur der Natur losgemacht, sondern ahmen die steilen Abhänge der Berge nach, auf welchen die alten Städte (Thuc. I, 8) angelegt zu werden pflegten, und ergänzen eigentlich nur, was an der natürlichen Steilheit fehlte [3]. Daher wurden die Steine auch weiter nicht behauen, sondern in roher Masse aufgethürmt. Erst allmählich tritt durch den Polygonenbau wenigstens eine absichtlichere, wenn auch noch immer nicht künstlerische Bauart ein [4].

Ganz besonders charakteristisch endlich für die Aehnlichkeit dieser ältesten Kunstrichtung mit der orientalischen sind auch die Sculpturen, die wir gerade an dem Löwenthore von Mykene finden und die uns ganz ähnlich auch in Phrygien und sonst begegnen [5]. An einen organischen Zusammenhang derselben mit späterer griechischer Bildhauerei ist nur sehr uneigentlich zu denken. Nur insofern diese sich auch an den Hermen und dgl. entwickelt, tritt sie mit jener ältesten reliefartigen in Zusammenhang, wie ja auch die Hermen nur Verzierungen roher Steine, namentlich Grenz-

---

[3] Z. B. die Burg von Phenea Paus. VIII, 14, 4 *ἔστι δέ σφισιν ἀκρόπολις ἀπότομος πανταχόθεν, τὰ μὲν πολλὰ ἔχουσα οὕτως, ὀλίγα δὲ αὐτῆς καὶ ἰσχυρώσαντο ὑπὲρ ἀσφαλείας.* I, 22, 4 *πᾶσα ἀπότομος οὖσα καὶ τεῖχος ἔχουσα ἐχυρόν.* Ross, Inselreise IV, S. 72.

[4] Hirt, Baukunst I, S. 178. Gell, Probestücke etc. Stuttgart 1831. Curtius, Pelop. II, S. 570.

[5] Steuart, description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia etc. London 1842. Curtius, Pelop. II, S. 405.

steine mit symbolischen Gliedmassen als Attributen sind [6]). Hier aber war sie rein handwerksmässig: die Keime künstlerischer Entwicklung liegen in den runden und freien Holzbildern, gerade wie auch die künstlerische Architektur der späteren Zeit sich an die Holztempel anknüpft. Bekannt ist die Sage von den gleichsam emancipierten Bildern des Dädalos (Diodor. IV, 76. Gedicke ad Plat. Menon. ed. Buttmann. p. 97 B.), aber gerade diese *δαίδαλα* sind wesentlich *ξόανα* (Paus. II, 19, 3. IX, 3, 2: 40, 2. Auch Smilis Paus. VII, 4, 4). Wenn also Dädalos an die Spitze der griechischen Kunstgeschichte, namentlich auch als Erfinder von Werkzeugen (Plin. VII, 57), gestellt wird, so bedeutet das eben, dass diese vielmehr aus solchen Werken hervorgieng (Roulez in Mém. de l'acad. de Brux. X). Dass Dädalos anderswo als Schmied erscheint, darf nicht mit Welcker (Trilogie S. 291) als das Ursprüngliche genommen werden. Auch Baumeister heisst er nur als Künstler überhaupt, ohne hier eine bestimmte Richtung zu vertreten. Höchstens kann man daraus den Schluss ziehen, der übrigens auch sonst feststeht, dass Architektur wie Sculptur in Griechenland schon der vorhomerischen Zeit angehört. Homer kennt schon Tempel [7]) und Götterbilder, welche die Dädalische Periode voraussetzen (Gottesdienstl. Alterth. §. 2, 12) und die übrige reiche Industrie und Gewerbthätigkeit, von welcher die Waffen und Geräthe seiner Helden zeugen, kann unmöglich ganz aus der Fremde abgeleitet werden. Nur darf man aus den Beschreibungen nicht auf den Kunstwerth derselben schliessen (Petersen, zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen, Hamburg 1845).

---

[6]) de terminis eorumque religione, Gött. 1846. Gerhard, de religione Hermarum, Berlin 1845, archäol. Nachlass aus Rom S. 197—284.

[7]) Nur möchten auch die Tempel früher von Holz gewesen sein: soll doch der älteste Delphische Tempel eine Laube aus Lorbeerreisern (Paus. X, 5, 5), der von Agamedes und Trophonios erbaute Tempel des Poseidon in Mantinea von Eichenstämmen errichtet sein (Paus. VIII, 10, 2. vgl. auch V, 16, 1 über eine Säule im Heraeon).

§. 6. Die ältesten Grundlagen der griechischen Religionsansicht und Mythologie.

Dass schon die homerische Zeit einen Reichthum von Cultus und Cultusgegenständen darbietet, ist bekannt. Andererseits dürfen wir allerdings annehmen, was nicht nur Herodot, sondern auch Plato sagt, dass der älteste Cultus in Griechenland eine unmittelbare Verehrung der Naturerscheinungen gewesen sei. Was nun die Brücke von diesem naturalistischen zu jenem anthropomorphischen Cultus gewesen sei, ist die Frage, die nicht nur der Mythologie, sondern auch der Culturgeschichte zu beantworten obliegt, um so mehr, als in diesem Puncte noch entschiedener als in andern der Keim und die Quelle der meisten und wichtigsten späteren Erscheinungen in der vorgeschichtlichen Zeit zu suchen ist. Andere Theile der vorgeschichtlichen Cultur sind später nur noch als Ruinen vorhanden, der ganze Geist hat sich geändert, das Alte ist vergessen oder bis zur Unkenntlichkeit verjüngt. Im Gebiete der Religion und ihrer Gegenstände dagegen ist diese Veränderung ziemlich auf die Oberfläche beschränkt geblieben, oder, wenn man lieber will, sie besteht eben darin, dass sie eine neue Oberfläche, das mythisch-anthropomorphische Gewand, über die Gegenstände gelegt hat, ohne darum diese als solche ganz zu ändern. Man muss nur unterscheiden zwischen der dichterischen und künstlerischen Behandlung der mythologischen Personen und zwischen dem Cultus oder der Verehrung derselben. Erstere gehört wesentlich der neuen Zeit an, letztere ist bisweilen gar nicht von dieser berührt, bisweilen nur so, dass das Alte in das Dunkel des Geheimnisses gedrängt ist, ohne deshalb vergessen zu werden. Will man auch diese Mysterien unter den heiteren Erscheinungen des öffentlichen Gottesdienstes als Ruinen betrachten, so sind sie doch theils viel besser erhalten als die meisten sonstigen, theils auch von den öffentlichen Erscheinungen weit weniger specifisch verschieden, als dies hinsichtlich anderer Cultursphären gilt. Endlich, wenn auch der Cultus bei den von Alters her verehrten Gottheiten sich häufig modernisiert hat, so folgt doch daraus nicht, dass er sich ganz von der Dichtermythologie abhängig gemacht

habe, weder dass er Götter aufgegeben, die zufällig in dieser keinen Platz fanden, noch dass er deren aufgenommen, die vielleicht bei den Dichtern eine Rolle spielen. Nur das ist gewis, dass der Kern der meisten dieser Dichtergestalten bereits in dem früheren Cultus existierte. Wenn also dieser ursprünglich nur ein unmittelbarer Naturcult gewesen sein soll, so bleibt, wie gesagt, die Hauptfrage, woher denn diese zahlreichen Gestalten gekommen seien? Herodot leitet sie aus Aegypten, Libyen u. s. w. her und betrachtet nur einige wenige als echt griechisch (II, 50): Hera, Hestia, Themis, die Chariten und Nereiden, wahrscheinlich weil diese Namen ihm noch zu seiner Zeit verständlich waren, während die andern einer veralteten Sprachperiode angehörten. Aber darum sind sie doch vielmehr griechisch als ägyptisch, wenn auch ihre Etymologie schwankt (G. Hermann, Opusc. T. II, de antiquissima Graecorum mythologia. Schwenck, etymologisch-mythologische Andeutungen). Nicht einmal dadurch kann man (Creuzer, Symbolik I, S. 21) Herodot vertheidigen, dass man sie als Uebersetzungen betrachtet, da sie das, was die ägyptischen bedeuten, nicht bedeuten können.

Dazu kommt aber ausserdem noch ein weiterer Umstand, der eben wesentlich mit jener oben erwähnten Theilung und Trennung des griechischen Bodens zusammenhängt, die einen so entschiedenen Gegensatz zu andern Gegenden ausmacht. Der griechische Cultus ist auch in der späteren Zeit noch wesentlich local. Jede Gegend verehrt eine andere Schutz- und Stammgottheit, hat ihre andren Cultusmythen u. s. w.: sogar von den einzelnen Demen in Attika gilt das (Paus. I, 14, 6). Dass aber diese Verschiedenheit nicht erst aus der homerischen Zeit herrühren kann, geht daraus hervor, dass diese Culte und Sagen oft ganz unberührt von der Poesie geblieben sind und mit der herrschenden Mythologie in Widerspruch stehn [1]). Gleichwol sind sie in Namen und Per-

---

[1]) S. über Dione in Dodona Buttmann Mythol. I, 25. In Athen ist Apoll sogar Sohn des Hephästos und der Athene (Bähr de Apolline patricio, Heidelb. 1820), Harmonia in Theben eine Tochter des Ares, in Samothrake des Zeus und der Elektra (Diod. V, 48), in Rhodos ist Leukothea aus der Halia, einer Schwester der Telchinen, geworden (Diod V, 55).

sonen aufs schärfste ausgeprägt. Sollen diese nun alle aus dem Oriente oder Aegypten gekommen sein? sollen jene Einwanderer alle Thäler durchstrichen und jedem derselben seinen besondern Gott, seinen besondern Namen mitgetheilt haben, und gerade so passend für die jedesmalige Oertlichkeit, wie das bei vielen dieser Namen der Fall ist? Das würde eine missionarische Thätigkeit voraussetzen, die weit über die gienge, welche z. B. Bonifacius in Deutschland entwickelt hat, die gar nicht im Charakter der Alten liegt, welche an Verbreitung ihrer Religionen kein Interesse hatten. Ehe man also ein solches Princip ohne alle historische Belege annimmt, erkläre man doch die Erscheinung einfacher aus den localen Eindrücken selbst, die sich ebenso allmählich zu festen Cultuspersonen fixierten (Müller, kl. Schr. II, S. 4, 22), wie aus dem Familienregiment das Stamm- und Staatsleben hervorgieng.

Dass dabei ursprünglich Verehrung der Naturerscheinungen zu Grunde lag, kann man ohne Weiteres annehmen; gerade wie in der Sprache die sinnlichen Begriffe die ursprünglichsten sind und sich erst allmählich zu ethischen und geistigen gesteigert haben. Entgegengesetzte Ansichten (z. B. Heffter, Gesch. der Religion der Griechen und Römer, Brandenburg 1845) können nur auf sehr untergeordnete Bedeutung Anspruch machen. Freilich wurden die einzelnen Begriffe — Sonne, Mond, Himmel, Erde, Wasser u. s. w. — dann wieder sehr verschieden aufgefasst [2]), und das ist jedenfalls die erste Entwicklungsstufe der griechischen Mythologie, dass gemeinschaftliche Grundbegriffe örtlich oder sonst relativ gesondert worden sind, die wir jetzt in der localen Färbung wiedererkennen und herausfinden müssen. „Die Gottheiten der alten Griechen und Römer,“ sagt Buttmann (Mytholog. I, 1), „mit ihren mannigfachen Namen und Verrichtungen waren die allmählichen Producte einer Reihe von Jahrhunderten; das Geschäft des philosophischen Alterthumsforschers ist, sie wieder von allen späteren Zusätzen und Bestimmungen zu entkleiden und überall den einfachen Grundbegriff aufzusu-

---

2) *Γαῖα πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία* Aesch. Prom. 210. Welcker Trilogie S. 40. Lilie, de Telluris deae natura etc. Breslau 1855.

chen, welcher der Gegenstand der einfachsten Verehrung war." Dies vielfach im Einzelnen nachgewiesen und untersucht zu haben, ist keins der geringsten von O. Müllers Verdiensten (Proleg. S. 205 ff.). Doch hat es im Einzelnen seine grosse Schwierigkeit, aus mehr als einem Grunde. Einmal sind selbst jene Grundbegriffe so mannigfaltig und fallen unter so verschiedenartige Gesichtspuncte, dass man nicht immer gleich weiss, mit welchem Reagens man verfahren soll, um den Kern als Niederschlag zu gewinnen: denn es ist eben so verkehrt, wenn Forchhammer alles auf wässerige, als wenn Uschold (Vorhalle zur griech. Gesch. und Myth. Stuttg. 1838) alles auf solarische Erscheinungen reduciert, obgleich beide gewis berechtigt sind und namentlich Forchhammer mit gutem Grunde die genaueste Beobachtung des Landes und seiner klimatischen Erscheinungen als ein Hauptmittel mythologischer Deutungen bezeichnet. Ferner aber haben die Mythen und ihre Personen noch eine zweite Phase durchmachen müssen, um zu uns zu gelangen, die dichterische, und nur verhältnismässig wenige sind uns daneben in der Gestalt bekannt, wie sie an den einzelnen Orten wirklich im Cultus bestanden. Diese dichterische Behandlung aber hat zweierlei Gesichtspuncte verfolgt, wodurch sie der alten echten Mythologie verderblich geworden ist: den anthropomorphistischen, wodurch sie den symbolischen Charakter in einen phantastischen verwandelt hat, und den systematisierenden, wodurch sie den Charakter localer Besonderheit verwischt hat, ohne darum ein religiöses Element hineinzubringen [3]). Im Gegentheil, erst mit den dichterischen Systemen beginnt der wahre Polytheismus, weil es erst dadurch möglich wird, dass viele Götter, jeder in seiner Branche, neben einander existieren und verehrt werden. Ursprünglich schliesst der locale Charakter gerade den Polytheismus aus, und erst aus den Conflicten, Berührungen und Vermischungen der Stämme werden wir später noch die Combinationen hervorgehen sehen, welche die Dichtermythologie ausmachen, ohne jedoch deshalb je ganz in den Cultus überzugehen. Man lässt sich

---

[3]) Bäumlein, Zeitschr. f. Alt. W. 1839 S. 1182 ff. Bernhardy, griech. Lit. I, S. 140. 186.

wol auch auswärtige Götter gefallen, aber gleichsam wie Luxus bei steigender Cultur; man weist ihnen geringere Stellen ausserhalb der Stadt oder wenigstens in der Unterstadt, am Markte, nicht auf der Burg an, die fortwährend den eigentlichen πατρῴοις und πολιούχοις vorbehalten bleibt. Manche finden auch so selten oder nie ausserhalb ihrer ursprünglichen Heimath Eingang (z. B. Eros, Welcker, Rh. Mus. VI, S. 571. Schoemann, de Cupidine, Greifswald 1852) und am wenigsten sind alle zwölf Götter gleichberechtigt, wenn sie auch in späterer Zeit als Gruppe gemeinschaftliche Altäre erhalten [4]).

Nur als Dualismus oder höchstens in dreifacher Verbindung, als Vater, Mutter und Kind u. dgl., findet sich der ursprüngliche Localcult gespalten, gleichsam „Accorde von Göttern": aber das hindert nicht, ihn doch seinem ganzen Wesen nach dem spätern Polytheismus entgegenzusetzen und wenn auch nicht als eingöttisch, doch als einzelgöttisch dem vielgöttischen Anthropomorphismus gegenüber zu bezeichnen [5]).

Die Dichter haben freilich gerade in ihrer systematisierenden Richtung mitunter die oben erwähnten Grundbegriffe hergestellt, indem sie analoge Wesen unter einem Gattungsnamen zusammenfassten und den früheren Sonderbegriff zum Epitheton herabsetzten — was jedoch darum nicht, wie z. B. Preller es auffasst, das Ursprüngliche ist —: aber gerade dadurch ist dieser Grundbegriff doch auch oft wieder mit sehr fremdartigen Elementen gemischt worden. Noch häufiger haben sie mit beibehaltener Trennung der Personen Einschachtelungen und Subordinationen gemacht, wodurch die alte Coordination im Cultus ganz vergessen und aus der herrschenden Mythologie verdrängt worden ist. Dergleichen geschah eben in Folge der Verschmelzungen kleinerer Stämme

---

4) Gerhard, Abhdl. d. Berl. Akad. 1840 S. 383. Mythol. I, S. 149. Preller, Verhdl. der Jen. Phil. Vers. 1846. Göttling ad Hesiod. p. XLVII. Petersen, Zeitschr. f. Alt. W. 1851 S. 195; das Zwölfgöttersystem der Griechen. Hamburg 1853.

5) Lange, Einleitung in das Studium der griech. Myth. S. 30. Zeitschr. f. Alt. W. 1842 S. 346. Pyl, mythol. Beitr. Greifswalde 1856 S. 79. Eckermann, Melampus S. 25.

und Orte zu grösseren Ganzen, wo der kleinere froh sein musste, wenn sein Gott nur irgendwie als Gegenstand der Verehrung fortlebte.

Nur eine Seite des ältesten Cultus entgieng so ziemlich dieser Umgestaltung, aus dem einfachen Grunde, weil sie den örtlichen Charakter nicht bloss subjectiv, sondern auch objectiv festhielt und dadurch von vorn herein der Entwicklung menschlicher Willkür fern blieb. Das ist die Verehrung solcher Personificationen der Naturkräfte, die auch im Cultus an den Ort, wo sie ihre Wirkungen äusserten, gebannt blieben und dadurch von vorn herein der Freiheit entbehrten, deren die Hauptgötter jedes Ortes, eben weil sie alle schützen sollten, nothwendig bedurften. Das ist also noch eine andere Richtung der griechischen Religion, die Nitzsch (erkl. Anm. zu Homers Od. I, S. XIII) die pantheistische nennt, weil sie im Grunde nirgends sich ganz ausser dem Bereiche einer übermenschlichen Kraft glaubt. Man kann sie jedoch auch die dämonische nennen, insofern *δαίμων* mehr die relative für die Menschen wirkende Göttlichkeit, *θεός* mehr die absolute ausdrückt, die der Mensch jederzeit um ihrer selbst willen ehrt, während er bei den Dämonen an den Nutzen oder Schaden denkt, den er von ihnen erwartet [6]). Einerseits ist daher wol jeder Gott auch *δαίμων* (primus in orbe deos fecit timor Stat. Theb. III, 661), aber nicht jeder *δαίμων* auch *θεός*, sondern wo der Mensch ein numen fühlt, personificiert er es sich zu einer Kraft, die Verehrung verlangt [7]). Während aber die Götter sich concentrieren, systematisieren, vereinfachen, erweitert sich diese Classe immer mehr und umfasst nach und nach nicht bloss wirklich sittliche Mächte, sondern namentlich auch Verstorbene und zuletzt sogar Lebende (Nitzsch, de apotheosis ap. Graec. vulgatae causis. Kiel 1840). Dieser bemächtigt sich jedoch die Dichtermythologie weniger: wo in einem wirklich

---

6) Nitzsch I, S. 89. Nägelsbach, homer. Theol. S. 68. Krische Forschungen S. 322. Ueber die Dämonologie allg. Schulz. 1833 S. 2 ff.

7) Das ist auch die Sphäre, in welcher sich die hermenbildende Kunst wenigstens ursprünglich entwickelt, während die freie mit der dichterischen Anthropomorphisierung Hand in Hand geht.

religionsgeschichtlichen, nicht profanhistorischem Mythus Heroen vorkommen, ist ungleich eher an degradierte Götter zu denken. Dagegen schafft sich allerdings auch die Dichterphantasie Wesen, mit welchen der Cultus gar nichts zu thun hat, theils Allegorien, theils Producte nationaler Tradition mehr profaner Art (Nitzsch, die griech. Heldensage in d. Kieler philol. Stud. 1841 S. 377), obgleich diese natürlich mehr der späteren Zeit anheimfallen.

§. 7. Versittlichung der griechischen Götter, und zwar der olympischen [1]).

Die ursprünglichen Griechen, sagt Plato, verehrten Himmel und Erde, Gestirne u. s. w. direct, und insofern darf es gewis nicht, wie jetzt von vielen geschieht, als eine Umkehrung betrachtet werden, wenn Hesiod an die Spitze seiner Theogonie Uranos und Gäa stellt und darauf erst die persönlichen Geschlechter der Titanen und der Kroniden folgen lässt. Vielmehr ist, wie sein Mythus von den Menschenaltern einen ganz richtigen Abriss von der Culturgeschichte des Volkes gibt, in jenem poetischen Dynastienwechsel auch ein wahrer Kern enthalten, der über Standpunct und Ausdrucksweise des religiösen Gefühls auf den verschiedenen Entwicklungsstufen Auskunft gibt. Nur darf man die Sache nicht so fassen, als ob andre Götter an die Stelle der vorhergehenden getreten wären, sondern es sind natürlich ganz dieselben, nur anthropomorphischer, intellectueller, ethischer gefasst. Es treten locale, Stammes-Auffassungen letzterer Art, die früher sich vereinzelt entwickelt hatten, in den Vordergrund und bewirken, dass die materielleren physikalischeren ganz verschwinden oder nur local werden. Ueberhaupt muss der locale Charakter von vorn herein festgehalten werden, und selbst scheinbar allgemeine Gottheiten, wie der Himmelsgott, haben nicht ursprünglich gleichen Cultus, sondern

---

1) Stuhr, die Religionssysteme der Hellenen in ihrer geschichtl. Entwicklung bis auf die maced. Zeit. Berlin 1838 S. 19—123. Krause, in Hall. Encykl. S. III. Bd. XV. S. 131. Creuser, Symbolik III, S. 72.

es sind nur die Begriffe, auch in den verschiedensten Gestalten des Cultus, im Ganzen dieselben. So kann man allerdings sagen, dass Himmel und Erde die ursprünglichsten Gottheiten waren, obgleich die Entwicklung dieser Begriffe sie bald wieder entweder geradezu in ebensoviele verschiedenartige Auffassungen spaltete, als Landschaften waren, oder wenigstens ihre kosmische Bedeutung stets mehr hinter der anthropomorphischen verschwand.

Dass der hesiodische Uranos noch das Himmelsgewölbe selbst, seine menschlichen Prädicate nur figürliche Attribute seien, hat Müller (Proleg. S. 378) richtig bemerkt. Es ist damit wie mit den symbolischen Attributen der Hermen, während Zeus frei wie die dädalischen Bilder sich als ganzer Mensch bewegt. Gleichwol ist aber Zeus auch nur der Himmel selbst, nicht blos der abstracte Gottesbegriff (Kuhn, in Haupts Zeitschr. f. deutsches Alt. 1842, II S. 230): sein Unterschied von Uranos liegt also nur darin, dass er persönlicher ist und dass sein Name vielleicht auch ursprünglich nur einem bestimmten Landstriche und Stamme angehörte, während andere Stämme den Himmelsbegriff vielleicht specieller als Sonne auffassten oder ihren Cultus mehr dem Meere etc. zuwandten. Doch der Himmel ist so ziemlich überall gleich, daher auch Zeus, sei es von vorn herein oder doch später. Er ist die allgemeinste Gottheit, wenigstens wo nicht wie bei Doriern und Ioniern die Sonne ursprünglich seine Stelle vertrat (Plat. Euthyd. p. 302). Mehr spaltet sich der Erdbegriff (Aesch. Prom. 210), theils weil auch hier bald der Mond, bald die Erde vorherrscht, theils weil diese bald nur als Complement des Himmels bald selbständig aufgefasst wird und diese Selbständigkeit wieder mannigfaltig sein kann. Dass Hera nur eine argivische Ortsgottheit ist, die ihr Supremat in der homerischen Mythologie nur der politischen Bedeutung von Argos verdankt, ist ausgemacht; die Gattin des pelasgisch-dodonäischen Zeus ist Dione (Buttmann, Myth. I, S. 22), die zwar häufig mit Aphrodite verglichen wird, aber nur weil dieser höchste Dualismus selbst das Bild des zeugenden und des empfangenden Princips darstellt, welches letztere in Aphrodite nur isolierter erscheint. Auch die anderen Frauen des Zeus, die das

Dichtersystem zu seinen Kebsweibern und Heroinen degradiert hat, sind ursprünglich grösstentheils Localgottheiten, die in ihrem örtlichen Cultus dieselbe Rolle einnehmen, wie Hera im argivischen. So Semele (Welcker, Rh. Mus. I, S. 435), Io, Kallisto, die ursprünglich eins mit Artemis, später als man diese jungfräulich dachte, zu einer ihrer Nymphen ward (Paus. VIII, 35, 7. Müller, Aegin. p. 31). Ursprünglich aber ist keine griechische Göttin Jungfrau, sondern dieser Begriff gehört erst der spätern anthropomorphischen Zeit an, wo die Naturwesen ethisch vergeistigt wurden. Insofern können wir selbst innerhalb der Sphären, wo uns statt der abstracten Begriffe unmittelbarer Naturerscheinungen concrete Gestalten symbolischer Wesen begegnen, zweierlei Stufen unterscheiden, die dann eben den beiden hesiodischen Dynastien der Titanen und Kroniden entsprechen. Man hat über diese Dynastien die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt. Einige haben Naturrevolutionen darin erblickt [2]), andere den Wechsel der Jahreszeiten (Zeitschr f. Alt. W. 1839. N. 152. 153); viele [3]) betrachten sie als alles religionsgeschichtlichen Grundes entbehrende Philosopheme. Aber von manchen Titanen finden wir später noch die Verehrung [4]). Eher kann man sich gefallen lassen, was Welcker (äschyl. Tril. S. 95) sagt, „der ganze Dynastienwechsel sei nur gemacht, um Personen und Vorstellungen verschiedener Art zu einem Ganzen zu vereinbaren und zufällig entstandene theologische Widersprüche poetisch aufzuheben, Uranos und Zeus seien in der Religion doch zuletzt eins, Kronos aber zu keiner Zeit als Himmel oder höchstes Wesen verehrt.“ Aber gerade jene „theologischen Widersprüche“ sind aus der verschiedenartigen Auffassung der gleichen Begriffe in verschiedenen Zeiten und an verschie-

---

2) z. B. Creuzer, Preller u. A.

3) z. B. Müller, Völcker, Nitzsch in Kiel. phil. Stud. S. 467.

4) Prometheus als *θεὸς πυρφόρος*. Soph. O. C. 55. Weiske, Prometheus S. 523. Gäa Aesch. Eum. 1. Paus. VII, 25, extr. V, 15. Stark, de Tellure. Jena 1849. *Τιτανία* bei Theodos. Gramm. ed. Göttl. p. 60. Uranos und Gäa Procl. ad Plat. Tim. 293 C. Kronos allg. Schulz. 1833 p. 225. Anders Preller, Philol. VII, S. 34 ff.

denen Orten hervorgegangen. Nur das System der zwölf Titanen kann und muss man als ebenso spätes Product wie das Zwölfgöttersystem betrachten, ohne dass deshalb seine einzelnen Elemente, wie Müller (Proleg. S. 373) will, erst aus dem Cultus späterer wirklicher Götter herausgebildet zu sein brauchen. Im Gegentheil wird sich weiter unten zeigen, welche Einflüsse die homerischen Götter mitunter durch die Verschmelzung mit jenen Titanen empfangen haben. In der Erinnerung einzelner Stämme lebte wol fortwährend das Dämmerbild einer früheren Cultusperiode, wo man die Naturkräfte noch in roherer Auffassung verehrt hatte. (Weisse in Berl. Jhrb. 1839, I, S. 471). Aber an orientalischen Sternendienst dürfen wir nicht denken [5]). Dagegen sind unter den Titanen ganz ähnliche Naturkräfte wie auch unter den Olympiern, aber das macht den specifischen Unterschied, dass die Olympier die auch ihnen zu Grunde liegende Natursymbolik stets mehr durch menschenartige Vorstellungen ersetzen, welche die ethischen Culturbegriffe des reifenden Hellenismus in sich aufnehmen und dann selbst die Schützer und Gewährsmänner dieser werden. Selbst Titanen vergeistigen sich so, wie wenn Themis vom Erdsymbol zur Göttin des Rechts, die Erinnyen zu Rächerinnen des Frevels, Prometheus zum Begründer menschlicher Industrie wird. Doch zeigt gerade das letztere Beispiel, wie ihrem Namen fortwährend der Begriff der Incommensurabilität mit der schönen heitern Götterwelt beiwohnte, in welcher der Hellene das Abbild seines eigenen Strebens und seiner veredelten Humanität niedergelegt hatte (Schömann, das sittl. relig. Verh. der Gr. Greifsw. 1847 S. 37). Auch mag sich dem Titanencultus manches orientalische Element beigemischt haben, wie in den Kronosmythen von Kreta aus, wo Rhea der phrygischen Kybele entspricht und Zeus selbst nach einer ganz ungriechischen Symbolik als todter Gott verehrt wurde (Höck, Kreta III, S. 298).

---

[5]) Böttiger, Kunstmythol. I, S. 217. Daran erinnern unter den Titanen nur Asträas und Hyperions Kinder Helios und Selene nebst Eos; die Götternamen der Planeten sind ohnehin viel später, vgl. Ast ad Plat. Legg. p. 605. Creuzer ad Cic. Nat. D. II, 20.

Sonst kann man Zeus gerade, wenn auch nicht ohne Weiteres für den hellenischen, doch für den äolischen Gott halten, sobald man eben nur festhält, dass die Aeoler selbst aus den Pelasgern hervorgegangen, und dass ihre Verbreitung ebenso mannigfach und bunt ist, wie uns Zeus in seinem spätern Cultus erscheint. Dass er pelasgisch, zeigt nicht nur die homerische Stelle von Dodona, sondern auch bis tief in die historische Zeit der lykäische Zeus in Arkadien (Gottesd. Alterth. §. 51. H. D. Müller, über Zeus Lykaios Gött. 1851). So wird wol die richtigste Vorstellung die sein, dass schon bei den Pelasgern, wenigstens in der Zeit, wo sich bereits die Uebergänge vorbereiteten, eine individuelle Fixierung der Göttergestalten und eine nähere Beziehung derselben auf menschliche Verhältnisse eingetreten sei, wenn auch der natursymbolische Charakter erst mit dem gänzlichen Untergange des Pelasgerthums schwand. Ob damit auch neue Namen verbunden waren, oder nur die Auffassungen einzelner Orte den Vorzug vor andern erhielten, wird schwer zu entscheiden sein. Doch bleibt es bemerkenswerth, dass Herodot (II, 52) die neuen Namen gerade über Dodona kommen lässt, wo Zeus insbesondere zu Hause war. Wenn wir davon nur etwa die ausländische Zuthat abziehn, so mag es allerdings so gefasst werden können, dass Dodona selbst einen Anstoss zu einer neuen Richtung der pelasgischen Religion gab, durch welche der dodonäische Zeus an die Spitze des Cultus der meisten übrigen Stämme tritt (Dorfmüller, de primord. p. 60). Dieser Richtung gehört es aber gewis auch an, wenn Hephästos aus einem Gotte des Feuers zu einem Gotte der Künste, Demeter zur Thesmophoros, Athene zur Ergane, Hera zur Ehegöttin wird. Ganz besonders aber beurkundet es sich in Zeus selbst, der, in Dodona wol nur Donnerer, jetzt zum Repräsentanten des Gottesbegriffes selbst wird, an den sich alle einzelnen sittlichen und physischen numina anschliessen [5]). Noch enger aber haften ihm die Epitheta *ἑρκειος, πολιοῦχος, φίλιος, ξένιος, ἱκέσιος, ὅρκιος* an: mit einem Worte alle Personificationen menschlicher Verhältnisse werden zu seinen Epithe-

---

5) Poseidon und Hades selbst heissen *Ζεὺς πόντιος* und *χθόνιος*.

tis und ebenso auch zahlreiche Ortsgottheiten, die sich durch Anschluss an ihn mit dem grossen Ganzen des gemeinschaftlichen Gottesbewusstseins verschmelzen. Aehnlich geht es übrigens auch noch mit andern Begriffen, in denen ursprünglich local verschiedene Wesen zu einem mythologischen Ganzen verschmelzen, wenn auch der Cultus der wenigsten zu der Allgemeinheit des Zeuscultus gelangt.

Recht deutlich zeigt sich die allmähliche Steigerung von blosser Natursymbolik zu sittlicher Bedeutung in Pallas Athene, der Göttin, welche zwar von der spätern Mythologie Zeus am nächsten gestellt wird (Hor. Od. I, 12, 19), aber ursprünglich auch nur sehr particularistischer Art zu sein scheint, wenngleich darum ihr pelasgischer Charakter nicht bezweifelt werden darf. Man hat sie freilich auch zur Aegypterin gemacht (Heffter, Götterdienste auf Rhodus. Zerbst 1829. II), aber die Ableitung von der Neith misbilligt selbst Creuzer (Symb. I. S. 20. III. S. 340). Das Wahrscheinlichste ist, dass der Stamm *θάω* ist wie in *τιθήνη* und *θῆλυς*, also die nährende Kraft der weiblichen Natur bezeichnet werden soll, während Pallas entweder die Jungfrau, wie Müller will, oder nach G. Hermanns Ansicht die Lanzenschwingerin bedeutet [6]. Jedenfalls aber ist auch sie ursprünglich natursymbolisch zu nehmen und in dieser Hinsicht sogar Mutter (Paus. V, 3, 3. Stoll, Ares S. 9.), wie das besonders deutlich wird in der Sage von Erichthonios (Creuzer, Symbolik III, S. 389. Jahn, archäol. Aufs. S. 60) und in dem eigenthümlichen Verhältnis zu Herakles (Braun, Tages und des Hercules und der Minerva heilige Hochzeit, München 1839. Welcker, alte Denkmäler III, S. 38). Hierher gehört wahrscheinlich auch die Verbindung des Herakles mit Auge, der Tochter des Aleos zu Tegea, mit der er den Telephos erzeugt. Sie scheint nichts anderes als Athene selbst zu sein (Jahn, Telephos. Kiel 1841 S. 47); denn es

---

6) Lobecks (*Ρηματ.* p. 300) Ableitung ist verfehlt. Schwenk (mythol. Skizzen S. 61) macht sie zur Feuergöttin. Sonst über Athene Rinck, Mythologie S. XIV. Berliner Monatsber. 1853 S. 362. 1855 S. 374. Gerhard, Minervenidole in Abhdl. d. Berl. Akad. 1842. 44. Paucker, das attische Palladion, Mitau 1849.

stehn oft die Priesterinnen statt der Gottheit selbst und der Name des Vaters Aleos erinnert an den Beinamen Alea, welchen Athene zu Tegea führte (Welcker Rh. Mus. VI, S. 286. Koner, de rebus Tegeatarum p. 19. 28). Das Epitheton bedeutet jedoch nicht Schirm oder Zuflucht, sondern milde Wärme, womit dann der Name und Begriff von Auge aufs Engste zusammenhängt. Freilich fliesst hier schon allerlei zusammen, was auf den ersten Blick heterogen erscheint, aber das Gemeinschaftliche bleibt doch die nährende und wärmende Naturkraft, deren Sitz ebensowol in der Erde als in der Luft sein kann. Damit stimmt auch ihr Beiname *Τριτογένεια*, die Wassergeborne (Müller, Orchom. S. 355), da nach der Annahme des Alterthums selbst die feurigen Himmelserscheinungen von den aus dem Wasser aufsteigenden Dünsten herrühren. Denn dass *Τρίτω* das Haupt heisse, ist eine blosse grammatische Combination (Welcker, Trilog. S. 283). Nur der Ursprung aus dem Haupte des Zeus ist echt natursymbolischer Art und hängt gewis ebenso sehr mit der Bedeutung des letzteren als Himmel zusammen, wie er später zur intellectuellen Allegorie geworden ist. (Forchhammer, Geburt der Athene. Kiel 1841.) Ueberhaupt ist es bisweilen schwer zu entscheiden, ob ein Attribut derselben kosmisch oder social ist, z. B. wenn sie als *Ἱππία* aufgefasst wird. Denn das kann wie bei Poseidon *Ἵππιος* auf ihren wässerigen Ursprung gehn, obgleich sie andrerseits auch als Göttin der Künste zur Rossebändigerin, *Χαλινῖτις*, geworden ist. Nur als *Ἐργάνη* (Diod. V, 73) und dgl. hat sie einen entschieden jüngeren Charakter und dieser steigert sich zuletzt bis zur Repräsentation aller *σοφία*, wenigstens in der athenischen Parthenos, obgleich sie ebendaselbst als Polias noch tellurischen Charakter trägt und anderwärts wie in Arkadien ihre kosmische Natur noch ganz vorherrscht. (Rückert, der Dienst der Athene etc. Hildburghausen 1831. G. Hermann, de Graeca Minerva. Opuscc. VII p. 260. Müller in Hall. Encykl. S. III. Bd. 10, S. 75. kl. Schr. II, S. 134).

§. 8. Die Versittlichung der chthonischen Gottheiten.

(Gerhard, Mythologie I, S. 426. H. D. Müller, Ares. Braunschweig 1848.) Chthonische Götter sind Hades und Ares auf der einen, der triadische Complex der Demeter auf der andern Seite: Hades, Demeter, Persephone. Ares ist aus einem Gotte der Unterwelt später der Gott des Verderbens geworden (Soph. OR. parod.), dann des Krieges; und in dieser ethischen Bedeutung steht er den übrigen olympischen Göttern gleich. Bei der Trias sind die Namen verschieden: gewöhnlich heisst die Tochter der Demeter Persephone, was ursprünglich mit Demeter nichts zu thun hat, sondern Schattenkönigin, die Gattin des Hades, ist. Erst dann ward sie mit Demeter verbunden, als man deren Tochter eben als Gemahlin des unterirdischen Zeus zu betrachten anfieng (Eckermann, Hall. Encykl. S. III. Bd. XVII. s. v. Persephone). Als Tochter aber heisst sie zunächst Kora wie in Eleusis oder Despoina wie in Arkadien, wo sie von Demeter Erinnys mit Poseidon Hippios erzeugt wird. In der samothrakischen und kretischen Sage hat sie sogar einen Sohn Plutos, den sie von Iasion empfängt (*ἐν τριπόλῳ πεδίῳ* Hesiod. Theog. 962. Diod. V, 49. 77. Höck, Kreta I, S. 330).

Auch bei Demeter müssen mehrfache Beziehungen geschieden werden, in welchen nach den verschiedenen Oertlichkeiten ihr Grundbegriff der „Mutter Erde" aufgefasst wurde. Man hat sich zwar neuerdings darin gefallen, diese auf der Hand liegende und vom Alterthum selbst vielfach anerkannte (Eurip. Bacch. 273. Aesch. Prom. 567. Agam. 1042. Eum. 805) etymologische Bedeutung zu läugnen und *Δῆ* nicht für *Γῆ*, sondern für das abgekürzte *Δηώ* zu nehmen, dessen Etymologie aber selbst wieder unklar ist [1]). Aber jedenfalls ist sie die Erde in allen ihren Mythen, nur dass diese in den verschiedenen Gegenden ebenso verschieden wie Zeus in Thätigkeit gesetzt ist. Was bei Zeus die ver-

---

1) Preller, Demeter und Persephone, Hamburg 1837 S. 30. 366. Bäumlein in Zeitschr. für Alt. W. 1839 S. 1202. Dagegen Müller, Lit. Gesch. I, S. 25.

schiedenen Gemahlinnen, das sind bei Demeter die Töchter, die in jedem Cultus einen andern Namen führen und ebenso wenig identificiert werden dürfen, wie dort z. B. Hera und Dione. Erst die Dichtermythologie hat vielleicht alle diese Arten von Erdenmüttern unter einen Gesammtbegriff gebracht, wie es namentlich auch Preller auffasst, indem er (S. IX. X.) „jener Localmythologie, auf die man neuerdings zu dringen pflegt, die Idee einer Nationalmythologie entgegenstellt, in welcher alles Locale zum Momente einer höheren Einheit geworden sei.“ Aber um so schärfer müssen die localen Elemente im Cultus getrennt werden, zumal da gerade hier fast mehr als irgendwo sonst das Geheimnis die alten Auffassungen fortgepflanzt und äusserer Verschmelzung gewehrt hat. Selbst der Cultus der Thesmophoros hat einen mysteriösen Charakter, wenigstens insofern, als er nur von den Weibern begangen wurde, die den Charakter der Fruchtbarkeit auch auf die Ehe ausdehnten und die in der Erdmutter das Symbol ihrer eignen weiblichen Natur verehrten (Gottesd. Alterth. §. 32, 17. 56, 24). Doch ist dieser Cultus schon deshalb nicht mit den eigentlichen Mysterien zu verwechseln, weil er sich an vielen Orten wiederholt, ja als allgemeines griechisches Weiberfest gelten kann (Mém. de l'Ac. des Inscr. T. 39 p. 203), während die Mysterien an bestimmten Orten haften. Zudem liegt trotz aller sinnlichen Auffassung jenes ehelichen Princips doch der „Bringerin der Satzungen“ ungleich mehr sittliche Bedeutnng zu Grunde, als sich sonst in den Mysterien findet (Preller, Zeitschr. f. Alt. W. 1835, S. 790). Ueberhaupt liegt es in der Natur der Sache, dass die ethisch auffassenden Culte sich leichter verallgemeinern als die natursymbolischen, gerade wie die Menschen in sittlicher Hinsicht verschmelzen, auch wo die Natur sie trennt. Die natursymbolische Auffassung der Mysterien wurde erst spät und auf dem Wege der Reflexion ethisch gesteigert und vergeistigt: an sich haben gerade die Culte, welche die geistigsten Elemente haben, die wenigsten Mysterien und nichts kann verkehrter sein, als (Dorfmüller de prim. p. 66) die ganze neuhellenische Cultusrichtung aus den Mysterien hervorgehen zu lassen. Weit passender, wenn gleich auch nicht ganz oder nur a potiori richtig, ist die Bemerkung von O.

Müller (Lit. Gesch. I, S. 416), dass sich die Mysterien vorzugsweise an die chthonischen Götter anknüpfen. Gerade diese sind aber mehr als andere local, schon darum, weil sie gewöhnlich mit Höhlen oder Erdspalten zusammenhängen. Fand auch die Verpflanzung eines solchen Cultus an andre Orte leicht symbolischen Ersatz dafür, so kann doch im Ganzen der chthonische Cult als einer der ursprünglichsten und unmittelbarsten gelten, weshalb er auch, bei aller Uebereinstimmung in der Grundlage, im Einzelnen ausserordentlich modificiert ist. Selbst manche Einzelgottheit der spätern Mythologie mag ursprünglich chthonisch sein, wie das H. D. Müller (Ares, Braunschw. 1848) von Ares höchst wahrscheinlich gemacht hat und wie es von den Erinnyen sicher ist. Meistens aber ist es die eleusinische Dreizahl eines Paares, in dessen Schicksalen sich das Samenkorn oder sonstige Producte der Erde und des Landbaus personificieren, verbunden mit einem Mittelwesen, das bald die Mutter- bald die Kindesrolle dabei spielt. Ein Hauptsitz dieses chthonischen Cults ist in Hermione, wo Demeter als Chthonia, der Unterweltsgott als Klymenos verehrt ward [2]). Ebendahin kann man aber auch die Sage von Iasion und Plutos rechnen, da Plutos synonym mit Pluton ist (Plat. Cratyl. p. 403. E. Cic. Nat. D. II, 26), Iasion aber auch in den Mythen von Samothrake vorkommt. Auch in Samothrake ist gewis ein Element des chthonischen Cultus zu finden, obgleich sich hier die allerverschiedenartigsten Schichten über einander legen, die in dem gemeinschaftlichen Namen der Kabiren [3]) nicht sowol einen Einheitspunct als viel-

---

2) Paus. II, 35. Athen. X, 82. Preller, S. 57. Ebert, de Cerere Chthonia, Königsb. 1825. Eckermann, Melampus und sein Geschlecht, Gött. 1840. Allg. Schulz. 1828 S. 932.

3) S. über die Kabiren: Axieros, Axiokersos und Axiokerse, Welker, Trilogie S. 163. 166. Weiske, Prometheus S. 441. Peucker, att. Palladion S. 117. Guthberlet, de mysteriis deorum Cabirorum, Franeker 1704. Klausen in Hall. Lit. Zeit. 1833 Sept. N. 156. Haupt, de religione Cabiriaca in Zeitschr. f. Alt. W. 1834 N. 145. Gerhard, hyperbor. Stud. S. 34. Böttiger, Kunstmythol. I, S. 394. Höchst seltsam Rinck, Relig. d. Hell. I, S. 264. 276. Sonstige Lit. Gottesdienstl. Alterth. §. 65, 5.

mehr den Grund endloser Confusion tragen. So kam Hephästos aus der Nachbarschaft von Lemnos (Welcker, Trilogie S. 161. Rhode, res Lemnicae. Vratisl. 1830), die Dioskuren von den Karern (Hemsterh. ad Lucian II, p. 335 Bip.), auch phönicische und kretische Einflüsse sind nicht zu verkennen. Endlich haben auch die tyrrhenischen Pelasger, die wir in der geschichtlichen Zeit dort finden, das ihrige beigesteuert, namentlich den Hermes, der wenigstens nach Her. II, 51 von diesen zunächst seine typische Gestalt erhalten haben soll. Auch er ist wol ursprünglich physikalisch zu fassen, so sehr auch die Ansichten über ihn auseinandergehn mögen (Dorfmüller, die Grundidee des Hermes. Ausgb. 1851. Wehrmann, Wesen und Wirken des Hermes. Magdeb. 1850. Müller, Proleg. S. 354. Forchhammer, Athen S. 52. Petersen, Hall. Lit. Z. 1838. Erg. Bl. S. 304).

§. 9. Einzelne lelegische und thrakische Elemente des griechischen Cultus.

Das gemeinschaftliche Merkmal der pelasgischen Religionen ist eine kräftige und gesunde Sinnlichkeit, ein in die Werkstätte der Natur eindringender Materialismus, der zwar in dem Masse, wie die menschlichen Verhältnisse sittlicher und intellectueller werden, auch die Götter hebt und versittlicht, aber zur Hebung des Menschen seinerseits nicht weiter mitwirkt, als diese eben aus der Anerkennung des Höheren und der Scheu vor demselben von selbst hervorgeht. In dieser Beziehung war es allerdings gut, noch ein zweites Element zu erhalten, das den Menschen, wenn auch zunächst nur auf mehr oder minder rohe Art, aufstachelte und einen Sinnenreiz in ihm hervorbrachte, der geeignet war, ihn aus der Alltäglichkeit und Passivität des geschilderten Naturcults zu grösserer Spannung emporzuheben. Freilich stehen diese Culte, von welchen hier zu reden ist, noch bis tief in die historische Zeit hinein so singulär neben und zwischen den andern, dass man leicht auf den Gedanken kommen könnte, sie vielmehr mit den barbarischen Einflüssen von aussen zu vergleichen, weil sie mit dem Orient allerdings manche Aehn-

lichkeit haben. Aber der historischen Zeit gegenüber gehören sie doch zu den wesentlichen Ingredientien der griechischen Vorzeit. Sie haben gleichsam ihre besondere Nationalität der allgemeinen griechischen geopfert und deshalb begegnen uns auch ihre Culte an sovielerlei Orten wieder, dass sie schon darum mit einzelnen Einbürgerungen aus dem Oriente (§. 4.) nicht zusammen geworfen werden dürfen.

Was zunächst die Leleger betrifft, so gehört ihnen ein grosser Theil des Artemiscults an, wenn er auch an den schon bestehenden pelasgischen angeknüpft ist. (Rhet. gr. IX, p. 136, Walz.) Während die Artemis den Pelasgern Erdmutter war, brachten die Leleger die Beziehung auf den Mond hinzu. [1]) Selbständig erscheint durch sie der Cult der Artemis *Ταυροπόλος* und *Ὀρθία*, welcher sich als ein finsterer und blutiger zu erkennen gibt. Doch ist auch sie nur ein Theil des grösseren Cyklus mythologischer Wesen, der durch den lelegischen Tyndareus in Lacedämon in die Atridendynastie und die Geschichte des trojanischen Kriegs verflochten ist (Gottesd. Alt. §. 3, 9), daneben aber in der Cultussage seinen göttlichen Charakter vermehrt hat (Uschold, Gesch. des troj. Krieges S. 116. Zeitschr. f. Alt. W. 1836 N. 43—45. Dagegen Lauer, Gesch. der homer. Poesie 1851 S. 140 ff.). Dass Agamemnon wirklich ein Beiname des Zeus ist, braucht nur beiläufig erwähnt zu werden und in Helena dürfen wir schon wegen der Etymologie eine Mondgottheit erkennen (Gerhard, die Schmückung der Helena Berl. 1844. Archäol. Zeit. 1846 S. 347). Die Dioskuren sind mit Uschold am einfachsten als Morgen- und Abendstern zu fassen, wenn auch ihre Heteremerie verschieden erklärt wird (Zeitschr. f. Alt. W. 1844 N. 51, 52). Am schlagendsten ist, dass Iphigenia nur ein Epitheton derselben Artemis ist, der sie nach der gewöhnlichen Sage geopfert werden sollte und dann als Priesterin diente (Paus. II, 35, 1. Müller, Dorier I, S. 383. Schneidewin, Diana Phacelitis Gött. 1832. Meyen, de Diana Taurica Berl. 1835). In

---

[1]) Vielleicht geht hierauf auch das Epitheton der Arkadier *προσέληνοι*, nicht = vormondliche, sondern = vor dem lelegischen Mondcultus existierende. St. A. §. 7, 12.

dieser Sage selbst aber liegt wiederum ein doppelter Charakterzug, der diese Artemis von der späteren apollinischen wesentlich unterscheidet: das Menschenopfer und die Hierodulie, deren Fanatismus zugleich auch dem Unterschiede entspricht, der zwischen diesen Culten und den pelasgischen zu machen ist. Dass das Menschenopfer symbolisch noch in der spartanischen Diamastigosis fortdauert, ist allgemein anerkannt: aber auch die Hierodulie ist eine Art von Menschenopfer, gleichsam ein Aufgeben seiner Persönlichkeit an die Gottheit statt des physischen Todes, gerade wie das Exil statt der Todesstrafe eintritt. So muss auch die Verpflanzung der Iphigenia nach dem fernen Tempel der Göttin betrachtet werden, so auch die ἀρκτεία der attischen Mädchen in Brauron, wo wir ebensowol die Tauropolos annehmen dürfen, wie in der Munychia (Curtius, de portubus Athenarum Halle 1842 p. 24. Suchier, de Diana Brauronia, Marburg 1847. Ross, Hall. Lit. Z. 1847 N. 246). Ja auch die Amazonen und ihr Erscheinen in Attika hängen vielleicht damit zusammen (Spanhem. ad Callim. h. Dian. 237), wie sie denn jedenfalls Hierodulen der ephesischen Artemis oder Apis sind (Guhl, Ephes. p. 80, anders Müller kl. Schr. II. S. 15. 16), mit welcher daher auch Nagel (Gesch. der Amazonen, Stuttg. 1838, S. 111) die Tauropolos verbindet [2]).

Auch die rhamnusische Nemesis muss hierher gerechnet werden, die in der triopischen Inschrift des Marcellus geradezu Ῥαμνουσίας Οὖπις heisst (Anthol. Pal. App. 50, 2, p. 772. Jac. Schol. Call. Dian. 232) und die auch als ein sprechendes Beispiel von Ethisierung eines Cultus gelten kann, da sie nach den sichersten Angaben ursprünglich als Mutter der Hellenen (Welcker, epischer Cyklus Bd. II, S. 130. Paus. I, 33 extr.) d. h. als Mondgöttin verehrt ward [3]).

---

2) Bröndsted, Reisen II, p. 265. Stackelberg, Apollotempel zu Bassä S. 54. Ueber die Etymologie von ἀ — μάσσειν = contrectare Göttling de Amazonibus, Jena 1848.

3) Walz, de Nemesi Graecorum, Tüb. 1852 vergleicht sie dagegen mit Aphrodite Urania, deren phönicischer Charakter sicher ist (Böckh, metrol. Unters. S. 43. Müller kl. Schr. II, S. 19). Die Nemesis ist ursprünglich die Bezeichnung der richtigen Vertheilung, auf

Endlich aber werden wir auch Hekate hierher ziehn dürfen, in welcher eine hesiodische Sage (Paus. I, 43, 1) die Iphigenia bei den Megarern fortleben liess, — zugleich ein deutlicher Beweis, dass auch Artemis Tauropolos Mondgöttin war (Osann in Welckers Rh. Mus. III, S. 253). Denn Hekate ist nichts anderes als die fernhinwirkende Kraft des Mondes, weshalb sie denn auch später die Schützerin alles des Zaubers wurde, den man an die Wirkungen des Mondes und der Nacht anknüpfte. Aus demselben Grunde aber ist sie andrerseits auch Wegegöttin ἐνοδία, worauf ihre bekannte Dreigestalt beruht, die man später mystisch auf die drei Reiche der Natur gedeutet hat (Ovid. Fast. I, 141. De terminis eorumque religione p. 26). Ueberhaupt ist viel Unfug mit ihr getrieben worden, so dass man sich bemüht hat, sie in möglichst späte Zeit zu versetzen [4]; aber als Localwesen ist sie doch gewis alt und später nur mit allerlei verwandten Wesen verschmolzen, wie mit Diktynna (Welcker Rh. Mus. I, S. 488), Persephone (Etym. M. s. v. Βριμώ), ohne dass sie darum aufhörte in ihrem Grundtypus die Fernhintreffende zu sein. Nur Homer, so oft er auch den Fernhintreffer Apollon erwähnt, ignoriert diese Form seiner Schwester gänzlich. Wenn auch diese Culte der Artemis auf den ersten Blick den pelasgisch-äolischen fremd erscheinen, indem sie mehr einen dämonischen Charakter tragen, so drangen sie doch tief in das alte Pelasgerthum ein.

Aehnliches gilt auch von dem thrakischen Culte des Dionysos, der dem ganzen Geiste der homerischen Poesie fernsteht und deshalb auch nur beiläufig (Il. VI, 130. Od. XXIV, 73) und an wahrscheinlich interpolierten Stellen vorkömmt (Lauer, quaestt. Hom. Berl. 1843 p. 51). Es ist nicht anzunehmen, dass sein Cult jünger wäre als Homer, sondern er gehörte nur seinem örtlichen Charakter nach zu-

---

welcher der regelmässige Naturlauf beruht; später entwickelt sie sich zum Begriffe der Gerechtigkeit.

4) Voss in nov. act. Soc. lat. Jenensis 1806 p. 363 u. mythol. Br. III, S. 190. Wurm, de aetate sacri Hecates cultus apud Graecos, Straubing 1836. Petersen in Hall. Lit. Z. 1838 Erg. Bl. Nr. 39. S. 305. Schoemann, de Hecate Hesiodea, Ind. lectt. 1851—52.

nächst anderen Stämmen an, als aus welchen die homerischen Gedichte hervorgegangen sind und deren religiöse Anschauungen diese dichterisch umgewandelt haben. Sie beruhen auf freier menschlicher Entwicklung, welche die Götter mehr nach sich zieht, als von ihnen gehoben wird. Die pelasgischen Culte sind zwar auch mit Cultur verbunden, aber doch nur mit solcher, die auch ohnedies aus dem geselligen Bedürfnis hervorgeht und die Heiligkeit der göttlichen Wesen nur zum Schutz nimmt, während ihre Götter an sich betrachtet nur für die physische Existenz sorgen und nur nach der Analogie physischer Functionen wirken. Ganz anders ist es mit den thrakischen Culten, die zwar auch Naturkräfte verehren, die Natur aber mehr dynamisch als mechanisch auffassen und daher die Menschen begeistern und heben, wenn auch diese Begeisterung leicht und bald ausartet, weil sie fanatisch ist und nicht von freier Sittlichkeit getragen wird. Nur eine Richtung des thrakischen Cultus ist auch in die homerische Poesie übergegangen und mit dem menschlich-sittlichen Gesammtleben des olympischen Götterstaats verschmolzen: die Musenverehrung, die sich schon dadurch als thrakisch kund gibt, dass ihre Hauptcultussitze mit dem Wege des Thrakervolks von Thessalien herunter bis an den Helikon zusammenfallen [5]. Es sind Nymphen begeisternder Quellen, die wir im Besondern unter dem Namen libethrische von Pierien und dem Olymp über Pimpla und Magnesia bis zur Hippokrene und Aganippe verfolgen können. Doch bedient sich auch ihrer die Dichtermythologie nur als allegorischer Wesen, wirklich verehrt sind sie nur an wenigen Orten ausser denen, wo sie ursprünglich durch die Thraker angesiedelt wurden.

In der nämlichen Gegend, am Helikon, finden wir noch eine Gruppe ähnlicher Wesen, welche nicht sowol die Naturkraft selbst als vielmehr das Verhältnis, den Einklang derselben,

---

5) Thuc. II, 29. Arist. ap. Strab. X, p. 445. Müller, Orchom. S. 379. Gesch. d. gr. Lit. I, S. 43. Bernhardy I. S. 169. 198. Bode, de Orpheo, Gött. 1837. Creuzer, Symbolik III. S. 60. Voss ad Virg. Ecl. VII, 21 und H. in Cerer. p. 121. Petersen, de Musarum origine in Münter misc. Hafn. I, 1. S. 84. Buttmann, Mythol. I, S. 273.

repräsentieren: die Chariten von Orchomenos, welche von Dichtern und Künstlern viel häufiger benutzt als im Cultus berücksichtigt worden sind [6]). Sie sollen den Dichter Pamphos zum ersten Hymnos begeistert haben und stellten ursprünglich die Reize dar, durch welche die Natur auf den Menschen erhebend und begeisternd wirkt und zur Nachahmung dieser Harmonie antreibt. Die Harmonie selbst wird in Theben verehrt (Müller kl. Schr. II, S. 33), ein Product späterer Reflexion. Auch der Cult des Eros von Thespiä [7]) war sehr beschränkt und wurde in Athen erst sehr spät (Plut. Sol. 1. Athen. XIII, 89. Clem. Protrept. p. 88. Valcken. diatr. p. 157), anderwärts gar nicht eingeführt.

Anders steht es freilich mit dem Dionysosculte, aus zweierlei Gründen, weil er nämlich mit der Weincultur weiter zog und wegen der Revolutionen in seinem eignen Innern, die festgehalten werden müssen, um die verschiedenen Erscheinungen zu erklären, die sich nicht neben einander, wie bei andern Gottheiten, sondern nach einander zeigen. Auch darin ist schon mehr der dynamische Charakter dieses Cultus ausgeprägt. Keiner der vorher berührten Culte hat in seinen Mythen so viel Geschichte, kein Gott so viele *πάθη* wie Dionysos. Mag auch viel Symbolisches darin liegen, so sind doch auch gewis zugleich successive Zustände seines Cultus darin ausgedrückt, in dem sich ja die directsten Gegensätze finden (Diod. III, 61. IV, 3—5. V, 75. Nonnus Dionys.). Der ursprüngliche Cultus ist der an Orpheus Namen geknüpfte, in welchem dann zugleich der Zusammenhang mit den Musen begründet liegt, um deswillen Dionysos noch in Athen den Namen *Μελπόμενος* führte (Paus. I, 2, 4). Denn dass Orpheus nicht dem barbarischen sondern dem hellenischen Thracien angehört, ist sicher schon durch Strab. X, p. 471 [8]). Selbst wegen Herod. VII, 7 und 111 braucht man Dionysos nicht von den barbarischen Thrakern

---

6) Bernhardy, gr. Lit. I, 205 u. 206. Ulrichs Reisen I, S. 180.

7) Paus. IX, 27—29. Böttiger, Kunstmyth. II, S. 407. Schillbach, Thespiaca. Berlin 1853. Annal. del inst. arch. 1841 S. 290. Schömann, de Cupidine cosmogonico, Greifsw. 1852.

8) Falsch sagt also Lobeck Aglaoph. p. 294 cum Libethris Boeoticis Orpheo nihil negotii est.

abzuleiten, und auch der Name selbst scheint auf den Ort Nysa am Helikon hinzuweisen [9]). Dionysos „von Semele der Erde mit dem Himmel im Feuer erzeugt" (Welcker, Rh. Mus. I, S. 235) ist zwar Weinerfinder, aber kein orgiastischer, sondern nur ein agrarischer Gott, dessen Anhänger sich noch später durch die grösste Reinheit und Sittenstrenge auszeichnen. Das ist nämlich die vita Orphica (Lobeck, Agl. p. 244). Orpheus selbst, sein Diener, ist Kitharöde, ohne die geringste Spur der spätern Flötenmusik (Plut. de mus. c. 5) und selbst die Feste, die ihm später noch zu Athen an den Lenäen und Anthesterien begangen wurden, trugen ein Gepräge ernster, ja trüber Natursymbolik, die selbst zwischen den Schicksalen des Weinstocks und des menschlichen Leibes im Tode Parallelen gezogen zu haben scheint (Gottesd. Alt. §. 58).

Schon Athen kannte zweierlei Dionysosfeste (Böckh, Abhdl. d. Berl. Akad. 1816. S. 47), neben jenem älteren ein jüngeres phallisches, das über Eleutherä gekommen und wahrscheinlich durch phönikische Kadmeer modificiert war (Her. II, 49. Eckermann, Melampus S. 7. 23). Noch durchgreifender war aber die Modification, welche den ganzen orgiastischen Charakter des vorderasiatischen Zeus Sabazios hineindrängte (Eckermann S. 27. Preller, Demeter S. 263, 389. Anders Müller kl. Schr. II, S. 29). Da vertrieb die Flötenmusik die Kithara des Orpheus, Orpheus selbst wird wie Pentheus von den Mänaden zerrissen, der Gott unter dem Namen Zagreus von den Titanen zerstückt und auf den Wogen des Dithyrambos ergiesst sich dieser neue Cult über Griechenland [10]), während der alte nur im Geheimnis von den zerstreuten Thrakern mitgetheilt wird.

---

9) Dionysos = Gott von Nysa, Müller kl. Schr. II, S. 27. Hom. Il. II,508. Strab. IX, p. 405. Andre Etymologien, wie z. B. die Schömann's (Ind. lectt. Greifsw. 1843/4 p. 11) von Διώνη sind um so zweifelhafter, da sie heterogene Elemente hinein legen, die im frühsten Dionysos nicht enthalten sind.

10) Bode, de Orpheo p. 175. Lobeck, Agl. p. 298. Böttiger kl. Schr. I, S. 5. Kunstmyth. II, S. 78. Müller Dor. I, S. 344. Voss mythol. Forschungen hrsg. v. Brzoska, und Rec. v. Heffter in Zeitschr. f. Alt. W. 1834 S. 899 und Bode in Gött. gel. Anz. 1836 N. 17—20.

Am reinsten und einfachsten scheint sich der Dionysoscult auf den Inseln besonders auf Naxos (Diod. V, 50) erhalten zu haben, wo er direct mit dem Weinbau zusammenhieng [11]. Anderswo verwandelt er sich höchstens in mimisch-orchestische Schaustellungen.

§. 10. Von den dorischen und ionischen Gottheiten und ihrem Verhältnis zu den pelasgisch-äolischen.

Noch ungleich mehr tragen die dorischen Gottheiten das dynamische Gepräge an sich, das sie sowol von Anfang an gehabt als auch später bewahrt haben, so dass sie dadurch nicht wenig zur Entstehung des späteren ethischen und geistigen Hellenenthums mitgewirkt haben. Wenn manche (Göttling ad Hesiod. p. XLVII) daher mit Apollon eine neue vierte Periode in der Entwicklung der griechischen Religion annehmen, so kann man das in mancher Hinsicht wirklich gelten lassen (Gottesd. Alt. §. 5), wenn man z. B. sieht, wie Apollon den Erinnyen gegenüber die Humanität vertritt, obgleich jene selbst schon vorher eine Umwandlung aus physikalischen Wesen in ethische erlitten haben. Jedenfalls hat Müller nicht ganz Unrecht, wenn er in dem dorischen Apollon von vorn herein eine supranaturalistische, gleichsam spiritualistische Richtung erblickt (Dorier I, S. 307). Man darf das nur nicht so weit ausdehnen, dass man den Charakter eines Sonnensymbols ganz von ihm ausschlösse [1]: aber die Sonne bietet selbst mehrfache Auffassungsarten dar. Man kann sie als befruchtendes Princip nehmen, in welcher Bedeutung sie hin und wieder geradezu als Stier dargestellt ward [2]: man kann aber auch das Licht und die Klarheit derselben hervorheben, gleichsam ihre ethische Seite, die den Menschen zu gleicher Reinheit und Vergeistigung erhebt.

---

11) Osann im Rh. Mus. III, S. 241. Verhdl. d. Casseler Phil. Vers. 1843 S. 15. Engel quaestt. Nax. Gött. 1835.

1) Gottesd. Alt. §. 5, 3. Creuzer, Symb. II, S. 680. Buttmann, Myth. I, 1. Gerhard, Lichtgottheiten auf Kunstdenkmälern. Berlin 1840.

2) Creuzer, Dionysos. Heidelb. 1809, S. 267. Plut. quaestt. gr. 36. Welcker, Nachtr. z. Tril. S. 190.

Und gerade von dieser Seite scheinen die Dorier jenen Cult ursprünglich aufgefasst zu haben und dadurch zu ähnlicher Poesie und Lyrik wie die Thraker durch ihren Dionysos begeistert worden zu sein (Welcker, alte Denkm. I, S. 151. Archäol. Zeit. 1853 S. 71). Anfänglich zeigen freilich die beiden Nachbarculte allerlei Gegensätze, die auf eine Eifersucht unter ihnen schliessen lassen, z. B. wenn sich Orpheus geweigert haben soll, an den pythischen Wettkämpfen zu Ehren des Apollon Theil zu nehmen (Paus. X, 7, 1). Auch der mythische Wettstreit zwischen Apollon und Linos (Paus. IX, 29, 3) scheint dahin zu gehören (Müller, Dor. I, S. 348. Ambrosch, de Lino p. 11): ja Lykurgos, der Gegner des weinpflanzenden Dionysos, ist vielleicht selbst nur ein Beiname des Apollon (Schwenck, mythol. Skizzen S. 56. 83). Dass die Lyrik anfänglich eine doppelte war, in Böotien und in Delphi, scheint auch aus dem Gegensatz zwischen Lyra und Kithara hervorzugehn, jene von Hermes, diese von Apollon erfunden [3]). Aber gerade wie diese beiden Götter ihre Instrumente vertauschen und der Sprachgebrauch sie promiscue nennt, so scheint die Geistesverwandtschaft bald eine Verschmelzung der apollinischen und thrakischen Religionen herbeigeführt zu haben. Andre Mythen berichten, Orpheus selbst habe den Helios verehrt (Eratosth. Catast. 24. Macrob. Sat. 1, 18), und Apollon tritt als Musagetes an die Spitze der helikonischen Musen (Paus. I, 2, 4: Plut. Symp. IX, 14), deren Gesang er mit seinem Spiele begleitet. Ja es tritt zwischen Dionysos und Apollon eine solche Annäherung ein, dass die bakchischen Thyiaden in den Schluchten des Parnass schwärmen (Eurip. Phoen. 227. Soph. Ant. 1113) und Dionysos geradezu drei Monate in Delphi herrscht, während Apollon zu Patara in Lycien abwesend gedacht wird [4]).

---

[3]) Paus. V, 14, 6: IX, 5, 4. Diod. V, 75. Bion Id. V, 8. Periz. ad Ael. V. H. III, 32. Gerhard Vasenb. I, S. 88. Arch. Zeit. 1849 S. 87.

[4]) Plut. qu. gr. 9: de *Ei* apud Delphos c. 9. Rhett. gr. IX, p. 330 ed. Walz. Welcker in Rhein. Mus. I, S. 3. Stackelberg, Apollotempel S. 134. Uschold, Vorhalle II S. 116. Burmeister, de Niobe. Wismar 1836 p. 91. De anno Delphico, Gött. 1846. p. 24.

Freilich zeigt sich nun aber selbst in dieser Mannigfaltigkeit des apollinischen Cults die Verschmelzung mehrerer anfänglich getrennter Elemente, die nur das gemein haben, dass ihr Gegenstand die Sonne ist und dieser eine reinigende und belebende Kraft beigelegt wird, welche sich auch in den mythischen Namen alter apollinischer Sänger kund gibt. Bode (de Orpheo p. 77 und 175) hat der thrakischen Trias: Orpheus, Musäos, Eumolpos, eine apollinische entgegengesetzt: Olen, Philamon und Chrysothemis, aber schon die Verschiedenheit der Heimaten dieser Dichter deutet auf die erwähnte Trennung der Elemente und bei näherer Betrachtung werden wir diese auch sonst bestätigt finden (Diod. V, 77). Müller leitet fälschlich alle diese Culte aus der dorischen Colonisation von Kreta, Schönborn (über das Wesen Apollons, Berlin 1854 S. 29. 49 und sonst) den ganzen Apollon aus Lycien her. Der lykische Apollon, den Olen repräsentiert (Herod. IV, 35), ist wol ursprünglich nicht sehr verschieden von dem rhodischen Helios und mag erst durch nachfolgende griechische Colonisation zu dem reinen Charakter des hellenischen Apollon erhoben sein; ihm dürfte auch der trojanische nahe stehn (Sminthia Gottesd. Alt. §. 67, 10. Klausen, Aeneas S. 185). Als den echten dorischen müssen wir den delphischen betrachten, dessen nahe Beziehungen zu dem dorischen Stamme noch geschichtlich bekannt sind: sein Sänger ist Philamon [5]). Aber schon die delphische Gründungssage (hymn. 215) lässt den von Norden kommenden Apollon in Pytho mit Kretern zusammentreffen (Grashof de Python. orac. Gött. 1836. Kiesel, de hymno in Apoll. Berlin 1835), die er dort zu seinen ersten Priestern erwählt: und das deutet noch auf ein drittes Element, dem der dritte Sänger, Chrysothemis aus Kreta, angehört. Es ist der Apollocult des ägäischen Meeres, den wir wenigstens von seinen spätern Trägern den ionischen nennen können und dessen Mittelpunct in der historischen Zeit Delos ist. Wie Delos und Kreta zusammenhiengen, zeigt die Sage von Theseus und der *θεωρία Δηλιακή* (Höck, Kreta II, S. 37); wie der pythische Apollon und der delische später verschmelzen, sehn wir theils

---

5) Philamon = Φιλήμων, der Erfinder des Chorreigens.

an dem homerischen Hymnos, theils an dem athenischen πατρῷος, der der delphische sein soll, während er doch gewis früher der delische war (St. A. §. 96, 8) [6]. Die ursprüngliche Verschiedenheit ist um so sicherer, als sich bei näherer Beobachtung eine ungleich grössere Verwandtschaft zwischen dem ionischen Apollon und Poseidon zeigt, die ihren Berührungspunkt in dem Begriffe eines Sol marinus hat (Müller, Aegin. p. 26). Insbesondere gehört dahin die merkwürdige Sage von dem Tausche, den Apollon und Poseidon um Delphi und Kalaurea, Delos und Tänaron gemacht haben sollen (Strab. VIII, p. 373. Paus. II, 32, 2). Auch in Athen drückt sich dasselbe in der Verwechslung des Apollon und Poseidon als ionischer Stammgötter aus (St. A. §. 96, 12). Zudem hat der athenische πατρῷος eine ganz andere Genealogie (Cic. N. D. III, 22. Bähr, de Apoll. patr.), die auf eine ursprüngliche Verschiedenheit vom Sohne der Leto und Bruder der Artemis hinweist. Nur das muss auch von dem letzteren gelten, dass er ursprünglich und wahrhaft Sonnengott ist, nicht bloss, wie Schwartz (de antiquiss. Apoll. natura. Berlin 1843) will, Sommersymbol, als welches im delphischen Dreifussraube vielmehr Herakles erscheint (Roulez, mélanges IV, p. 3. Forchhammer, Apolls Ankunft in Delphi, Kiel 1840 S. 19). Doch beurkundet er auch verheerende Wirkungen, wie in den peloponnesischen Mythen von Hyakinthos, Linos etc. (Welcker, kl. Schr. z. Lit. Gesch. I, S. 8): ja selbst sein Name wird von manchen als „Verderber" genommen, obgleich er ebensogut auch wieder Παιάν oder Heiler ist und andere ihn selbst auf Ἀπέλλων = ἀλεξίκακος zurückführen (Döderlein, Reden I, S. 363. Gerhard, etrusk. Vasen. Taf. C). Noch deutlicher zeigen es Epitheta wie Φοῖβος und Ἑκατηβόλος, ferner die Tödtung des Drachen, die auf die Austrocknung fauler Sümpfe hinweist (Forchhammer, Apollons Ank. in Delphi, S. 14). Selbst der Ursprung von Leto als der Dunkelheit und was auf das Nämliche hinausläuft, die Herkunft aus dem Hyperboreerlande oder der Dämmerung, die man dorthin

---

[6]) Eher ist der delische mit dem lykischen verwandt; sein erster Hymnensänger ist Olen (Herod. IV, 35. Paus. X, 5, 4).

jenseits der Berge verlegte (Uschold, Vorhalle S. 185), leitet darauf.

Auch seine Schwester Artemis ist gewis Mondgöttin, wenn gleich nicht geläugnet werden kann, dass auf sie vieles von ursprünglich fremdartigen Gottheiten ähnlicher Bedeutung gehäuft worden ist, gerade wie Apollon durch manchen Zug von Helios materialisiert wurde. Doch herrscht in beiden der sittlich-ästhetische Grundzug vor, der bei Artemis in der Jungfräulichkeit, bei Apollon wenigstens in der ewigen Jugend sich ausspricht und der ihren Cultus — den Cultus der delphischen Trias — Hand in Hand mit dem dorischen Supremat zu einem der wirksamsten Hebel höherer Sittigung in Griechenland gemacht hat.

Man hat freilich auch neuerdings mehrfach angefangen, den dorischen, ja überhaupt den hellenischen Charakter des Apollodienstes in Abrede zu stellen [7], aber auch abgesehen von seiner historischen Verknüpfung spricht gegen jene Annahme ein doppelter Umstand: 1) dass er fast allein von allen griechischen Culten keine Mysterien hat [8]) und 2) dass Homer von den eigenthümlichen Institutionen, welche sich im spätern Griechenland mit ihm verbinden, noch gar keine Kenntnis zeigt, nicht weil sie später entstanden wären, sondern weil das Volk, dem sie angehörten, erst nach dem Heraklidenzuge und der Colonisation Kleinasiens zur Bedeutung gelangte (Allg. Schulz. 1830 N. 74. Eckermann, Melampus S. 7). Was die Mysterien betrifft, so wird noch gezeigt werden, dass ihre Entstehung mit der Zurückdrängung vieler Stämme zusammenhängt, bei denen sich gerade der alte Naturcult zu einem reichen symbolischen Ceremoniell entwickelt hatte (Müller, Aegin. p. 172): ein Cultus ohne

---

7) G. Hermann (de Apolline et Diana Lips. 1837) geht auf Persien zurück, Gottschick (Ursprung des Apollodienstes im Progr. d. Friedrichswerd. Gymn. Berlin 1839. vgl. Zeitschr. f. Alt. W. 1839 S. 856. Jahns Jahrb. 1839 Bd. XXVI S. 200) leitet ihn aus Thracien; Hagen (de Apoll. origine, Lauban 1841) fasst ihn wenigstens als allgemeinen pelasgischen Sonnengott.

8) Die Drachentödtung, die ein späterer Kirchenvater (Philol. I, S. 349) so nennt, war ein öffentliches Fest (Plut. qu. gr. 12).

Mysterien konnte nur einem Stamme angehören, der zu solchem Geheimnis keinen äusseren Grund hatte.

Dagegen brachte dieser zwei andere Elemente mit, die mehr ethischer und intellectueller Art sind: die Weissagung und die Sühngebräuche, die beide wenigstens eine ganz neue Seite im apollinischen Cultus darbieten. Hinsichtlich der Weissagung sind die Deutung der Zeichen und die Begeisterung zu unterscheiden. Jene kennt allerdings auch schon Homer, aber sie beruht nicht auf einer Erhebung zur Gottheit, sondern in einer technischen Deutung der Naturschrift und der Naturlaute, worin sich diese kund gibt: selbst das dodonäische Orakel ist nicht anders zu betrachten (Gottesd. Alt. §. 38. 39). Begeisterte Mantik aber zeigt sich nur bei Apollon, höchstens hin und wieder bei Dionysos und den Nymphen [9]. Wie gerade durch diese die dorische Politik über Griechenland herrschte, ist von der höchsten Wichtigkeit für die ganze spätere Cultur. — Eben dahin gehört aber auch die Blutsühne oder Reinigung, κάθαρσις, die gleichfalls bei Homer noch nicht vorkommt (Lobeck, Agl. p. 300 u. 967. Nitzsch, prooem. Kiel 1837). Nur hilastische Gebräuche sind auch mit andern namentlich chthonischen Culten früherer Zeit verbunden, um den Zorn der Götter abzuwenden. Von diesen aber hat Müller (zu Aesch. Eumen. S. 134) die kathartischen des Apollocults richtig geschieden, wenn er auch im Einzelnen nicht frei von den Verwechslungen ist, die schon das Alterthum darin begangen hat (Philol. II, S. 6 ff.). Namentlich scheint die Beimischung des Bluts späterer Zusatz zu sein; ursprünglich sind selbst die Menschenopfer des apollinischen Cults unblutig, gerade wie der berühmte delische Altar. Wenn auch der barbarische Gebrauch selbst noch bis tief in die geschichtliche Zeit bei den Thargelien fortwährte (Gottesd. Alt. §. 60, 17), so kann man doch nicht verkennen, wie andrerseits gerade unter der Aegide des dorischen Stammes und seiner Gottheiten die Humanität vielfach im griechischen Leben

---

9) Paus. I, 34, 3. Lobeck, Aglaoph. p. 260—264. Nitzsch z. Od. Bd. II. S. XXII. Völcker in Allg. Schulz. 1831 N. 144—146. Wiskemann, de oraculis. Marb. 1835.

und Cultus Platz griff. Auch Herakles gehört dahin, dem dann bei den Ioniern auf ähnliche Weise Theseus entspricht, wie der delische Apollon dem pythischen. Doch ist, um dies ganz zu verstehen, noch ein Blick auf die Uebergangsperiode der pelasgischen und hellenischen Cultur zu werfen.

§. 11. Untergang des altpelasgischen Zustands und Entstehung des heroischen Zeitalters [1]).

Ehe nämlich Griechenland auf diese Stufe sittlicher und geistiger Cultur gelangen konnte, musste sein vorgeschichtlicher Zustand das Opfer gewaltiger Kämpfe und Erschütterungen werden, die für seine Geschichte dasselbe sind, was die Titanomachie für seine Göttersage. Gerade deshalb aber müssen sie, wie diese, nicht sowol aus einem Zusammenstossen fremdartiger Elemente sondern aus der eignen inneren Entwicklung seiner nationalen Factoren abgeleitet werden. Dass es in Griechenland nicht immer so gewesen, wie es uns schon an der Pforte der geschichtlichen Zeit in den homerischen Gedichten begegnet, liegt in der Erinnerung der frühsten Poesie selbst angedeutet. Irrig ist es daher [2]), Homers Schilderungen zum Schlussstein einer ältern, nicht zum Anfangspuncte einer neuen Zeit zu machen, die mit jenen zu organisch zusammenhängt, als dass man nicht, was nicht in sie passt, schon als vorhomerisch voraussetzen sollte [3]). Wie die vorhomerische Entwicklung beschaffen gewesen, hat wenigstens in den allgemeinsten Umrissen schon Hesiod (O. et D. 108—171) in seinen Menschenaltern angedeutet, die nicht bloss als ethisches Philosophem, sondern als eine culturgeschichtliche Tradition gelten müssen, schon deshalb, weil er nach den drei ersten Geschlechtern als vier-

---

1) Gesamm. Abhdl. S. 306 ff. Köchly in Zeitschr. f. Alt. W. 1843 S. 6 ff. Planck, Jahns Jhrb. 1855 Bd. LXXI S. 88. Curtius, Pelop. I, S. 61.

2) Lobeck Agl. p. 312. Schubarth, Ideen über Homer und sein Zeitalter. Breslau 1821 S. 34.

3) Was Nitzsch (erkl. Anm. z. Od. II, S. 96) von den homerischen Göttern sagt, gilt mutatis mutandis von dem ganzen Leben, das er schildert.

tes das heroische des trojanischen Kriegs und der Sieben gegen Theben folgen lässt, in dem jedenfalls mehr historisches als ethisches Element enthalten ist (Buttmann, Mythol. II, S. 1). Auch das zweite Geschlecht, das silberne, ist schon viel verderbter, als das entsprechende ovidische, und wenn sie trotzdem nach ihrem Tode ἐπιχθόνιοι μάκαρες genannt werden, so können wir schon in diesem zweiten Geschlechte nur den Anfang der Regungen erblicken, in welchen sich die Ahnherrn der spätern heroischen und geschichtlichen Zeit gegen das alte Pelasgerthum auflehnten und dessen religiöse Grundlagen bedrohten, darum aber gerade bei den folgenden Generationen als Begründer einer neuen Ordnung der Dinge geehrt wurden. Es genügt hier auf Tantalos, Salmoneus, Sisyphos und viele andre Namen zu verweisen, die einerseits an der Spitze der glänzendsten Fürstengeschlechter der Heroenzeit stehn, trotzdem aber in der Sage um ihres Trotzes gegen die Götter willen mit ewigen Strafen gebrandmarkt sind. Eine solche Kette von Erscheinungen reicht gewis hin, um in der griechischen Urzeit eine Periode anzunehmen, wo kriegerischer Uebermuth und Selbstvertrauen sich über die Fundamente der patriarchalischen Gesellschaft hinauszusetzen und das Gewicht der eignen Persönlichkeit gegen die alte Gottesfurcht geltend zu machen anfieng. Auch ausser jenen bekannteren Beispielen finden wir in der Mythengeschichte zahlreiche Namen von Helden und Stämmen, auf die das Wort des homerischen Hymnos (in Apoll. 279) von den Phleygern Anwendung findet:

οἳ Διὸς οὐκ ἀλέγοντες ἐπὶ χθονὶ ναιετάασκον [4]).

Alle solche Beispiele deuten auf einen gewaltthätigen Umschwung, der dem goldenen Zeitalter patriarchalischer Unschuld ein Ende machte und als dessen nächsten Anlass wir die kriegerischen Stämme und Völkertheile erkennen

---

[4]) Gottesd. Alt. §. 4, 3 – 5: Phorbas, der den Wanderern den Weg zum delphischen Tempel versperrt (Philostr. imagg. II, 19), Triopas, der sich einen Palast aus dem Haine der Demeter baut (Diod. V, 61), Käneus, der seine Lanze göttlich verehrt wissen will (Schol. Il. I, 284), Phylas der Dryoper (Diod. IV, 37) u. A. Ulrici, Gesch. d. hellen. Dichtkunst I. S. 60.

dürfen, die bei den ersten Berührungen der einzelnen Völker unter einander nothwendig ein Uebergewicht erlangen mussten. Das strenge griechische Recht betrachtet jeden Fremden als Feind: jede Berührung mit Fremden wird also sofort kriegerisch, und während einerseits der kriegerische Stamm den friedlichen besiegt, gewinnt andrerseits auch im Innern der einzelnen Stämme das kriegerische Element so die Oberhand, dass die nächste Folge davon nur eine despotische Herrschaft roher Kraft und als letzte Consequenz derselben ein bellum omnium contra omnes, ein rücksichtsloses Faustrecht sein muss. Auch dies hat Hesiod in seinem ehernen Geschlechte geschildert. Belege dazu gibt die Mythengeschichte in den Unholden, die namentlich die Fremden verfolgen, Sinis, Skiron, Prokrustes u. A. Es mögen allerdings diesen Namen, sowie den Namen der sonstigen Ungeheuer und Landplagen, die unter den Streichen eines Herakles oder Theseus fielen, allerlei zum Theil auch physikalische und sonstige locale Bedeutungen unterliegen: aber im Ganzen kann man behaupten, dass die griechischen Sagen gar nicht auf den Gedanken gekommen wären, solche Ungeheuer in ihre Vorzeit zu verlegen, wenn diese nicht wirklich einen solchen Zustand der Roheit und Unsicherheit gehabt hätte. Ein Ende machte ihm aber die Heroenzeit, in welcher die alten Grundlagen der Gesellschaft in verjüngter anthropomorphischer und ethischer Gestalt auflebten.

Das goldne Zeitalter, in welchem die Menschen sich in unmittelbarer Götternähe gefühlt hatten, konnte nicht wiederkommen, aber je selbständiger der Mensch ward, desto geeigneter ward er zum Typus des Göttlichen, dessen Bedürfnis nicht ausbleiben konnte, wenn sich auch der Mensch selbst zunächst göttlichen Geschlechts fühlte. So entstand jenes Heroengeschlecht, das die ganze Kraft und den kriegerischen Muth des frühern mit einem Sinne für Ordnung und Recht vereinte, der jenem mit der Gottesverehrung zugleich abhanden gekommen war. Der späteren Zeit sind es deshalb auch Halbgötter, in denen sich das menschliche und göttliche Element durchdringt. Ursprünglich aber und noch bei Homer (Cambr. philol. mus. II, S. 72) sind es nur die Helden und Herren jener thatenreichen und jugendlich heitern Ueber-

gangszeit selbst, die zwar noch keine friedliche Ruhe kannten, aber doch schon in der Gemeinschaftlichkeit ihrer Unternehmungen den Weg zu geordneten Staatensystemen und mancherlei Verkehr anbahnten. Ja gleichwie schon diese Zeit der Tempel und Götterbilder nicht entbehrte, so dürfen wir ihr auch wol schon die πανηγύρεις und die daraus hervorgegangenen Amphiktyonien nicht absprechen, sammt allen Ideen von Gastlichkeit und Gottesfrieden, die sich daran knüpfen (Plat. Legg. V, 738 D. VI, 771 E. St. A. §. 10). Damit stimmt es dann wieder aufs schönste zusammen, dass die Stifter solcher πανηγύρεις in manchen Mythen dieselben Helden sind, die überhaupt als die echten Repräsentanten jenes Heroenthums dastehn (Schömann, Prometh. S. 56). Das ist Herakles und Theseus, dieser für den ionischen Stamm, jener in weiterer Ausdehnung und zuletzt auch von den Doriern adoptiert (S. 75). Freilich verschmilzt in Herakles vielerlei, so dass sich neben den deutlichsten Beziehungen auf culturgeschichtliche Ereignisse der Heroenzeit doch Elemente frühen Natur- und Sonnencultus nicht verkennen lassen (Buttmann, Myth. 1, S. 246. Vogel, Hercules etc. Halle 1830).

Die Duplicität des griechischen Herakles fühlte schon das Alterthum [5]), nur mit dem Irrthum, dass der thebanische vom tyrischen getrennt wird (Her. II, 43), der wahrscheinlich gerade die Ursache geworden ist, die Geburt des Helden nach Theben, der kadmischen Kolonie, zu verlegen. Sonst ist aber gewis zweierlei in ihm gemischt, ein Sonnensymbol [6]), das an vielen Orten auch göttlich verehrt wurde (Diod. IV, 39), und die Personification des Heroenthums selbst, gerade in seiner sittigenden Kraft ordnender Stärke, auf der die Grundlagen des späteren geselligen und völkerrechtlichen, ja selbst mercantilischen Verkehrs beruhten (Isocr. Phil. §. 111). So ist es höchst charakteristisch, dass

---

[5]) Herod. II, 43. Diod. V, 76. l'Institut 1846 N. 178 p. 99: dagegen Plut. de malign. Herod. c. 14.

[6]) Mit orientalischer Beimischung, wohin namentlich Omphale und Sandon gehört. Müller, Dor. I, S. 452. kl. Schr. II. S. 100. Movers, Phönicien I, S. 475. R. Rochette, mém. d'archeol. comp. Paris 1848.

eine Menge Weg- und Wasserbauten ihm beigelegt werden, was doch weiter nichts heissen kann, als dass sie der Zeit angehörten, in welche die Sage den Herakles setzte, und dass sie aus der durch seinen Namen charakterisierten socialen Richtung hervorgiengen. Dahin gehört der Kampf mit der lernäischen Hydra (Buttm. Myth. II, S. 97), die Ausmistung des Augiasstalles, der Kampf mit dem Acheloos — lauter Personificationen der Entwässerung sumpfiger Stellen (Bode, Mythogr. p. 248. Uschold, troj. Kr. S. 222). Jedenfalls werden ihm anderswo mit klaren Worten Dämme und Strassen beigelegt, die mitunter geradezu viae Herculaneae heissen [7]. Aber auch Einrichtungen sittlicher Art knüpfen sich an seinen Namen, z. B. die ἀναίρεσις νεκρῶν (Aelian. V. H. XII, 27). Wenn Aehnliches auch von Theseus berichtet wird (Soetbeer, de myth. argum. Eurip. Suppl. Gött. 1836), so ist das in culturgeschichtlicher Hinsicht ganz gleich, da beide eben nur nach Stämmen und Orten verschieden sind, sonst aber dasselbe Princip vertreten, so dass auch das Sprichwort ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς von ihm ursprünglich gesagt sein soll [8]. Theseus gehört nur dem beschränkten ionischen Stamme an, auf dessen Sitze sich auch seine Wanderungen beschränken. Herakles umfasst den ganzen Horizont des griechischen Volksbewusstseins, so dass es schwer ist zu sagen, welchem Stamme er ursprünglich eigen ist. Dass er in die argivischen Mythen vielleicht erst nachträglich eingeschwärzt worden ist, vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit Müller (Dor. I, S. 46): aber auch den Doriern kann er nicht specifisch angehören, da er ebenso gut an der Spitze andrer Dynastien des nördlichen Grie-

---

7) Curtius, Pelop. I. p. 186: Wegebau, Berl. 1854. Polyaen. I, 3, 5. Diod. IV, 18. 19. 22. 36. Paus. VIII, 14, 3. IX, 38, 5. Plut. philos. c. princ. c. 1. Buttm. Myth. I, S. 246.

8) Phot. bibl. 190 p. 151. Wie Herakles die olympischen, stiftet Theseus die isthmischen Spiele, wie jener den kretischen Stier, bezwingt dieser den marathonischen, was dort Busiris, Diomedes, Antaeos, sind hier Sinis, Skiron, Prokrustes. Selbst ἆθλοι wurden von Theseus wie von Herakles gezählt (Näke im Rh. Mus. V, p. 17) und in Athen soll sein Cultus selbst in den des Herakles übergegangen sein (St. A. §. 96, 12. Paucker, das attische Palladion, S. 34).

chenlands steht, die selbst die Sage nicht immer mit dem dorischen Königsgeschlechte zu verbinden gewusst hat.

§. 12. Die Heroenzeit als Grundlage des religiösen und sittlichen Lebens des späteren Griechenlands [1]).

Es muss natürlich zunächst gefragt werden, wie weit die homerischen Gedichte, entstanden in einer Zeit, die nach dem Heraklidenzuge folgt, ein Zeugnis für das Heroenalter ablegen können und ob nicht aus der Gegenwart vieles in sie hineingetragen ist. Doch kann man sich hierüber aus einem doppelten Grunde beruhigen: 1) weil die homerischen Gedichte selbst aus älteren Elementen zusammengeflossen sind und 2) weil in Zeiten, wo alle Geschichte poetisch, auch die Poesie oft gerade recht geschichtlich ist. Auch spricht sich in Homers eigner Darstellung das Bewusstsein des Unterschieds der Zeiten mehrfach aus [2]). Nur das versteht sich von selbst, dass auch vieles aus seiner Schilderung noch für die nachheraklidischen Zeiten passt (Helbig, S. XXIII. Wachsmuth I, S. 772). Das beruht aber darauf, dass schon in der von Homer geschilderten Zeit, der äolischen, der hauptsächliche Umschwung vollbracht war, dem die dorische Wanderung nur zum letzten Abschlusse diente. Deshalb werden wir gerade den Charakter heiterer Weltlichkeit und Ritterlichkeit, den die homerischen Personen, die Götterwelt nicht ausgeschlossen, tragen, bereits der Zeit, in welche seine Schilderungen fallen, beilegen dürfen. Dass sie eine lange vorhergegangene Zeit reicher und mannigfacher Culturentwicklung voraussetzen, ist gewis: irriger Weise sehen

---

1) Helbig, die sittlichen Zustände des griech. Heldenalters. Lpzg. 1839. Nägelsbach, homer. Theologie. Nürnberg 1840. Die sonstige Liter. St. A. §. 8.

2) Die Formel οἷοι νῦν βροτοί εἰσι Nitzsch, prooem. Kiel 1835): manche Vergleichungen, von Dingen hergenommen, die er in der Erzählung selbst sorgfältig vermeidet, z. B. Viergespann (Il. XV, 680), Fischen (Il. XVI, 408), Kochen (Poll. Onom. IX, 68), Trompete, Reiten, Salben, Kränze, Lampen u. dgl. (St. A. §. 4, 9. Thirlwall I, S. 168. Lehrs, stud. Arist. p. 348). Auch Städtenamen aus vorgeschichtlicher Zeit kommen vor (Paus. IX, 40, 3).

Voss, Lobeck u. A. in der homerischen Zeit nur einen einfachen Naturzustand, der die erste Stufe griechischer Culturgeschichte bilde (Nitzsch, Kieler phil. Stud. S. 466). Lassen sich auch in der Mythologie Homers Spuren und Nachklänge von Symbolik finden, so ist diese doch dem sonstigen Geiste seiner Poesie fremd [3]). Der Sänger selbst hatte von dieser Bedeutung keine Ahnung mehr und nahm diese unverstandene Ueberlieferung nur als willkommnen Stoff für die theils phantastische theils systematisierende Einkleidung (Müller, Prol. S. 347. Kl. Schr. II, S. 119. Nitzsch, Hall. Monatsschr. 1850 S. 300). Viele Mythen und Epitheta tragen bei ihm nur noch einen phantastischen und ornamentarischen Charakter, die ursprünglich sehr bedeutsam waren, ja nur dadurch Erklärung finden. Aber es ist kein todtes Conglomerat, sondern ein lebendiges Gesammtbild, in welchem die neuerwachte sittliche Idee des menschlichen Lebens auch die Göttergestalten durchdringt und die rege Thätigkeit des Menschengeschlechts sich in dem lebendigen Verkehr der Götterwelt abspiegelt (Geppert, Urspr. d. homer. Gesänge I, S. 138). Nur was der Anthropomorphisierung nicht widerstrebte, blieb von dem Frühern bestehn, und je weniger eine Gottheit von der örtlichen Scholle, an der sie klebte, losgerissen werden konnte, desto ungeeigneter war sie für die homerische Götterwelt, die ihre Mitglieder nur mit erhöhter Menschenkraft wirken liess. So finden Demeter, Dionysos (Geppert I, S. 146), Hestia bei Homer keinen Platz (Nitzsch z. Od. X, 62), weil bei ihm die phantastische Seite überwiegt: bei Hesiod dagegen herscht die systematische Seite vor, so dass er auch diese Götter aufführt. Durch ihre Vereinigung sind Homer und Hesiod die Schöpfer nicht der

---

3) Bäumlein, Zeitschr. f. Alt. W. 1839 N. 147—151. Grotefend, ebd. 1840 S. 291 ff. Cambr. phil. mus. II, S. 356. Ahrens in Ritschls Rh. M. III, S. 506. Emperius, ebd. I, S. 447. Helbig S. XXVIII. Stuhr in Hall. Jhrb. 1838 S. 2380. Nägelsbach, homer. Theol. S. 4. Nitzsch z. Od. I, S. XVII. II, S. 96. Kieler phil. St. S. 407. Jahns Jhrb. 1841 Bd. XXXIII, S. 329. Schöll zu Soph. Aj. S. 37. Uschold, Zeitschr. f. Alt. W. 1842 S. 362. Hermann, homer. Briefe S. 21. Opusc. IV. p. 291.

Götter selbst, wol aber des spätern Göttersystems geworden (Her. II, 53. Ulrici, Gesch. d. hellen. Dichtkunst I, S. 70. Wachsmuth I, S. 775).

Zu dieser anthropomorphischen Bildung gehört denn auch wesentlich der Staat, den die Götter unter Zeus Königthum bilden. Eine nähere Betrachtung desselben gibt zugleich die Gesichtspuncte für den Rückschluss auf den menschlichen Staat. Vor allem ist hier das sogenannte Fatum ins Auge zu fassen, das über Göttern und Menschen waltet, aber weder eine Prädestination im spätern stoischen Sinne noch auch der blosse Wille des Zeus ist: es ist vielmehr für den Götterkönig dasselbe, was für den menschlichen Fürsten die Rechtsidee ist, die moralische Schranke seines Handelns, die er in sich trägt, aber gleichwol als etwas Höheres und Objectives anerkennen muss [4]). Für die Götter liegt freilich darin zugleich der ganze Gang der Weltereignisse enthalten: — daher auch Themis die Inhaberin des Orakels (Gerhard, Orakel der Themis. Berl. 1846. Plut. mal. Her. c. 23) — aber daneben bleibt doch auch eine gewisse Freiheit, ganz analog dem menschlichen Staate, wo trotz der Rechtspflege des Königs doch viel Unrecht geschieht und weiter nichts übrig bleibt, als die Folgen desselben eintreten zu lassen, die dann freilich auch mit Naturnothwendigkeit eintreten: das ist die ἄτη. So hat sich also der Mensch selbst seine Götter und deren Weltregierung analog mit der seinigen gemacht. Aber wie die Künstler das Bild anbeten, das sie selbst anfertigen, so führt ihn das sittliche Bedürfnis am Faden dieser nämlichen Analogie dahin zurück, die Gewähr seiner eignen rechtlichen und sittlichen Zustände in dieser Götterwelt zu suchen. Es ist eine Theokratie, die seine Freiheit mässigt und mildert, die aber doch nur der künstlerische Ausdruck für das erwachte Selbstbewusstsein der Gesellschaft, für die Herrschaft der Idee ist, die durch die Zertrümmerung des alten Gewohnheitslebens frei und mächtig werden musste (Platner, notiones juris et justit. ex Hom. et Hesiod. carmm. explicatae. Marb. 1819).

---

4) Nägelsb. S. 92. Wachsmuth II, S. 113. Schömann, Prom. S. 37. 108. Hartung in Berl. Jhrb. 1848, II, S. 668.

Die patriarchalischen Zeiten, wo die Sitte das alleinige und höchste Recht war, weichen nach und nach dem Unabhängigkeitsbedürfnisse, das sich in dem Rechtsprincipe ausspricht: was nicht verboten ist, das ist erlaubt; nach der Sitte dagegen ist verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt ist. Die Sitte zieht sich zurück in die Stille des Hauses, wo der Vater allerdings patriarchalisch schaltet, während der Fürst seine bestimmte Rechtssphäre, seine ῥητὰ γέρα hat (Thuc. I, 13. Nitzsch z. Od. I, S. 73). Es ist das eine Folge des militärischen Ursprungs, einerseits Subordination, und dann doch wieder Concession. Ja auch den Göttern gegenüber tritt für den Einzelnen und den Staat nach und nach ein Rechtsverhältnis ein. Bleiben auch die Gebräuche des Cultus streng der Sitte treu, so wird doch ihre Verrichtung als eine Rechtshandlung betrachtet, die viel von dem do ut des hat: die Frömmigkeit selbst ist nur Gerechtigkeit gegen die Götter (Plat. Euthyphr. p. 11. Cic. N. D. I, 41). Die Form bleibt allerdings vielfach die der alten Sitte, wie das auch das ungeschriebene Recht beurkundet, aber wie die Götter in der alten Form eine neue Bedeutung erhalten, so ist es auch mit der δίκη, die, ursprünglich nur „Art und Weise" (Od. IV, 691. XIV, 59. XIX, 43. XXIV, 255), jetzt nach und nach zu dem wird, was rechtlich gefordert werden kann. Nur der Ursprung dieses Rechts wird noch als kein menschlicher gedacht; es ist die moralische Kraft, die in dem Volke lebt, ohne dass man weiss, woher sie stammt. So wird sie auch als numen personificiert und Zeus selbst zur Seite gesetzt, von dem auch alle menschliche Herrschergewalt stammt.

Der König oder wer sonst an der Spitze steht, ist gleichsam nur der Statthalter dieser Rechtsidee, und daher die Souveränetät wesentlich mit der Richtergewalt verknüpft, noch bis auf die spätesten Zeiten. Innerhalb dieser Rechtsgrenze ist der Einzelne frei: die Regierungsgewalt des Königs beschränkt sich auf die drei Geschäfte bei Aristot. Pol. III, 9, 7. (St. A. §. 55, 7) An eine Priestergewalt ist nicht zu denken, weil diese eng an die Tempel geknüpft ist, der Cultus aber gar nicht vom Tempel abhängt. Gegen aussen trat, obgleich der bürgerliche Rechtsschutz aufhörte, eine Art von Rechtsidee in

der Form der Sitte ein und wie die Staaten selbst sich im Innern noch nach der Analogie der Familie gliederten, so strebten sie gegen aussen sich so zu einander zu setzen, wie es sonst nur hinsichtlich stammverwandter Völker der Fall war (Laurent, hist. du droit des gens. Gand 1850. T. II). Dahin gehört die gemeinschaftliche Verehrung einer Gottheit, unter deren Obhut die Verträge gestellt wurden, panegyrische Versammlungen und Amphiktyonien, mit Festspielen und Hospitalität, wodurch auch der Handelsverkehr wesentlich gefördert wurde.

Die Industrie liegt allerdings noch ziemlich in der Kindheit, aber auch hier zeigt sich schon der Zug nach dem Schönen (A. W. v. Schlegel, Werke Bd. IX. S. 139). Die Technik in Waffen und Hausgeräth erscheint bei Homer nicht verächtlich, obgleich man dahingestellt sein lassen muss, wie die Darstellung dem Darzustellenden entsprach (S. 45. Müller, kl. Schr. II, S. 324. Thiersch, Epochen S. 9). Auch im Cultus scheint man sich mehr mit den lebendigen Ceremonien als mit bildlichen Darstellungen beschäftigt zu haben, die noch ziemlich dädalisch zu denken sind und bei den Festen mehr äusserlich geputzt wurden. (Gottesd. Alt. §. 18, 10. Bötticher, Tektonik II, S. 186). Ja selbst diese wurden öfters noch im Geheimen gehalten (Gottesd. Alt. §. 32. Petersen, der geheime Gottesd. bei den Gr. Hamburg 1848), wenn auch die Hauptsache dabei die Geheimhaltung des ἱερὸς λόγος gewesen sein mag (Lob. Agl. p. 148. Paus. II, 37: III, 22). Wie solche mimisch-artistische Darstellungen im Cultus einen ganz profanen Charakter zur Belustigung annehmen, zeigt das Hyporchem bei Hom. Od. VIII, 264.

Ganz ebenso gieng es endlich auch mit der Poesie, wo sich zu den erwähnten Hymnen des Cultus auch ein profanes Epos oder wenigstens die Keime desselben gesellten. Als eine der ältesten Spuren dieser Art darf vielleicht der Thraker Thamyris gelten (Il. II, 595. Müller, Orchom. S. 388), sowol wegen seines Streits mit den Musen als auch wegen seiner Wanderschaft, die im Gegensatze zu den alten Localculten steht. In der Odyssee begegnen uns die Namen Demodokos und Phemios als anschauliche Beispiele dieser Aöden, die nicht nur die alten Sagen fortpflanzten, sondern

auch als lebendige Zeitungen die neusten Begebenheiten im Liede verbreiteten und dadurch wesentlich zur Erweiterung des geistigen Horizonts beitrugen [5]). Auch die Ἀργὼ πᾶσι μέλουσα (Od. XII, 70) wird mit Recht als Anspielung auf alte Argonautenlieder gedeutet [6]) und Spuren von gleichzeitigen oder frühern Herakleen glaubt Nitzsch (z. Od. III, S. 236) in Ilias und Odyssee gefunden zu haben, obgleich das alles nur als mündliche Improvisation zu denken ist (Od. VIII, 492). Phemios nennt sich (Od. XXIII, 347) αὐτοδίδακτον, insofern es noch nicht Kunst, sondern Anlage und Talent ist, was diese Leute zu ihrem Berufe stempelt. Doch sind sie dann in diesem, wie Wahrsager und Aerzte, nur δημιουργοί, d. h. Diener des gemeinen Wesens, nicht wie die priesterlichen Sänger Lehrer und Leiter des Volks. Es ist das die Folge der Freiheit, dass das Volk die, welche für sein Bedürfnis sorgen, als seine Diener betrachtet, andrerseits aber gerade auch Zeichen eines wahren Bedürfnisses. Denn je höher die Achtung eines solchen Standes steigt, desto mehr wird es Form und Modesache, und es folgt bei denen, die sich über die Mode hinwegsetzen, Verachtung.

§. 13. Aeussere Umgestaltung des griechischen Staatensystems zu Anfang der geschichtlichen Zeit.

Nachdem jetzt Rechtsideen und Rechtszustände entstanden waren, mussten die Bewegungen selbst auch nicht mehr zerstörend sondern gestaltend wirken. So weit hatten die Aeoler also die griechische Cultur gebracht und stehen insofern allerdings schon an der Schwelle des hellenischen Lebens. Weiter aber vermochte ihr grobsinnlicher und materialistischer Volkscharakter, mehr auf die Kraftübung des Augenblicks oder mechanische Wirkungen als auf dauernde Harmonie bedacht, nicht zu kommen. Erst zu Ende der griechischen Geschichte, wo die ideale Richtung des Volks auf-

---

5) Welcker, ep. Cyklus S. 340. kl. Schr. II, S. LXXXVII. Lauer, Gesch. der homer. Poesie S. 199.

6) Müller Lit. Gesch. I, S. 66. Grotefend, z. Geogr. und Gesch. v. Alt-Ital. I, S. 5.

hört, treten auch die äolischen Stämme, Böoter, Achäer, Aetoler wieder in den Vordergrund, um durch äussere staatliche Festigkeit die Reste des Gebäudes zu retten, dem durch das Schwinden des Geistes der Untergang drohte (Bergk in Hall. Jhrb. 1842, S. 268. Roscher Klio I, S. 205). Für die aufsteigende Periode des griechischen Lebens aber reichte es nicht aus, durch äusserliche Annäherung und Hegemonie die griechischen Stämme zu verbinden: deshalb treten denn auch die Aeoler mit dem Beginn der geschichtlichen Zeit selbst in den Hintergrund vor den beiden andern Stämmen, deren jeder in seiner Art das geistige Princip der Nation zu verwirklichen geeignet war, die Dorier in nationaler, sittlicher und politischer, die Ionier in der reinmenschlichen, kosmopolitischen, industriellen Richtung, bis dann zuletzt auch diese beiden wieder in den Athenern zur höchsten künstlerischen und wissenschaftlichen Vollendung verschmolzen.

Dass die Dorier geographisch und historisch die eigentlichen Hellenen sind, ist schon oben (S. 29) bemerkt. Ueber ihre früheren Schicksale im Einzelnen ist es freilich schwer, mehr historisches Licht zu verbreiten als in der einfachen Erzählung bei Her. I, 56 liegt, dass sie aus Phthiotis nach dem Pindos gezogen und von da wieder nach dem Dryoperlande am Oeta gekommen seien, wo noch später ihre Metropolis war (Müller, Dor. I, S. 17. Lachmann, spartan. Verf. 1836 S. 89). Aber gerade dies ihr Wanderleben (*ἔθνος πολυπλάνητον κάρτα*) motiviert allerdings schon das Glück, mit dem sie zuletzt als kleines Kriegsvolk den mächtigen Achäerreichen ein Ende machten, und wirft ein Licht selbst noch auf manche Einzelheiten der lykurgischen Verfassung, deren gesellschaftliche Bestimmungen gewis vielfach noch den alten Satzungen des mythischen Königs Aegimios entsprachen (Pind. Pyth. I, 124).

Der Ionier älteste Sitze an der Nord- und Ostküste des Peloponneses nebst dem der letztern gegenüberliegenden Attika lassen sich leicht von den umgebenden pelasgischen (äolischen und achäischen) Stämmen scheiden (Wachsmuth I, S. 74). Weiter zu gehen und wie Lachmann (a. a. O. S. 37) die Minyer und Myrmidonen dazuzurechnen, ist ebenso gewagt, als wenn andrerseits Uebelen (z. Urgesch. des ion.

Stamms. Stuttg. 1837) den Namen der Ionier erst aus der Wanderung nach Kleinasien entstehen lässt, von der wir im Gegentheil (Herod. I, 146) wissen, dass sich dabei viele heterogene Bestandtheile mit dem reinen ionischen Stamme vermischten. Nur das ist richtig, dass eben um dieser Entartung willen die mutterländischen Reste, namentlich die Athener, sich des ionischen Namens schämten (Her. I, 143. Diod. XV, 48). Aber darum blieben sie doch Ionier von Herkunft und Charakter, wie ja auch die Namen der ionischen Phylen beweisen, die sich ganz ebenso in Kyzikos und Teos wiederfinden [1]). Zudem wurde Athen auch von den kleinasiatischen Ioniern als Metropole betrachtet, nachdem alle übrigen mutterländischen Sitze des Stammes, mit alleiniger Ausnahme von Kynurien (Herod. VIII, 73. Thiersch in Abhdl. d. Münch. Akad. 1835, 511—582) verloren gegangen waren. Ja selbst das ist unhistorisch, wenn manche [2]) den ionischen Charakter der attischen Bevölkerung von einer ähnlichen Einwanderung oder Eroberung herleiten, wie die ist, welcher der Peloponnes seinen dorischen Charakter verdankte, mögen sie das Auftreten des mythischen Stammvaters Ion selbst darauf deuten oder die Ionier gar erst in Folge des Heraklidenzugs nach der Vertreibung aus Aegialea dort Platz nehmen lassen. Dagegen streitet schon der Ruhm der Autochthonie, der nicht nur von den Athenern stets in Anspruch genommen, sondern ihnen auch vom ganzen Alterthume ohne Widerspruch zuerkannt wurde (Herod. VII, 161. Isocr. Pan. §. 24. Demosth. fals. leg. §. 26. Cic. Rep. 3, 15). Zur Erklärung hiervon reicht es nicht hin, an die Ruhmredigkeit der Redner und Dichter zu denken, die ebensowenig wie in Sparta ausgereicht hätte, den Makel ursprünglicher Usurpation zu verwischen. Im Gegentheil, gerade die Dichter lassen den Ion aus der Fremde kommen, indem sie ihn mit dem Geschlechte der Hellenen in Verbindung setzen. Aber

---

1) St. A. §. 94, 8. Müller, de priscar. quatuor tribuum ionic. origine. Marb. 1849.

2) Müller, Orch. S. 307. Dorier I, S. 237. Zeitschr. f. Alt. W. 1843 S. 595. Platner, Beitr. z. Kenntn. d. att. Rechts S. 47. Clavier, hist. d. prem. t. de la Gr. II, S. 71 ff.

auch so kommt er nicht als Eroberer sondern als Flüchtling, und dies ist so wenig motiviert, das Erscheinen aus Phthiotis in Attika so schlecht vermittelt, dass man weit besser thut, ihn von dem hellenischen Stammbaum ganz loszureissen, zumal da Xuthos = Apollon ist (Müller, Prol. S. 274) und Herodot die Ionier geradezu für Pelasger erklärt (Curtius, Pelop. I, S. 61). — Der Unterschied von den übrigen Ioniern ist nur der, dass diese durch die Bewegungen des Heraklidenzugs verdrängt wurden, während Attika gerade durch seine Lage auch andern Trümmern ein Asyl bot (Thuc. I, 2). Sonst werden wir auch in Athen das Entstehn der Ionier neben den Pelasgern nur derselben innern Aenderung zuschreiben, die auch den Aeolern und Achäern den Ursprung gab. Aeussere Aenderung im griechischen Staatensystem begann nachweislich erst mit der Wanderung der Thessaler aus Thesprotien (Herod. VIII, 176), wodurch die Aeoler und Achäer aus dem Gebiete von Larissa verdrängt wurden, wo die vorheraklidische Mythologie selbst Achills Myrmidonen kennt (Virg. Aen. II, 197 c. interpr.). Ein Theil dieser Aeoler blieb in beschränkten Gebietstheilen den Thessalern zinspflichtig (Thuc. VIII, 3. Ath. VI, 88): ein Zweig aber, die Böoter aus Arne, warf sich auf die südlicheren Gegenden, wo vorher die thebanischen Kadmeer über die Minyer von Orchomenos, und über jene wieder die tyrrhenischen Pelasger gesiegt hatten (Thuc. I, 12. Diod. IV, 60). Diese Pelasger, die mythischen Thraker u. a. wurden seitdem ohne politische Selbständigkeit zerstreut, und Böotien blieb der Hauptsitz äolischen Dialekts und Stammcharakters im Mutterlande, wenn auch noch ein grosser Theil des übrigen Mittelgriechenlands dazu gehörte. Die peloponnesischen Aeoler dagegen, mit Inbegriff des grossen Achäerstamms, unterlagen 20 Jahre — nach Thucydides Rechnung — nachher den Doriern, die sonderbar genug bloss die äolischen Dynastien stürzten, die andern Landestheile unangetastet liessen (Schiller, Stämme und Staaten Griechenlands, Erlangen 1855). Arkadien bleibt ganz unberührt, Elis wird von Aetolern unter Oxylos mehr auf freundliche und stammverwandte Art occupiert. Die Vertreibung der Ionier aus Aegialea aber erfolgt erst durch die Achäer, welche ihrerseits aus Argolis etc.

vor den Doriern weichen müssen. Der Sage nach waren sogar die Länder, die die Dorier occupierten, schon früher dem Ahnherrn ihrer Könige, Herakles, durch Eroberung oder Erbrecht unterthan gewesen (Diod. IV, 32. 33. Socrat. Epp. 30. St. A. §. 18, 1). Inzwischen ergibt sich das leicht als eine Antedatierung, welche die Eroberung legitimieren sollte. Nicht einmal in die argivische Dynastie scheint Herakles zu gehören, so richtig es auch sonst sein mag, dass die achäischen Pelopiden den danaischen Persiden gegenüber auch schon Usurpatoren waren [3]. So viel scheint gewis, dass zur Zeit des Heraklidenzugs nicht nur der grössere Theil des Peloponneses in äolischen Händen war, sondern auch von diesen selbst wieder die bedeutendsten Länder zum Atridenreiche gehörten, dem der Schiffskatalog ja selbst Korinth zuzählt. Nur die kaukonischen Neliden in Pylos [4]) machen davon eine Ausnahme, die jedoch bei weitem nicht ganz Messenien besessen haben [5]). Dieses Atridenreich sinkt also vor den Doriern in Trümmern und an seine Stelle tritt die dorische Herrschaft in drei grossen und mehrern kleinen Reichen, die ursprünglich einen Bund gebildet haben mögen (Plat. Legg. III, p. 684. Wachsm. I, S. 807). Erst später trat an dessen Stelle Eifersucht und Feindschaft, vielleicht durch das verschiedene Verhältnis zu den alten Landeseinwohnern veranlasst. In den beiden andern Staaten scheinen sie früh verschmolzen zu sein (St. A. §. 20, 4), in Lakonika dagegen blieben sie lange unabhängig und mögen gerade dadurch nicht wenig zur Kräftigung dieser Population mitgewirkt haben (Müller, Dor. I, S. 77. 91).

---

3) Uschold, troj. Krieg; Zeitschr. f. Alt. W. 1836 N. 43—45. Schöll zu Soph. Aj. S. 31. Eigenthümliche Ansichten bei Lachmann, a. a. O. S. 62.

4) Herod. I, 147, s. übrigens auch Diod. IV, 68. Paus. IV, 2. Il. XI, 758.

5) St. A. §. 17, 11. Ross, Königsreisen I, S. 203. Hom. Il. XIX, 149.

§. 14. Die kleinasiatischen Colonien und die Entstehung der epischen Poesie in denselben [1]).

Je gewaltiger übrigens dieser Stoss war, der das äolische Staatensystem des Mutterlandes über den Haufen warf, desto mächtiger wirkte er auch über dessen Grenzen hinaus. Denn es wanderten nicht nur die Besiegten aus, sondern die Wanderung riss auch einen Theil der Sieger selbst mit sich hinüber nach den Inseln und Küsten, die zwar vielleicht früher pelasgisch gewesen sein mögen, aber durch barbarische Einflüsse längst der Entwicklung des griechischen Lebens entfremdet waren. Selbst Minos kretische Seeherrschaft war gewis mit phönikischen und andern Elementen gemischt und jedenfalls mehr patriarchalisch, ohne Antheil an dem, was wir hellenisch genannt haben. Die dorischen Spuren, die Müller schon in Minos Zeit finden wollte, sind richtiger mit Höck (Kreta II, S. 23) auf die dorische Colonisation nach dem Heraklidenzuge zurückzuführen.

Die kleinasiatische Küste war noch in den Händen der Lyder und Karer, und wenn auch die Teukrer oder Dardaner von Ilion selbst Pelasger gewesen sein sollen (Dion. Hal. I, 61. Rückert, Trojas Ursprung etc. Hamb. 1846 S. 59), so waren sie doch gerade mit den Achäern in Feindschaft gewesen, die durch die Zerstörung ihrer Hauptstadt schwerlich gemindert wurde. Welche historische Bedeutung freilich dem trojanischen Kriege als solchem zukommt, ist ungewis und bestritten. Will man auch annehmen, dass die spätern äolischen Colonisten schon von den Vorfahren ihrer Führer her Ansprüche auf das Land mitbrachten, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass sich auch in die ältere Geschichte dieses Kriegs Elemente von der spätern Eroberung eingeschlichen hätten, auch wenn dieser nicht gerade als trojanischer Krieg antedatiert sein sollte [2]). Nur als reine Alle-

---

[1]) Nitzsch, melett. de hist. Homeri. Hann. 1830. Welcker, epischer Cyklus 1835. S. 49. Köchly in Zeitschr. f. Alt. W. 1843 N. 1—3. Lauer, Geschichte der homer. Poesie. Berlin 1851.

[2]) Plass in Seebodes Arch. 1828, IV S. 40—64. Schöll z. Soph. Aj. S. 43. Nitzsch melett. II. p. 80. Völcker in Allg. Schulz. 1831 N. 39—42, gegen ihn Welcker epischer Cyklus II, S. 21. Lauer S. 171.

gorie, sei es ethisch oder natursymbolisch (Forchhammer, Hellen. S. 360) wird er schwerlich zu nehmen sein, wenn auch manche Scene dazu verleiten könnte: aber es mögen in der Sage von Trojas Zerstörung noch Elemente enthalten sein von Kämpfen, welche die Pelopiden vor ihrem Uebergange nach Griechenland dort gehabt hatten, die dann später auf die Atriden übertragen wurden [3]). Auf diesen Zusammenhang der Aeoler mit den Atriden gründet sich die Entstehung der homerischen Gedichte. Denn dass sie aus den kleinasiatischen Colonien stammen, kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, wenn gleich auch hier manche schon an Europa gedacht haben (B. Thiersch, Zeitalter und Vaterland Homers. Halberstadt 1832). Sicher gehören die dichterischen Seiten, die Bilder, Gleichnisse und Naturanschauungen dem kleinasiatischen Boden an. Nur das kann man einräumen (Nitzsch, Kiel. Stud. S. 379), dass der nationale Stoff in einzelnen Liedern mit aus dem Mutterlande herübergebracht war, eben weil die homerische Poesie vorzugsweise die Helden der Stämme preist, die vor den Doriern nach Kleinasien gewichen waren. Dass diese hier den Namen Aeoler, nicht Achäer annehmen, erklärt die Sage aus dem Wege, den sie über Böotien genommen haben sollen (St. A. §. 76, 5). Sie bedienten sich wol nur um deswillen des grösseren Namens, um einen Anlehnungspunct an das Mutterland zu behalten, wo allerdings die Böoter bedeutender waren als der zurückgebliebene Rest der Achäer.

---

3) Auch die chronologische Bestimmung ist keineswegs sicher und weicht in den älteren Angaben um mehr als 100 Jahre ab (Fischer und Soetbeer, Zeittafeln. Boeckh C. J. II, 327). Die gewöhnliche Annahme 1184 ist von Eratosthenes aus den älteren spartanischen Königslisten geschlossen (Plut. Lyc. 1), die selbst manches Bedenken zulassen. Viele Data werden im Alterthum nach Trojas Eroberung gerechnet, ohne eine gleiche Aera zu haben. Ja selbst der Heraklidenzug ist nicht chronologisch genau zu fixieren. Wenn jedoch Lykurg um 880 lebte und dieser schon die homerische Poesie in Sparta einführte (St. A. §. 26, 14), so kann diese kaum jünger sein als etwa 950, und da auch diese wieder voraussetzt, dass die Colonisten eine Zeitlang dort gewohnt hatten, so kommt für diese allerdings das Jahr 1000 als der jüngste Zeitpunct heraus, den man annehmen kann.

Dass es aber auch wiederum nicht, wie viele wollen, die ionischen, sondern die achäisch-äolischen Colonien waren, wo die homerische Poesie zu blühen anfieng, liegt in der Geschichte von der Persönlichkeit des Dichters, der von kymäischen Eltern in Smyrna geboren sein soll [4]). Freilich steckt auch in dieser Geschichte noch viel Mythisches. Aber wenn auch die ganze Entwicklung der alten kleinasiatischen Poesie in der Person eines einzigen Menschen concentriert ist, der zehn oder zwölf grosse Gedichte gemacht haben sollte, so darf man doch darum weder den organischen Zusammenhang verkennen, in welchem diese Poesie mit ihrer Entstehung in den äolischen Colonien stand, noch dieser Entstehung selbst den persönlichen individuellen Charakter absprechen, ohne den eine solche Schöpfung nicht möglich war. Ob man den Schöpfer Ὅμηρος oder wie sonnt nennt, darauf kommt nichts an. Ὅμηρος scheint allerdings ein Appellativum zu sein und den Zusammenfüger zu bedeuten (Welcker, ep. Cykl. I, S. 125), aber das schliesst nicht aus, dass der erste, welcher auf den Gedanken kam, die vereinzelten nationalen Erinnerungen zu einem grösseren epischen Ganzen zu verknüpfen, seinen ursprünglichen Namen mit diesem appellativischen ähnlich vertauscht habe, wie das von Stesichoros und Theophrast berichtet wird (Sturz, opusc. p. 115). Ferner aber geht gerade daraus hervor, dass die Zusammenfügung, aus der die homerischen Gedichte entsprangen, nicht, wie Wolf und seine Nachfolger wollen, erst spät durch Solon oder Pisistratos, sondern gleich in der ersten Zeit geschehn ist, wo von epischer Poesie die Rede sein konnte, ja, ohne ihrem dichterischem Charakter zu schaden, das eigentliche Wesen derselben ausmacht. Man ist namentlich dadurch so vielfach zu falschen Urtheilen über Homer verleitet worden, dass man ihn mit den improvisierenden Aöden seiner Heroenzeit verglich und als einen Naturdichter betrachtete [5]). Daraus leitete man dann die Unmöglickeit der Entstehung jenes grossen Ganzen von einem einzigen Menschen ab.

---

4) Marx ad Ephor. p. 267. Nitzsch, melett. II, p. 97. Welcker, ep. Cykl. I, S. 141.

5) Wood, über das Originalgenie des Homer. Nägelsbach, S. 1 ff.

Aber jene Aöden sangen nur immer das Neueste (Od. I, 352), während die homerischen Gedichte, die nur alte Zeiten besangen, ein ganz verändertes Bedürfnis verrathen. Jene schwanken noch zwischen Epos und Lyrik; den homerischen Gedichten ist dagegen die reine Objectivität aufgeprägt und abgesehn von den Interpolationen, die wir hier übergehn dürfen, liegt sowol der Verknüpfung im Ganzen als den Gleichnissen so echter Dichtergeist zu Grunde, dass auch die zahlreichen Discrepanzen im Einzelnen uns nicht an dem dichterischen Berufe und der grossen Persönlichkeit des Mannes irrre machen dürfen, der in der Ilias zugleich die hervorragendsten Erinnerungen seines Stammes zur Einheit eines lebensvollen Gemäldes verschmolz und den Anstoss zur ähnlichen Behandlung aller übrigen Sagen des griechischen Volks mit der vollen Freiheit dichterischer Phantasie gab [6]).

Für diese Nachahmungen aber bot sich dann allerdings noch ein ungleich günstigerer Boden in den ionischen Colonien dar, die, aus den verschiedensten Elementen zusammengeflossen (Herod. I, 142), eine viel grössere Stofffülle als die Achäer besassen und der Phantasie der Dichter noch einen weit freieren Spielraum gewährten, als das bei der durch so viele Beziehungen zu der Gegend ihrer Entstehung verknüpften Ilias der Fall war. So erklärt es sich denn, wie auch so viele ionische Orte auf den Ruhm Anspruch machen konnten, Homers Heimat zu sein, ja in Chios ein Geschlecht von Homeriden blühte, die seine Gedichte fortpflanzten und in demselben Geiste dichteten. Wie schnell die ionischen Colonien durch Schifffahrt und Industrie ihre äolischen Nachbarn überholten, ist bekannt: sogar eine Stadt des äolischen Bundes, Smyrna, zogen sie zu den ihrigen hinüber, und da diese gerade Homers Vaterstadt war, so

---

6) Arist. Poet. 24. 25. Hor. A. P. 140—149. Nitzsch, Verhdl. d. Goth. Phil. Vers. 1840 p. 53. Bäumlein, de compos. Iliad. et Od. Stuttg. 1847 und dessen Recension v. Lachmanns kritischen Unters. (Berlin 1847) in Zeitschr. f. Alt. W. 1848 p. 313—343. Classical mus. 1848 V p. 443. VI p. 387. Düntzer, Hall. Monatsschr. 1850 Nov. S. 273. Hoffmann, ebd. 1852 S. 275. Bergk Zeitschr. f. Alt. W. 1846 p. 481.

liegt schon in dieser Eroberung durch die ionischen Kolophonier (Herod. I, 150) eine Brücke, wodurch die Verpflanzung jener Poesie erklärt wird. Aber auch abgesehn davon entwickelten sie eine geistige und politische Rührigkeit, gegen welche die Aeoler geradezu als stupide gelten (Strab. XIII p. 622. Ges. Abhdl. S. 91).

Wenn sich auch die Ionier dadurch so schnell aufzehren, dass ihre Blüthe und Grösse schon vorbei war, als die des Mutterlandes erst anfieng, so haben sie doch diesem in der homerischen Poesie vor allem ein unsterbliches Erbtheil hinterlassen. Selbst die Odyssee ist vielleicht erst bei ihnen entstanden [7]; denn sie enthält Spuren sinkender Achtung vor dem heroischen Königthum und benutzt Schiffersagen u. dgl., zu denen die Ionier leichter Gelegenheit hatten. Jedenfalls aber gehören dem ionischen Stamme die zahlreichen Gedichte homerischer Richtung an, die nach der Sage Homer bald diesem bald jenem Gastfreunde in Phokäa, Samos etc. geschenkt haben sollte (Lauer S. 232. 257). Auch die ersten Nachahmungen und Ergänzungen der Ilias aus dem übrigen trojanischen Sagenkreise oder die sogenannte kyklische Poesie gehört hierher, wenn auch zu dieser schon wieder mutterländische Dichter gerechnet werden. Denn nach und nach wurde diese Beschäftigung eine freie, nicht mehr an bestimmte Familien gebundene, wie früher, wo die Homeriden diese epische Poesie unter sich vererbten, wie die Asklepiaden die Arzneikunst. Mit dem Aufhören dieser Zünftigkeit trennten sich dann auch die zwei Geschäfte, die früher eng verbunden gewesen waren. Der Vortrag der homerischen Gedichte fiel den Rhapsoden anheim, als deren erster in dieser Richtung Kynäthos genannt wird [8]. Die Nachahmung aber ward Sache der kyklischen Dichter, die sogar im dorischen Theile des Mutterlandes vorkommen, nachdem Lykurg die homerischen Gedichte dorthin verpflanzt hatte. Zwar meint noch Plato, dass sie mehr ein ionisches als ein

---

7) *χωρίζοντες* Grauert Rh. Mus. I, S. 199. Welcker, ep. Cyklus I S. 127. 136. 295.

8) Interpr. ad Pind. Nem. II, 1. Welcker, ep. Cykl. S. 237. Nitzsch ad Plat. Jon. p. 4.

dorisches Leben schilderten (Legg. III, p. 680 C. Giese, äol. Dial. S. 72), aber auch das dorische Element eignete sie sich an und so wurden sie allmählich zu dem Volksbuche, das nach griechischer Ansicht der Inbegriff aller nationalen Weisheit war. (Xen. Symp. IV, 6. Plat. Rep. X, p. 598 E. c. n. Stallb. Sen. Epp. 88.)

§. 15. Die epische Poesie des Mutterlandes und ihr Verhältnis zu der äusseren Gestaltung des griechischen Staatensystems.

Noch ehe jedoch die homerische Poesie auch dem Mutterlande bekannt wurde, hatte hier ein ähnliches Bedürfnis auch eine epische Poesie ins Dasein gerufen, die gleichfalls die Ueberreste älterer Göttermythen und Stammsagen sammelte, obgleich sie theils durch den niedrigen Stand der Cultur selbst theils durch die grössere Fülle des Stoffs verhindert wurde, diesen ebenso zu durchdringen und harmonisch zu verschmelzen [1]). Wie wir die Poesie der Colonien die homerische, so können wir diese mutterländische mit einem allgemeinen Namen die hesiodische nennen. Ja man hat sogar den Ausdruck „hesiodische Schule" gebraucht, insofern auch hier Hesiod als Gesammtname für alle Gedichte dieser Richtung diente, obgleich diese sich noch weniger als die homerische auf einen bestimmten Ort beschränkte und in engerem Verkehr stand [2]). Der Ursprung ist auch hier äolisch, da in der Gegend von Askra in Böotien am Helikon Hesiod als Hirt gelebt haben soll (O. et D. 637). Doch ist dabei allerdings auch die frühere Anwesenheit der Thraker nicht zu übersehn, von deren Musendienst viel auf Hesiod übergegangen sein mag [3]). Auch der Charakter kosmogoni-

---

1) Planck, die Bedeutung Hesiods Allg. Monatsschr. 1854 S. 590. Jahns Archiv XIX S. 485.

2) Thiersch in Abhdl. der Münch. Akad. 1813 S. 1—46. Ulrici, Gesch. d. hellen. Dichtkunst I, S. 117. Welcker, ep. Cykl. I, S. 359. Markscheffel, Hesiodi fragm. Leipzig 1840.

3) Klausen in Welckers Rh. M. III, S. 439. Völcker, Mythol. d. iapet. Geschlechts C. I. Müller, kl. Schr. II, S. 36.

scher Reflexion, den sein Göttersystem trägt, erinnert an den Cultus des Eros und ähnliche, denen schon früher der formelle und dynamische Charakter zu Grunde lag, aus welchem überhaupt eine solche Verknüpfung erst hervorgehn konnte. In dieser Verknüpfung der Götter stimmen auch Homer und Hesiod überein, aber sie gehn auch wieder in grossen Verschiedenheiten aus einander, die sowol durch die Beschaffenheit ihres Stoffs als ihrer Umgebung bedingt waren.

Die homerische Poesie, auf dem neuen Boden der Colonien entsprossen, konnte sich bei weitem unabhängiger und frischer entwickeln und indem sie nur bei einzelnen hervorragenden Erinnerungen zu verweilen brauchte, konnte sie diese weit sorgfältiger ausführen und mehr Aufmerksamkeit auf die Form verwenden. Dagegen war die hesiodische auf dem Boden des Mutterlandes nicht im Stande, sich der steten Rücksicht auf die Menge religiöser und vorgeschichtlicher Ueberlieferungen, die sich hier durchkreuzten, zu entschlagen und musste nicht selten die äussere Schönheit der Masse des zu verarbeitenden und zu verschmelzenden Stoffs opfern. Dagegen bietet sie noch eine Seite, die in der homerischen nur beiläufig vorkommt, aber auch gerade mit der mehr praktischen Richtung des Mutterlandes zusammenhängt, die ethische, die sich in den ἔργοις ausspricht und vielleicht als die älteste gelten kann (Paus. IX, 31, 3). Sie ist freilich auch theilweise aus Resten früherer gnomischer Weisheit zusammengetragen (Schneidewin, de Pittheo Troez. Gött. 1842), aber entspricht doch grösstentheils auch dem Charakter der Zeit, gerade in dem Bilde der Demoralisation, die gleichwie in der Odyssee als Vorbotin des Untergangs der Monarchie gelten kann. Daraus geht denn auch für die Zeit des Hesiod ein etwas jüngerer Termin hervor als für Homer (ungefähr 900 v. Chr.). Man hat ihn zwar im Agon mit Homer zusammengestellt (Heinrich, Epimenides S. 139—162), aber das bezieht sich erst auf spätere Rhapsodenkämpfe, als die hesiodische Poesie sich selbst wieder in solchen Nachahmungen der homerischen gefiel, wie sie uns im Scutum Herculis vorliegen (Schol. Pind. Nem. II, 1). Ursprünglich gieng wol jede Richtung ihren eignen Gang, je nach dem verschiedenen Bedürfnis der Umgebung, das dann im Mutterlande ganz

besonders auch auf genealogische Verknüpfung der getrennten und jetzt doch in mancherlei Berührung tretenden Stämme gerichtet war (Müller, Proll. S. 178. Thirlwall I, S. 83). In dieser Weise scheint das bedeutendste unter den verlorenen, die Eöen, gedichtet gewesen zu sein, nebst mehreren andern, die fortwährend unter Hesiods Namen zusammengefasst werden (Köchly in Zeitschr. f. Alt. W. 1843 S. 113). Uebrigens gibt es auch besondere Gedichte und Dichter, welche, aus dem Mutterlande entsprungen, im weiteren Sinne die hesiodische Richtung getheilt zu haben scheinen: dahin gehören die Minyas des Chersias von Orchomenos, die Naupaktika des Karkinos, die Europia und Korinthiaka des Eumelos, der Aegimios des Kerkops, der auch sonst als Nebenbuhler des Hesiod vorkommt (Diog. L. II, 46), die Genealogie des Kinäthon von Lakedämon, und ausserdem noch ein ganzer Schwarm von namenlosen Gedichten z. B. Theseis etc., die man nicht — wie noch Müller (de cyclo epico Leipzig 1829) thut — zu den kyklischen rechnen darf, weil ihnen das künstlerisch-dichterische Requisit der innern Einheit abgieng (Arist. Poet. c. 8).

Höchstens mögen die Herakleen des Pisander und Panyasis der homerischen Classicität wieder näher kommen, da diese allerdings in den alexandrinischen Kanon gekommen sind. Im Ganzen aber ist es nicht sowol eine Einheit von Person und Handlung, als vielmehr eine Vereinigung der verschiedenartigsten Personen oder Handlungen auf eine den Begriffen und Bedürfnissen der Zeitgenossen commensurable Art, was wir als leitenden Gedanken der mutterländischen Poesie bis in die dreissiger Olympiaden herunter annehmen müssen. Die homerisch-kyklische Poesie ist dichterisch bedeutender, ästhetischer, classischer (Welcker, ep. Cykl. S. 201. 358). Praktisch dagegen war die hesiodisierende insofern wichtiger, als sie der ganzen folgenden Zeit bei weitem grösseren Stoff geschichtlicher Erinnerungen darbot, ja dieser, mit Ausnahme der Localsagen, so ziemlich alles das lieferte, was wir bei spätern Schriftstellern über Völker- und Stammverhältnisse der heroischen Zeit lesen. Ihre Auffassung im Einzelnen war dabei immerhin noch eine poetische, namentlich in der Personification früherer Zustände, deren nothwen-

dige Folge es war, dass die Geschichte sich in lauter Genealogien bewegte (Müller, Prolog. S. 178. 189). Es sind absichtliche Analogien der ältern Volkstraditionen, in welchen entweder Culturgeschichte enthalten ist oder künstliche Combination getrennter Stämme mit berechneter Politik. Von jener Kategorie ist die sikyonische Königsreihe ein Zeugnis (Paus. II, 5), in der sich die Symbolik einer ganzen physikalischen Landesgeschichte nicht verkennen lässt. Von der andern Art ist die schon berührte Hellenengenealogie selbst, die in der That ihren Zweck erreicht zu haben scheint, unter den dorischen Stammvater die übrigen Stämme zum Gedanken eines gemeinschaftlichen Volksthums zu verschmelzen (Strabo VIII p. 370).

§. 16. Die Dorier als Träger des hellenischen Nationalprincips und ihr Gegensatz zu den Ioniern.

Die Entstehung der epischen Poesie ist die letzte That, durch welche der äolische Stamm im Anfang der griechischen Geschichte einen Einfluss auf das Allgemeine äussert. Schon die Entwicklung dieser Poesie selbst überträgt den geistigen Hebel auf die beiden andern Stämme, in welchen sich fortan zunächst die einzelnen Seiten des griechischen Volksgeistes ausbilden, bis Athen sie wieder zu harmonischer Einheit verschmilzt. Die homerische Poesie sehn wir in den Händen der Ionier bereits auf eine Höhe rein menschlicher Schönheit gelangen, die sie für alle Zeiten gleich werth macht, während die mutterländische zunächst nur dem nationalen Einheitsstreben der Dorier dient. Diese beiden Richtungen, die rein menschliche und die nationale, sind es denn auch in allen sonstigen Beziehungen, welche die genannten Stämme scheiden und sich in ihnen sogar bis zum Extrem des Individualismus und Kosmopolitismus auf der einen, der Exclusivität und der Verachtung individuellen Fortschritts auf der andern Seite steigern. Bis zu der Zeit freilich, dass sie von der politischen Schaubühne abtreten und einem dritten Staate Platz machen, der ionische Beweglichkeit mit mutterländischer Stabilität vereinigt, ist es nothwendige Bedingung zu Grie-

chenlands Grösse, dass seine Entwicklung in Gegensätzen geschieht und zwei Factoren sich parallel gestalten. Was Jacobs (verm. Schr. III, S. 375) in sprachlicher Hinsicht nachgewiesen hat, gilt auch sonst: dass nämlich gänzliche Uniformität die griechische Nation bei weitem nicht zu der reichen und harmonischen Entfaltung aller Seiten des Menschengeistes hätte gelangen lassen. Freilich war es ihr heilsam, einen mächtigen Stamm in ihrer Mitte zu haben, dessen Politik fortwährend auf Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeit hinausgieng und der in allen Stücken, wo es auf diese ankam, als gemeinschaftlicher Mittelpunct dienen konnte. Aber daneben musste ein anderer die geistigen und künstlerischen, industriellen und geselligen Keime hegen, die allein dieser nationalen Eigenthümlichkeit eine welthistorische Bedeutung verleihn konnten, während der andre sie verschmähte und fern hielt, weil sie nicht ursprünglich national waren. So bestimmt sich aber der Gegensatz des nationalen und des kosmopolitischen Lebens in Doriern und Ioniern näher als der des erhaltenden und des fortschreitenden Princips. Wie dazu zugleich die Gegensätze von Colonien und Mutterland beitragen mussten, ist leicht einzusehn, obgleich es verkehrt wäre, den ganzen Contrast bloss auf diese äusserlichen Umstände zurückzuführen. Denn auch das mutterländische Athen verläugnete seinen ionischen Charakter nicht, und ebenso werden wir die dorischen Colonien hinsichtlich der politischen, philosophischen, musikalischen Entwicklung im entschiedenen Gegensatze zu den ionischen finden. Ursprünglich hat allerdings das mutterländische Element an der Stabilität des dorischen, das coloniale an der Beweglichkeit des ionischen grossen Antheil und es hängt damit auch der wesentliche Einfluss zusammen, welchen sich die dorische Politik schon früh im übrigen Staatsleben des Mutterlandes verschafft.

Manches ist schon oben (§. 10. 11) angedeutet worden; ganz besonders ist aber, für diese Zeit am meisten, die Bedeutung des delphischen Orakels hervorzuheben, das dieselbe Gewalt, welche es anfänglich über die Dorier geübt hatte, allmählich über ganz Griechenland ausdehnte. Aeusserlich betrachtet stand es zwar unter der gemeinschaftlichen Obhut der zwölf Stämme, welche die delphische Amphiktyonie

bildeten (St. A. §. 13) und wozu Ionier, Böoter, Thessalier u. A. ebensogut gehörten wie die Dorier: ja es ist sogar versucht worden [1]), den gemeinschaftlichen Stamm der Hellenen von der Theilnahme an dieser Amphiktyonie abzuleiten, die allerdings zuweilen geradezu *τὸ κοινὸν τῶν Ἑλλήνων συνέδριον* heisst. Aber wenn wir nach dem Ursprunge dieses Namens fragen, so werden wir doch immer wieder auf die Dorier zurückgewiesen. Weit entfernt dem dorischen Einflusse ein Gegengewicht zu bieten, muss vielmehr die Theilnahme der bedeutendsten griechischen Staaten an dieser Amphiktyonie und an dem damit verbundenen Apollocult gerade als die Brücke betrachtet werden, durch welche der dorische Einfluss so überwiegend ward. Welchen Einfluss das delphische Orakel bis auf die innersten Angelegenheiten der griechischen Staaten ausübte, ist bekannt [2]). Ohne dasselbe wurde kein neuer Cult eingeführt, keine Colonie ausgesandt, keine organische Veränderung im Staatswesen vorgenommen. Wenn wir nun voraussetzen dürfen, dass die delphische Priesterschaft in allen diesen Dingen eine consequente Politik verfolgte, die wesentlich unter dorischem Einflusse stand, so ist es kein Wunder, wenn wie Apollon über alle Culte, so das dorische Nationalitätsprincip sich über alle einzelnen Stammeseigenthümlichkeiten erhob. Dieses Princip ist dann dasselbe, welches wir in der Geschichte das hellenische nennen, das Princip der Ordnung, Klarheit und Harmonie, kurz der Classicität und Kunstmässigkeit, der Masshaltigkeit und Besonnenheit, das sich allem aufgeprägt findet, was Griechenland Grosses und Edles geleistet hat. So dürfen wir unbedenklich die Dorier als die echten Träger des griechischen Volksgeistes der classischen Zeit betrachten, wenn er auch hier noch in der Verpuppung des nationalen Particularismus erscheint. Man kann es freilich sonderbar finden, dass gerade das Volk, von welchem der wesentlichste Anstoss, der endliche Abschluss der Umgestaltung aller Verhältnisse ausgegangen war, dann dem Stabilitätsprincipe huldigt, während die Ionier, die bisher nur fremden Impulsen gefolgt waren,

---

1) Hüllmann, Würdigung des delph. Orakels. Bonn 1837.
2) Götte, das delph. Orakel. Leipzig 1839.

auf einmal so beweglich und neuerungssüchtig erscheinen. Aber eben jene Passivität, das gewissermassen weibliche Wesen, gab die Ionier ganz den Einflüssen und den Richtungen der Zeit hin, während die männliche Thatkraft der Dorier, die sich in der Eroberung bewährt hatte, jetzt auch die rechte Grenze zu finden und sich dem Strom entgegenzusetzen wusste. Wäre es also nur auf einseitige nationale Vollendung angekommen, so würden die Ionier ebensowol ihrer Lage als ihrem Charakter nach kaum mehr zu den Hellenen gerechnet werden können.

Weichheit und Strenge, Leichtigkeit und Bedächtigkeit, Fröhlichkeit und Ernst, Genusssucht und Mässigkeit, Prunkliebe und Einfachheit, Redseligkeit und schlagende Kürze in schmuckloser Schlichtheit des Ausdrucks [3]: kurz Sinnlichkeit und Idealität sind die hauptsächlichsten Züge des contrastierenden Bildes, welches das Leben der beiden Stämme darbietet. Wenn es sich darum handelt, was der nationalen Existenz und der Erhaltung des errungenen Höhepuncts am zuträglichsten war, so werden wir den Doriern entschieden die Palme geben müssen. Nur aus dem höheren Gesichtspuncte, dass der griechische Geist auch noch weiter schreiten und nicht blos sein Volk gross und schön machen, sondern für Menschheit und Ewigkeit wirken, dass sein nationales Element nur Mittel und Träger sein sollte für die Freiheit der geistigen Entwicklung, müssen wir auch der kosmopolitischen Richtung der Ionier ihren Antheil daran nicht versagen, wenn sie selbst auch die Aufgabe aus eigenen Kräften nicht vollenden konnten (Athen. XII, 26—39).

Was die Ionier dazu thaten, war allerdings nur das Aehnliche, was in der vorgeschichtlichen Zeit die Barbaren thaten. In Handel und Industrie, Technik und Schifffahrt sind sie gleichsam die wiedergebornen Phönicier, ja selbst die Schrift wird durch sie vermehrt [4]. Insbesondere aber hoben sie durch ihre ausgedehnten Handels- und Schifffahrts-

---

[3] Nicht blos in Sparta, sondern auch in Argos. Bergk com. Att. rell. p. 388.

[4] Die 4 Buchstaben *Η Ω Ξ Ψ* Fischer ad Weller. I, p. 5. Dagegen sind die Dorier *ἀπαίδευτοι* Periz. ad Ael. XII, 50.

verbindungen Griechenlands materiellen Wolstand auf die Höhe, deren eine Weltcultur ebenso bedarf, wie der politischen und geselligen Feststellung, welche die Dorier gaben [5].

Was Thukydides (I, 13) von der späten Entstehung der Schiffsbaukunst sagt, gilt nur von den Kriegsschiffen oder Dreiruderern: von früher und ausgedehnter Handelsschifffahrt zeugen Milets Colonien und Verkehr mit Aegypten über Naukratis, Phokäas Verbindungen mit Spanien [6]. So weit erstreckte kein dorischer Staat seine Colonien, selbst Korinth nicht, das doch sonst durch die Begünstigung der Lage, wie durch die Beimischung fremder Elemente geneigt war, dem dorischen Heimatsprincipe zu entsagen und deshalb seine Colonien von Dyrrhachium bis Byzanz ausdehnte [7]. Ausserdem ist aber bei den dorischen Colonien noch der andre Beweggrund zu beachten, dass sie sich dadurch überzähliger Menschenmengen, namentlich aus der Zahl der frühern Landeseingebornen, zu entledigen suchten. In diesem Sinne sandte selbst Sparta deren aus, obgleich sein Antheil dabei sich meistens darauf beschränkte, die Autorität seines Namens und etwa die Führer herzugeben (Weber, de Gytheo et Laced. rebus navalibus. Heidelberg 1833).

§. 17. Sparta als Mittelpunct dorischer Stammeseigenthümlichkeit und die lykurgische Verfassung im Verhältnis zu den Elementen griechischer Staatsentwicklung.

Nicht alle Dorier haben an jenem Volkscharakter gleichen Antheil: am meisten blieb die Stammeseigenthümlichkeit in Sparta, vielleicht weil Lakonien der schlechtste Theil

---

5) Berghaus, Gesch. der Schifffahrtskunde bei den Völkern des Alterthums. Leipzig 1792. Bd. II. S. 301. Hüllmann, Handelsgesch. der Griechen. Bonn 1839.

6) Strab. XIV, p. 635. Preller, die Bedeutung des schwarzen Meeres. Neumann, die Hellenen im Skythenlande. Berlin 1855. Herod. II, 154. 163. Welcker, Rh. M. IV, S. 126. Redslob, Tartessos. Hamburg 1849.

7) Barth, Corinthiorum commercii et mercaturae hist. Berlin 1844.

des neu eroberten Landes war und mehr den kriegerischen Charakter bewahrte. Doch sind auch die Dorier nicht ganz frei geblieben von der Entartung, die eine nothwendige Folge des Glücks ist. Wie bei den Ioniern hauptsächlich die Verpflanzung auf andern Boden und die Vermischung mit andern Stämmen die Entfremdung von der alten Sitte bewirkte, so sah sich wenigstens der dorische Stamm auch davon bedroht durch das Glück, welches ihn zum Herrn des Peloponneses gemacht hatte. Mehr oder minder fiel er auch wirklich der Entartung, Masslosigkeit und Zerrüttung anheim, der nur in Sparta Lykurg zu rechter Zeit durch Wiederherstellung des dorischen Geistes wehrte. Denn selbst Sparta befand sich (Her. I, 66) vor Lykurg in einem sehr zerrütteten Zustande und es ist anzunehmen (cf. Antiqq. Laconn.), dass es in allen dorischen Staaten so ergangen sei. Die Könige begünstigen, um ihre Macht zu vermehren, die Plebs der ältern Landeseinwohner, gewähren ihr Rechte und treten dadurch mit ihren Doriern in Opposition, welche ihrerseits zu einer Aristokratie werden. In Argos sinkt gegen diese die Königsmacht zu einem Schatten herab: in Messenien wird der erste König Kresphontes selbst erschlagen und die Dynastie führt nachher den Namen seines Sohnes Aepytos. Ebenso scheint es denn auch in Sparta mit Prokles und Eurysthenes gegangen zu sein. Wenn auch (Strab. VIII p. 365) ihre Aufnahme der Periöken ins Bürgerrecht nach ihrem Tode rückgängig geworden sein soll, so wiederholt sich doch noch bei Lykurgs Neffen Charilaos der Widerspruch, dass er einerseits als ein volksfreundlicher Regent und andrerseits als ein Tyrann geschildert wird. Das kann nur darin seinen Grund haben, dass er den Demos begünstigte und dadurch seinen Doriern gegenüber das alte Recht zu verletzen und über seine Sphäre hinauszugehn schien. Denn diese Bedeutung kann *τυραννικῶς ἄρχειν* auch bei einem legitimen Könige haben, wie z. B. bei Phidon von Argos, der darauf eine Zeitlang selbst einen grossen Einfluss auf den bedeutendsten Theil des Peloponneses gründete. Je wesentlicher inzwischen die Monarchie gerade auf den idealen sittlichen Grundlagen des alten Staatslebens beruhte, desto weniger konnte sie sich durch solches Verfahren dauernd erhalten. Daher würde auch

Sparta unausbleiblich den Kämpfen des oligarchischen und demokratischen Princips anheimgefallen sein, wenn nicht Lykurg zu rechter Zeit diesen Conflicten einen Damm gesetzt und seiner Vaterstadt den Typus des alten hellenisch-nationalen Staatslebens mit so künstlerischem Bewusstsein aufgeprägt hätte, dass seine Dauer nothwendig gesichert war, während es anderwärts der unbewussten Entwicklung und Selbstauflösung des naturwüchsigen Volkslebens unterlag.

Griechenland hat nur zwei gesunde Staaten, Sparta und Athen; dies, weil es alle Entwicklungsstufen und Kinderkrankheiten des griechischen Staatslebens normal durchgemacht hat, jenes, weil es durch die Kunst seines Gesetzgebers vor allen diesen bewahrt geblieben ist. Alle andern Staaten (Plut. v. Arat. c. 2) bieten das Bild ewiger Gährungen, woraus weder in politischer noch in geistiger Hinsicht etwas Grosses entstehn konnte. Insofern verdient allerdings Lykurg die höchste Bewunderung, als er seinem Staate die politische Gesundheit und Grösse sicherte, wenn er ihm dadurch auch die geistige, menschliche entzog, weil diese nur ein Product derselben Entwicklung sein konnte, welche die politische mit Gefahr bedrohte.

Man muss freilich bei Lykurg vorsichtig sein, um seine gesetzgeberische Weisheit und Thätigkeit weder zu hoch noch zu gering anzuschlagen. Es ist auch manchen als Widerspruch erschienen, dass seine Einrichtungen einerseits als ganz neu und eigenthümlich, andrerseits nur als uralte Traditionen des dorischen Volkes selbst dargestellt werden, gerade wie es viele nicht haben reimen können, dass er schriftliche Gesetze gegeben und wieder den Gebrauch schriftlicher Gesetze verboten haben soll. Aber es lässt sich das alles in Einklang bringen [1]. Was die Einfachheit der Lebensart, die Strenge der Sitte, die kriegerische Erziehung, die Oeffentlichkeit und Gemeinschaftlichkeit des Lebens u. dgl. betrifft, so wäre es allerdings verkehrt, das als neue Einrichtungen zu betrachten, die er aus pädagogischen und staatspolizeilichen Principien geschöpft und seinem Volke als

[1] Kopstadt, de rerum Lacon. constit. Lycurg. orig. et indole. Greifsw. 1849. Rec. Gött. gel. Anz. 1849. St. 122—124.

eigne Weisheit aufgedrungen hätte. Namentlich Müller hat, wenn auch nicht zuerst, darauf hingewiesen, dass in diesem Theile der lykurgischen Einrichtungen nur die alte dorische Sitte wiederhergestellt ist, die durch die Eroberung in Abnahme und Vergessenheit gerathen war. Sie in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit kennen zu lernen war denn auch der Hauptgrund der Reise des Lykurg nach Kreta, nicht um die Gesetze des Minos dort zu studieren, sondern um die dorischen Colonien aufzusuchen, die nach dem Herakliden-zuge dorthin gegangen und unter dem Schutze ihrer isolierten Lage der alten Sitte ungleich treuer geblieben waren. Alles was später in der dorischen Sitte der Spartaner abweichend gegen andre griechische Orte schien, erklärt sich aus dem Lagerleben des Stammes, das Lykurg auch in seiner bleibenden Stätte fortgesetzt wissen wollte, um nicht aus der Uebung zu kommen und um nicht die Kraft zu verlieren, wodurch er allein die Eroberungen behaupten zu können schien. Dahin gehören die Syssitien, die Theilnahme der Weiber an den Uebungen der männlichen Jugend, die Subordination der einzelnen Altersclassen, die Uebung im Stehlen, auch die *κρυπτεία* als Spioniersystem und Landespolizei etc. Auch die gleiche Aeckervertheilung ist kein socialistisches Theorem, sondern die nothwendige Folge der ersten Occupation durch ein Volk, das in seiner Mitte keinen Standesunterschied hatte und deshalb von vorn herein jeden gleich bedenken musste (Plat. legg. III p. 684. V, 736). Selbst in den Verfassungsformen lässt sich noch später, sowol was die Könige als was die Volksversammlung betrifft, die Aehnlichkeit mit den homerischen Zuständen der Heroenzeit verfolgen.

Nur das ist andrerseits ebenso gewis, dass eine blosse Wiederherstellung nicht gefruchtet haben würde, ohne neue Einrichtungen, die geeignet waren, den Gährungen und der Demoralisation zu wehren, welchen jene alte Sitte schon einmal zum Opfer geworden war. Hier ist nun der Platz für Lykurgs eigne Gesetze, die wir unbedenklich als schriftlich abgefasst annehmen dürfen. Die Rhetren sind nicht Orakel [2]),

---

[2]) Göttling, Abhdl. d. Leipz. Gesellsch. d. Wiss. 1847, I, S. 136; richtig Urlichs in Rh. Mus. VI, S. 194.

sondern schlichte prosaische Vertragsbestimmungen über die Puncte, die nicht mehr der lebendigen Sitte überlassen werden konnten und deshalb durch feste positive Normen zu regeln waren, um dann auch, wie ausdrücklich bestätigt wird, fortwährend eidlich bekräftigt werden zu können. Dreierlei Elemente galt es in das rechte Verhältnis zu setzen, die Könige, das dorische Volk und die früheren Landeseinwohner, nicht sie zu vermischen, weil dann die alten Kämpfe bald wieder begonnen hätten, sondern sie vielmehr strenger als bisher auseinanderzuhalten und dadurch alle Conflicte zu vermeiden. Neu war in dieser Hinsicht namentlich die γερουσία, in welcher er die politische Mündigkeit des Staats concentrierte und dadurch zugleich Könige und Volk, jeden Theil in seiner Art, beschränkte. Die Könige hatten nur zwei Stimmen von den dreissig und behielten im Uebrigen nur die Macht ausserhalb der Grenze, während sie im Innern lediglich Ehrenrechte genossen. Das Volk durfte nur mit Ja oder Nein über das vom Senate Vorgelegte entscheiden und besass nur das Wahlrecht, keine Controle, zu welcher erst später, nicht zum Vortheile des inneren Gleichgewichts, die Ephoren bestellt wurden. Zur Trennung der Dorier von den Periöken aber diente eine doppelte Einrichtung, wodurch die Interessen beider so geschieden wurden, dass bis auf das Ende des Staats kein ernstlicher Conflict zwischen beiden vorkam. Den Periöken ward nämlich aller Ackerbau, Industrie und Handel überlassen, indem der Dorier durch seine Heloten jeder Sorge für die materielle Existenz überhoben war: indem sie aber zugleich die kriegerische Macht der Spartiaten schützten, wurden sie selbst in das Interesse der gemeinschaftlichen Politik hereingezogen, ohne thätigen Antheil daran zu beanspruchen. Andrerseits war jedoch Letzteres nicht ohne Weiteres durch die Geburt den Spartiaten gesichert, sondern an solche Bedingungen geknüpft, die zugleich die Periökenausschliessung motivierten und den Spartiaten bei der Grundlage seiner Berechtigung festhielten. Theilnahme an den Syssitien und der Agoge sind diese Bedingungen: nehmen wir dazu, dass die Volksversammlung nur an einem bestimmten Orte in der Hauptstadt gehalten werden durfte, so konnte es nicht leicht einem Periöken einfallen, darauf An-

spruch zu machen. Dagegen konnte [3]) jeder unwürdige Spartiate degradiert und andrerseits die Bürgerschaft durch die Mothonen immer neu ergänzt werden, die in keinerlei Hinsicht den gebornen Bürgern nachstanden.

Durch diese Bestimmung verlor freilich der spartanische Staat ganz den naturwüchsigen Charakter, indem die Theilnahme an ihm nicht von der Geburt, sondern von der Erziehung abhieng und diese eigentlich das ganze Leben hindurch dauerte. An individuelle Freiheit war nur innerhalb des Hauses zu denken, im öffentlichen Leben aber war der Einzelne nur unselbständiges Glied des Ganzen und nur mit diesem und durch dieses frei, glücklich, gebildet. Aber als Kunstwerk, gleichsam als Bild eines Menschen im Grossen, steht diese Verfassung unübertroffen da und realisiert in dieser Hinsicht das Ideal des nationalhellenischen Staatsprincips selbst, dem der Mensch nur als Bürger Mensch war und auch sein menschliches Bedürfnis nur unter der Form bürgerlicher Einrichtungen befriedigen sollte. In der Zeit seiner Grösse blieb auch Sparta dadurch keineswegs den geistigen Fortschritten des übrigen Griechenlands verschlossen. Im Gegentheil, es stellte sich in mehr als einer Hinsicht an die Spitze der Civilisation, nur nicht unbedingt, sondern bloss insoweit es seiner Politik entsprach und ohne Beeinträchtigung seiner ethischen Grundlagen geschehn konnte.

Von Lykurg selbst ist in dieser Beziehung bedeutungsvoll die Theilnahme an der Herstellung der olympischen Spiele, wodurch auch dieser wichtige Mittelpunct des griechischen Cultus unter dorischen Einfluss kam (Curtius, Pelop. I, S. 68). Ausserdem ist die Aufnahme des Terpander bemerkenswerth, dessen lyrischer Stil seitdem an den spartanische Karneen einen festen Mittelpunct gleichsam ein Conservatorium griechischer Tempelmusik fand. Auch der Mischung apollinischer und bakchischer Musik durch Thaletas von Kreta blieb Sparta nicht fremd und stellte in seinen Gymnopädien sogar ein rein-ethisches Volksfest mit sehr geringer gottesdienstlicher Beimischung dar. Aber das waren freilich lauter Fremde und ebenso rief Sparta lieber Tyrtäos

---

[3]) Teles ap. Stob. Floril. 40, 8.

aus Athen oder benutzte den lydischen Sclaven Alkman, um seinen Kriegern ihre Lieder, seinen Chören ihre Texte zu dichten, als dass es einem eignen Bürger die individuelle Erhebung und den Vorzug hätte gestatten sollen, der damit verbunden gewesen wäre. Nationalspartanische Dichter und Künstler sind höchstens Periöken und auch diese nur in geringem Masse. Individuelle Entwicklung war das Grab des hellenischen Staatsprincips, und obgleich sie nicht ausbleiben durfte, wenn dieses Princip der Boden einer weltgeschichtlichen Entwicklung werden sollte, so konnte doch Sparta dabei nur neutralisierend oder geradezu opponierend mitwirken.

§. 18. Weitere Entwicklung des übrigen griechischen Staatslebens und die streitenden Elemente desselben.

So wichtig und segensreich also auch die spartanische Erhaltungspolitik als ein fester Schwerpunct unter den Gährungen der übrigen Staaten war, so durften doch auch diese nicht ausbleiben, wenn nicht die ganze individuelle freie geistige Thätigkeit stets in die Fesseln politischer Traditionen und Interessen geschlagen sein sollte. Wie im heroischen Zeitalter der Strenge des äussern Staatsrechts die Humanität mildernd und modificierend zur Seite trat, so hier die Individualität der Schroffheit des innern. Freilich geschah das nicht ohne Nachtheil, dort für die örtliche Unabhängigkeit, hier für den Patriotismus und die Hingebung an die Gesammtheit: aber wie dort das ethische Element über das natursymbolische, so musste hier das intellectuelle über das ethische den Sieg behaupten. Die Menschheit siegte über den Nationalismus, wie dieser über den Particularismus gesiegt hatte: nur den Auswüchsen musste durch Sparta so lange gewehrt werden, bis Athen reif genug war, um das Ethische wieder mit dem Intellectuellen zu verschmelzen. Denn in ihrer Vereinzelung heben sich diese allerdings einander auf, und der nothwendige Fortschritt trägt daher in dieser Zeit vielfach das Gepräge der Zerstörung, die um so bedauerlicher erscheint, als es das ethische Element ist, wel-

ches ihr zunächst erliegt. Da dies durch sein eigenes Verderben fällt, ruft es nun den Gegensatz hervor, und der Gährungsprocess, aus dem sich zunächst die künstlerischen und intellectuellen Blüthen entwickeln, ist daher ein Kampf zwischen zwei gleich egoistischen Richtungen, die durch diesen Egoismus dem echten Staatsprincipe gleich fern stehn. Denn wie die spartanische Verfassung nicht die Geburt, sondern die factische Theilnahme über die Bürgerberechtigung entscheiden lässt, so kann auch jede bestehende und insofern legitime Staatsform ungesetzlich werden, wenn sie dem Egoismus verfällt und statt des gemeinschaftlichen Rechts, das jeden innerhalb seiner Grenzen schützt, nur den Vortheil einzelner Theile ins Auge fasst.

So verliert in der Zeit zwischen dem Heraklidenzuge und den Perserkriegen in den meisten griechischen Staaten zuerst das Königthum seinen sittlichen Halt und geht in Aristokratie, diese dann in Demokratie über. Da aber diese überall, ausser in Athen, des gesetzlichen Bodens entbehrt, so ist auch ihr Loos nur, dem entgegengesetzten Extrem, der Tyrannis, anheimzufallen, mit welcher dann der vorige Kreislauf aufs Neue beginnt. Was das Königthum betrifft, so besitzen wir zwar nicht viele specielle Data über seinen Untergang [1]), aber das Factum ist sicher, höchstens dass manche Häuser noch in priesterlichen Functionen titulär fortbestanden. Je allgemeiner aber die Ursachen gewesen sein mögen, desto mehr kann man sich mit den Kategorien begnügen, die Aristoteles (Polit. V, 8, 22) dafür aufzählt: Thronstreitigkeiten in der herrschenden Dynastie selbst, wovon die Aristokratie Anlass nimmt, sich die Könige verantwortlich zu machen, despotischer Misbrauch der Gewalt, Bestechlichkeit u. dgl., wodurch man sich bestimmt findet, die Dynastie als erloschen zu betrachten und durch gewählte Beamte zu ersetzen. Diese Beamten gehören aber durchgehends der Aristokratie an, die in jedem griechischen Stamme entweder ursprünglich bestand oder sich wenigstens durch die Eroberung von selbst bildete. In Sparta allein kann die

---

1) Megaris Paus. I, 43, 3. Arkadien Paus. VIII, 5. Korinth, Kyrene, Achaja Polyb. II, 41.

dorische Bürgerschaft als eine demokratische angesehen werden, weil es ausser den Königen keine Geburts- und Standesunterschiede kennt (Isocr. Areop. §. 61). Gerade diese Demokratie kann sich nur durch die exclusivste Absperrung gegen die Beherrschten halten, während jede Ausgleichung mit ihnen sofort einen δῆμος hervorrief, dem die siegende Nation als Aristokratie entgegenstand. So entsteht allerdings auch bei den Doriern Aristokratie; aber es ist falsch, wenn man sich durch die späteren Gegensätze specieller spartanischer und athenischer Politik verleiten lässt, die Aristokratie an sich mehr für dorisch, die Demokratie mehr für ionisch zu halten, was jedenfalls mehr aus zufälligen Umständen als aus dem innern Stammescharakter hervorgeht [2]). Das echtionische Athen ist sogar eine der jüngsten Demokratien in Griechenland und selbst in den ionischen Colonien finden wir Standesunterschiede. Wenn in ionischen Staaten leichter Demokratie eintritt, so hat das vielmehr darin seinen Grund, dass dort ein betriebsameres technisches und industrielles oder mercantilisches Leben herrscht, was aber auch in dorischen Städten leicht dazu führen konnte. Der Aristokratie am günstigsten waren binnenländische Gegenden, die, durch ihre Lage und örtliches Bedürfnis auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen, Jahrhunderte lang der alten Sitte treu blieben und unter ihren edlen Geschlechtern κατὰ κώμας zerstreut ruhig fortlebten [3]), bis sie erst spät in die allgemeine Entwicklung Griechenlands eintraten oder vielmehr hereingezogen wurden, ohne dass ein äusserer Reiz die Selbstsucht weckte und die alte Bürgertugend störte.

Desto rascher aber gieng dieser Wechsel in den Gegenden vor sich, wo die Nothwendigkeit der Existenz oder die Gunst der Lage die Einwohner auf Handel und Schifffahrt anwies. Sobald es sich hier nicht mehr, wie in Sparta, um zwei getrennte Völker, sondern nur um zwei entgegengesetzte Volkstheile handelte, war der Untergang der Aristokratie auf

---

2) Rospatt, die polit. Parteien Griechenlands 1844. Wachsmuth, Gesch. der polit. Parteien im Alterth. Lpzg. 1853.

3) Thuc. I, 10. Kuhn in Schmidts Zeitschr. f. Gesch. Wiss. 1845 IV, S. 50.

die eine oder andere Art unvermeidlich. Trieb sie selbst Handel und Schifffahrt, so verliess sie den festen Boden der Tradition, auf dem ihre sittliche Autorität beruhte, und fiel den Schlingen der Selbstsucht anheim, die dann um so empörender wirken musste, je mehr sie sich mit ererbten Ansprüchen verband und die Mittel der Herrschaft zu Privatbereicherung und ausschliesslicher Erwerbung von Vermögen misbrauchte. Die Aristokratie wird zur Oligarchie und kann ihrem Untergange höchstens durch ganz positive Verfassungsbestimmungen entgehen. Wo sie dagegen den alten Grundbesitz bewahrt und Handel und Schifffahrt andern Volksclassen überlässt, da erhebt sich in deren eigner Mitte ein Reichthum und eine Bildung, welche die ihrige selbst leicht überstrahlt nnd dann deshalb auch neue Ansprüche erhebt. Ja selbst die ärmeren Volksclassen erweitern ihren Horizont durch Verbindungen mit der Fremde, lernen durch die Concentration in Städte ihre Stärke kennen, fühlen sich selbst nicht mehr so abhängig von den Reichen als diese von sich: oder wenn sie auch Schuldner der Reichen sind, so ist das nur ein neuer Grund des Hasses und der Eifersucht, die zuletzt zu Aeckervertheilungen und novis tabulis führen.

Solche Revolutionen hat ausser Sparta in der Zeit vom 8. bis zum 6. Jahrhundert der grössere Theil der griechischen Staaten durchgemacht und ausser Athen hat wol meistens der Demos im ersten Anlaufe gesiegt. Demokratie aber kann man eine so rein negative Zeit kaum nennen, wo der Sieger selbst weder die traditionellen noch die gesetzlichen Mittel zur Organisation eines Gemeinwesens besitzt. Sobald also der Pöbel ausgetobt hat, fällt die Gewalt von selbst an einen glücklichen Führer, der der Menge die Mühe des Regierens abnimmt und dafür von ihr mit der ganzen revolutionären Macht bekleidet wird. Athen allein hat die Demokratie zur Dauer erhoben, weil es ihr einen gesetzlichen und vertragsmässigen auf Mischung aller Volkselemente berechneten Grund gab: alle übrigen griechischen Demokratien, namentlich vor dem Perserkriege, sind vorübergehende Erscheinungen, die für die politische Geschichte gar keine, für die Culturgeschichte nur die Bedeutung haben, dass sie allerdings die Fessel der Gewohnheit sprengen, ohne

jedoch eigene schöpferische Elemente zu enthalten. Diese letzteren bringt vielmehr erst die Tyrannis herein, die zwar ihrer Entstehung nach aufs engste mit der Demokratie verwandt, ihr aber ihrem Wirken nach um so entgegengesetzter war, als sie in der Regel einem abtrünnigen Mitgliede der Aristokratie selbst anheimfiel, das zwar seine eignen Standesgenossen mit Hilfe des Demos stürzte, diesen selbst aber nachher das ganze Uebergewicht seiner Geburt und höheren Bildung fühlen liess [4]). Gerade aus dieser Stellung der Tyrannen musste nun, weil sie ein Gemisch aus zwei entgegengesetzten Factoren war, ein Product hervorgehn, das ihre Periode zu einer der folgenreichsten in der ganzen griechischen Geschichte machte.

Aristokratische Bildung und demokratische Freiheit vereinigten sich in ihren Personen zu einem mächtigen Fortschritte, der auf alle Sphären des Geistes und der Kunst anregend und entfesselnd wirken musste und diese Wirkungen auch in concreten Erscheinungen dieser Zeit nicht verkennen lässt. Frei von den Banden, welche die nationale Rechtsidee der rein menschlichen Entwicklung angelegt hatte, schnellten sie in ein paar Generationen die griechische Menschheit höher hinauf, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in Jahrhunderten geschehen wäre. Da Griechenland den doppelten Beruf hatte, menschliche Entwicklung und nationale Existenz zu sichern, so muss in einer Zeit, wo beides noch nicht vereinigt werden konnte, gerade die Verfassung des ärgsten Unrechts und der Demoralisation als ein Hebel in Griechenlands welthistorischer Bestimmung gelten, gleichsam wie eine Entwicklungskrankheit, die die schlummernden Kräfte weckt, oder wie eine Ueberschwemmung, die einen reichlich befruchteten Boden zurücklässt. In politischer Hinsicht war allerdings ihre Dauer in der Regel kurz; gelang es auch den Tyrannen sich die Gunst des Demos zu erhalten, so verfielen sie doch bald in orientalische Ueppigkeit und unterlagen der verbannten Aristokratie, die an Lakedämon stets bereite Hilfe fand, so dass in politischer Hinsicht ihre Erhebung zuletzt nur der spartanischen Hege-

---

[4]) Plass, die Tyrannis der Griechen, Bremen 1852.

monie in die Hand arbeitete; nur in wenigen — und gerade dorischen — Städten, wie Korinth und Sikyon, herrschten sie über die zweite Generation hinaus. Aber desto bleibender sind ihre Wirkungen im Gebiete der Cultur. Der angeborene Kunsttrieb des Volks und der freie Blick, der durch den republikanischen Charakter seiner Verfassungen selbst genährt ward, liess sich um so weniger auf die Dauer durch das Herkommen fesseln, je weniger ihm die meisten Staaten dafür eine solche Entschädigung, wie Sparta durch seine Macht, bieten konnten. Gleichwol hieng nach griechischem Staatsprincipe alle menschliche Thätigkeit mit dem bürgerlichen Rechte zusammen, das in keiner öffentlichen Sphäre individuelle Freiheit aufkommen liess. Erst die wenn auch noch so vorübergehende Zeit, wo jener Druck des Rechtsprincips aufgehoben war, konnte die ersten Keime der spätern geistigen Herrlichkeit Griechenlands zum Ausschlagen bringen. Persönliche Verdienste einzelner Tyrannen kamen dabei freilich nur selten in dem Masse vor, wie es uns von Periander von Korinth, Polykrates von Samos und den Pisistratiden überliefert ist, ja manche wie Klisthenes von Sikyon opferten sogar ältere Reste dieser Art ihrem Eigensinne (Her. V, 67), aber es genügte die kosmopolitische Richtung, selbst wenn sie auch nur in Annäherung an barbarische Königspracht zu äusseren Zwecken Dichter und Künstler an den Hof zog (St. A. §. 64, 6). Und während die Tyrannen ihre Muster oft nur in Grausamkeit und Erpressungen nachahmten, weckten dieselben Elemente, die in roheren Seelen zu gemeiner Selbstsucht und Habgier führten, in edleren die freie Geistesthätigkeit, deren Lichte selbst die Gegner der Bewegung ihr Auge nicht verschliessen konnten, sobald sie nur in den Kampf der Extreme eintraten.

§. 19. Entstehung der lyrischen Poesie und musikalischen Composition in Griechenland [1]).

Als das erste Zeichen dieser veränderten Richtung des griechischen Geistes kann das Entstehen der lyrischen Poe-

---

[1]) Ulrici, Gesch. d. hellen. Dichtkunst Bd. 2. Bode, Gesch. der lyr. Dichtkunst der Hellenen. Cäsar in Zeitschr. f. Alt. W. 1842. S. 928.

sie neben und aus der epischen betrachtet werden, insofern sie an die Stelle objectiver Darstellung den Ausdruck subjectiver Empfindung setzt: so dass sie nicht mit Unrecht als die republikanische Poesie im Gegensatze zur monarchischen des Epos bezeichnet worden ist [2]). Als Naturgedicht ist sie freilich so alt als Volk und Sprache selbst und in gottesdienstlichem wie profanem Gebrauche haben Lieder unstreitig von den frühesten Zeiten an gelebt, wovon uns selbst noch Proben und Bruchstücke erhalten sind [3]). Aber sie sind entweder ganz form- und schmucklos — hin und wieder vielleicht sogar noch accentuierend (Ritschl Rh. Mus. I, S. 301) — oder sie stehn geradezu zwischen der epischen und lyrischen Poesie in der Mitte, wie die Hymnen, die sich sogar an Homers Namen anschliessen.

Die Kunstlyrik dagegen kann schon um deswillen erst später als die epische Poesie gesetzt werden, weil sie sich wesentlich an die musikalische Begleitung und an eine Fülle rhythmischer Formen anschliesst, wie sie erst nach Beginn der Olympiadenrechnung aufkommen. Was die musikalische Begleitung betrifft, so sind die echthellenischen Instrumente Lyra und Kithara [4]). Diese erhielten aber erst durch Terpander aus Lesbos ihre vollständige Besaitung als Heptachord [5]). Grössere Saiteninstrumente, wie sie die Ionier in Kleinasien vom Oriente her kennen lernten, wie die Magadis oder Pektis mit 20 Seiten, die Sambyke und das Trigonon, blieben der musikalischen Strenge des Mutterlandes noch lange fremd (Plat. Rep. III p. 399 C. Arist. Pol. VIII, 6. 7). Auch die Flöte theilte sich erst durch vorderasiatische Einflüsse (Böttiger kl. Schr. Bd. I, S. 5) nach dem Heraklidenzuge dem Dionysosculte mit und scheint selbst da anfänglich keine künstlerische Behandlung gefunden zu haben,

---

2) Schneider in Creuzer und Daub Stud. IV, 1.

3) Zell, Ferienschriften I, S. 59—90. Köster, de cantilenis popularibus veterum Graecorum. Berl. 1831.

4) s. §. 10. Boeckh, de Pind. metr. p. 260. Krüger, de musicis Graecor. organis. Gött. 1830.

5) Aristot. Problem. 19, 32. Plin. N. H. VII, 56. Plehn Lesbiaca p. 140—165. Antiqq. Laconn. p. 71.

bis sich auch Sparta zu ihrer Aufnahme entschloss und die Ausgleichung der dionysischen und apollinischen Musik in den dreissiger Olympiaden allerdings einen bemerkenswerthen Fortschritt in der griechischen Compositionskunst hervorbrachte. Die *νόμοι* oder bestimmte Weisen der Lyrik giengen auch auf die Flöte über und es ist höchst bemerkenswerth, dass gerade die ersten Componisten solcher *νόμοι αὐλῳδικοί* Peloponnesier sind: Ardalos von Trözen, Klonas von Tegea, Sakadas von Argos (Plut. de musica 3. 5. Paus. II, 22, 9).

Es nahm aber auch die Lyrik bakchische Weisen an, was insbesondere Arions Verdienst zu sein scheint, der zugleich Kitharöde und Dithyrambensänger war [6]). Damit verpflanzte sich dann auch die phrygische Tonart nach Griechenland, die wie auch die lydische von den vielsaitigen Instrumenten entlehnt scheint, aber schwerlich schon von Terpander, wie Ulrici vermuthet und Bode mit Gewisheit behauptet. Dagegen muss gewis die dorische Harmonie als die ursprünglich allein hellenische gelten (Plat. Lach. p. 188 D), was Bernhardy (Lit. Gesch. I, S. 304) nicht gegen Müller (Dor. II, S. 317) läugnen sollte. Erst nachdem jene vorderasiatischen auch in Griechenland eingebürgert waren, traten die äolische und ionische als Halbtöne dazwischen, die mixolydische — durch Sappho? — als höhere daneben [7]).

Uebrigens sind die Fortschritte der musikalischen Composition noch nicht sofort mit poetischen verbunden. Jene dienten vielfach nur mimisch-orchestischer Bewegung, der dann Textesworte gegeben wurden, wie bei den spartanischen Embaterien, gerade wie auch unsere Soldaten ihren Märschen rohe Lieder unterlegen: oder sie begleiteten selbst epische Gedichte, wie die homerischen, mit Einschluss der Hymnen, auf die sich namentlich Terpander noch fast allein beschränkte (Nitzsch, melett. I, p. 129—146). Zur eigentlichen lyrischen Poesie gehörte ausserdem noch Mannigfaltigkeit des Metrums.

---

6) Plehn p. 166. Welcker kl. Schr. I, S. 89. Schmidt, de dithyrambo. Berlin 1845.

7) Athen. XIV p. 624 D. Boeckh de Pind. metr. p. 214. 235. Fortlage, Verhdl. d. Jenaer Phil. Vers. 1846 S. 68 und über das musikal. System der Griechen. Leipzig 1847. Aristol. Pol. VIII, 5. 8.

Hier aber wissen wir gleichfalls mit historischer Sicherheit, dass erst Archilochos um Ol. 15—20 das iambisch-trochäische Rhythmengeschlecht neben dem daktylischen einführte und das letztere selbst dergestalt theils in sich theils durch Zusammenfügung mit jenem variierte, dass daraus die nöthigen Formen zur Aufnahme der mannigfachen Stimmungen hervorgiengen, die in der lyrischen Poesie ausgedrückt werden sollten [8]). Ein drittes Rhythmengeschlecht, das kretisch-päonische, wird dann dem Kreter Thaletas beigelegt, dem Schöpfer der δευτέρα κατάστασις τῆς μουσικῆς in Sparta [9]). Dazu rechneten manche noch als viertes das epitritische, dem andre wieder keine Selbständigkeit zugestehn [10]). Was Archilochos betrifft, so sind seine Neuerungen ausser dem iambisch-trochäischen Metrum insbesondre die epodischen und asynartetischen Verse, deren Distichen bereits als kurze Strophen gelten können. Die eigentliche strophische Poesie beginnt jedoch erst mit Alkman, qui minuit numeros in carmen (Pseudocensor. c. 9) und statt Wiederkehr des nämlichen Fusses erst durch Wiederholung der gleichen Strophe die Masseinheit herstellte, die im Innern seiner Strophe wenigstens nicht mehr nöthig war. Er glich also die Aufeinanderfolge der einzelnen Füsse nur durch die regelmässige Beobachtung ihrer Wiederkehr in derselben Aufeinanderfolge aus. Denn das ist der Begriff der Strophe: ein rhythmischer Complex mannigfacher Füsse und Fusstheile, der zwar auch in seinem Innern weder eines bestimmten metrischen Charakters — hinsichtlich der vorherrschenden Beschaffenheit der Füsse — noch eines euphonischen Gesetzes — hinsichtlich der Verknüpfung der Füsse — entbehrt, ein bestimmtes Mass aber nicht sowol in sich als in der Wiederkehr trägt, die sie auch gleichsam als einen grossen Vers betrachten lässt. Wie Archilochos die Verse mannigfach variiert und verknüpft hatte, so konnte denn auch mit den Strophen Aehnliches ge-

---

8) Mar. Victor p. 2588 Putsch. Ritschl Rh. Mus. I, S. 283.

9) Plut. de musica 9. Athen. XV, 22. Müller, Dor. II, S. 321. Höck, Kreta III, S. 339. Litzinger, de Thaleta. Essen 1851.

10) Hermann, opusc. III p. 93. Böckh de metr. Pind. p. 24.

schehen, woraus dann so zu sagen asynartetische und epodische Strophen hervorgiengen.

Als der Begründer dieser wird Stesichoros um Ol. 50 genannt, der zugleich die chorische Bestimmung der Lyrik, die bisher nur bei den Spartanern geherrscht hatte, verallgemeinerte und dadurch eben auch auf die antistrophische Behandlung der Gedichte verfiel, obgleich diese bei ihm und seinen Nachfolgern bis auf Pindar nur darin bestand, dass je ein Paar der gleichen Strophen von einer kleineren Epodos abgeschnitten wird. Erst die Tragiker liessen diese weg und gaben jedem Strophenpaar ein anderes Mass, eine andere rhythmische Composition. Zuletzt vollendete die monostrophische Subjectivität des Dithyrambos die Entwicklung der Lyrik, die aber zugleich freilich ihre Selbstauflösung war. Daraus geht aber auch hervor, dass allerdings die lyrische Poesie nicht erst darauf warten musste, bis alle ihre Metra fertig waren, um sich auch dichterisch zu entfalten, diese Entfaltung geht vielmehr mit der der Metrik Hand in Hand: ihre Perioden entsprechen denen der Metrik selbst dergestalt, dass an der innigen Wechselwirkung beider nicht zu zweifeln ist.

Die erste Periode der lyrischen Poesie ist die, welche sich noch ganz auf die Neuerungen des Archilochos beschränkt und deshalb auch noch keine sehr grosse Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Gegenstände zulässt, zumal da ihr auch noch um Ol. 20—30 gar keine grosse musikalische Unterstützung entgegenkommt. Diese Lyrik steht auch noch sehr auf den Schultern des Epos oder bewegt sich wenigstens noch sehr analog mit diesem, ist auch wol noch gar nicht durchgehends zum Singen bestimmt, wie namentlich der archilogische Iambos. Auch die Elegie, die vielleicht zur Flötenbegleitung bestimmt war [11]), schliesst sich doch durch ihren Dialekt wie durch ihren politisch-kriegerischen Charakter noch sehr eng an das Epos an. Allerdings ahmt sie mehr die anredenden Partieen des Epos nach und dieser rednerische Ton geht dann in der zweiten Periode (Ol. 30—50)

---

11) Hertzberg in Prutz liter. hist. Taschenb. 1845, S. 205. Bode II, S. 166. Caesar, de carm. eleg. gr. origine p. 49.

in den weitesten Ausdruck subjectiver Stimmung über, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass eben deshalb ihre Richtung, Sprache, Anwendung nach den einzelnen Stämmen sehr verschieden ist. Es ist verkehrt, die epische Poesie mehr ionisch, die lyrische mehr dorisch zu nennen. Denn jene gehört mehr den alten Achäern an, während die Lyrik sich unter die drei spätern Hauptstämme gleich vertheilt und bei jedem derselben gerade den Localdialekt und Localcharakter entwickelt. Daher ist es auch irrig, wenn Ulrici beständig von äolisch-dorischer Lyrik im Gegensatz zur ionischen spricht. Denn wenn auch die äolische von der ionischen sehr verschieden ist, — jene ist feurig, diese weich — so sind doch auch eben so bedeutende Unterschiede zwischen der äolischen und dorischen, während die äolische und ionische manches gemein haben, weil sie beide den Colonien angehören [12]).

Die Elegie ist noch im Mutterlande und den Colonien ziemlich gleich, — Tyrtäos, Kallinos — auch zwischen Doriern und Ioniern ist kein grosser Unterschied — Theognis, Solon: — aber die dorische Melik ist wesentlich chorisch, wie z. B. bei Alkman, während die der Colonien auf Einzelgefühle hinausgeht, die sich hier dann zuletzt sogar der Elegie mittheilen, wie bei Mimnermos. Erotisch heisst allerdings auch die dorische Lyrik des Alkman, der sogar der Erfinder der erotischen Poesie genannt wird (Athen. XIII, 75), aber hier nahm überhaupt die Liebe eine höhere sittliche Richtung, die mehr die enge Verknüpfung des Gemeinwesens selbst beabsichtigte, wie sie auch der spartanischen Männerliebe zu Grunde liegt [13]). Wie sich dies bei andern Stämmen, z. B. bei den Böotern, zur öffentlichen Sanction des unnatürlichsten Verhältnisses verkehrte (Stallb. ad Plat. Symp. p. 182 B.), so nahm auch die erotische Poesie in den Colonien eine ganz andere Richtung, die nur zum Ausdruck der Leidenschaft und Genusssucht diente. Mitun-

---

[12]) Ueber den Gegensatz der dor. und ion. Lyrik s. Thiersch, Abh. d. Bayr. Ak. 1850, VI, 1 p. 219.

[13]) Jacobs verm. Schr. III, S. 226. Meier, Hall. Encykl. Sect. III. Th. 9. s. v. Päderastie.

ter tritt freilich wie bei Alkäos auch politische Leidenschaft hervor: aber meistens ist auch die Begeisterung des Hasses gleich der der Liebe nur auf persönliche Gegner gerichtet, wie in den Skazonten des Hipponax. Nur die erwachende Reflexion, die Vorläuferin der Prosa, konnte hier namentlich durch die Thierfabel und darauf gestützte Parallelen, wie bei Simonides von Amorgos, einen allgemeinern Charakter didaktischer Satire hineinbringen; gerade wie die politische Elegie des Solon und Theognis einen gnomischen Anstrich gewann [14]. Damit drohte aber die Poesie aus der Lyrik zu verschwinden, der daher die dritte Periode sehr zu Statten kam (Ol. 50—80), von Stesichoros bis Pindar und Bakchylides, in der sich die Lyrik theils durch epische Stoffe, theils, was damit in enger Verbindung steht, durch Bezugnahme auf die Gegenstände des Cultus, Päane, Prosodien, Hyporcheme u. dgl. auffrischt und hebt [15].

Diese lässt denn auch wieder die localen Dialektunterschiede verschwinden und schafft sich aus epischen, dorischen, äolischen Formen eine eigenthümliche Kunstsprache, die überall verstanden zu sein scheint [16]) und damit zusammenhängt, dass diese Dichter, wie Simonides und Pindar selbst, ein Wanderleben anfiengen. Nur wenige wie Korinna blieben der Heimat treu, die übrigen wurden Kosmopoliten und entkleideten dadurch selbst die gottesdienstlichen und cultusmythologischen Stoffe des örtlichen Charakters, der sie bisher zu künstlerischer Behandlung unfähig gemacht hatte. Die grösste Trennung herrschte in den Tonarten, die für einzelne Gattungen unverbrüchlich fest standen, wie die phrygische für den Dithyrambos, und die dann hin und wieder auch wol auf die Dialekte einwirkten (Bergk in Zeitschr. f. Alt. W. 1836 S. 50).

---

[14]) Passow in Jahns Jhrb. 1826, 1, S. 153. Welcker, prolegg. Theogn. Frankf. 1826.

[15]) Procl. ap. Phot. c. 239. p. 319 Bekker.

[16]) Welcker kl. Schr. I, S. 114. Hermann opusc. I, p. 133.

§. 20. Die Entwicklung der schönen Künste [1]).

Erst mit dem Beginn der lyrischen Poesie gleichzeitig fiengen auch die Künste an sich zu regen: über die Anfänge der Olympiadenrechnung, ja über Ol. 30 hinaus lässt sich nichts datieren, was der späteren Kunsthöhe einigermassen entspräche. Man besass zwar wie Volkslieder auch Geräth und Waffen mit bildlichem Schmucke, man besass wie gottesdienstliche Poesie auch Tempel und Götterbilder, und die homerischen Schilderungen setzen eine Pracht voraus, die doch etwas mehr als blosse Fiction sein muss: aber alles das ist noch handwerksmässige und ornamentarische Kunst, die sich zur schöpferischen verhält, wie Instinct zur Reflexion. Selbst Holzschnitzerei und Thonbildnerei kann noch als solche instinctmässige mehr unmittelbare Kunst betrachtet werden, der es ihr Stoff selbst zu leicht macht, als dass sie Geduld und Nachdenken entwickelte, woraus allein echte Naturnachahmung hervorgehen kann. Trotz der frühen Technik kann man doch die Kunst erst von den Zeiten datieren, wo die Plastik in Metall, die Architektur in Stein zu arbeiten und die Malerei von der Linearzeichnung auszugehen anfieng, was alles nicht viel vor Ol. 30 fallen kann.

Was zunächst die Architektur betrifft, so wusste auch das spätere Alterthum aus manchen Resten, dass die frühesten Tempel von Holz gewesen waren [2]). Dasselbe geht auch aus den charakteristischen Merkmalen des dorischen Tempelstils hervor, den wir unstreitig berechtigt sind, auch gegen den Widerspruch neuerer Architekten mit Vitruv aus der alten Holzconstruction zu erklären [3]). Erst die ionische Architektur liess auf den Architrav sofort das Gesims folgen und führte auch in ihren Zieraten mehr phantastische Frei-

---

1) Heyne opusc. V. p. 338. Schorn, über die Studien der griech. Künstler, Heidelb. 1818. Thiersch, Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, München 1829. Müller, kl. Schr. II, S. 315—397.

2) Tempel des Poseidon in Mantinea Paus. VIII, 10, 2. Grabmal des Oxylos in Elis Paus. VI, 24, 7, die Holzsäule im Heräon zu Olympia Paus. V, 16, 1.

3) Thiersch, Abhdl. d. B. Ak. 1850, VI, p. 194. R. Rochette, lettres archéol. Paris 1840, p. 145.

heiten ein, die theilweise vielleicht sogar orientalischen Ursprungs sind (Müller, Arch. 54, 6). Die dorische Architektur können wir etwa bis in Alkmans Zeit, 650, verfolgen, wohin gewöhnlich der Tempel der Chalinitis zu Korinth gesetzt wird [4]). Die Entwicklung des ionischen Stils fällt nachweislich erst mit Mimnermos und Anakreon gleichzeitig, um 600 oder 550, wo Chersiphron von Knossos den Tempel der ephesischen Artemis erbaute (Strab. XIV p. 640). Der korinthische Stil endlich fällt dann wieder 100 Jahr später, erst nach 450.

Im Gebiet der Plastik hängen die ersten bedeutenden Werke, von denen wir hören, direct mit der Tyrannis der Kypseliden zusammen. Dahin gehören das σφυρήλατον Κυψελιδῶν ἀνάθημα (Ast ad Plat. Phaedr. p. 250) und der Kasten des Kypselos mit eingelegter Arbeit [5]). Um die nämliche Zeit mag auch der Thron des amykläischen Apollon fallen [6]), Doch würde auch daraus schwerlich eine gestaltende Kunst hervorgegangen sein, wenn nicht um Ol. 35 Rhökos von Samos mit seinen Söhnen Telekles und Theodoros den Erzguss erfunden und dadurch die Nothwendigkeit des Modells hervorgebracht hätte, an welches sich eben die künstlerische Reflexion anknüpfte [7]). Darauf folgte dann um Ol. 50 die künstlerische Begründung der Sculptur durch Dipönos und Skyllis von Kreta (Plin. N. H. 36, 4), obgleich allerdings auch vor ihnen schon Bildhauer wenigstens in den Colonien gearbeitet hatten, wie Malas und seine Familie bis auf Bupalos. — Wie es jedoch mit dem Kunstwerth der Sculptur um jene Zeit bestellt war, können wir an den Metopen von Selinus sehen [8]). Es bedurfte jedenfalls auch erst der kunst-

---

[4]) Leake, travels in Morea c. 28. Curtius, Pelop. II, S. 525.

[5]) Paus. V, 17—19. Jahn, arch. Aufs. 1845, S. 1. Bergk in Gerhard arch. Z. 1845, S. 150.

[6]) Paus. III, 19. Heyne, antiqu. Aufs. I, 1. Pyl in Gerh. arch. Z. 1852 und Zeitschr. f. Alt. W. 1853. Bötticher, Gerh. arch. Z. 1853. Ruhl, Zeitschr. f. Alt. W. 1854. N. 39—41. Mus. of class. antiqu. 1852 p. 132. Stephani, bullet. de l'acad. de St. Pét. 1851.

[7]) Paus. VIII, 14, 5. X, 38, 3. Urlichs, Rh. Mus. X, 1. Brunn, artif. liberae Graeciae tempora, Bonn 1843, S. 1 ff.

[8]) Thiersch, Epochen S. 404. Serradifalco T. II.

mässigen Ausbildung der Orchestik und Gymnastik, um den Künstlern Gelegenheit zu den Studien zu geben, aus denen allein Naturtreue hervorgehn konnte (Ath. XIV, 20) [9]. Die Gymnastik ist für die Sculptur, was für die lyrische Kunst die Musik, und wenn wir bedenken, wie diese selbst erst nach und nach (Thuc. I, 6. Böttiger, Andeut. S. 112) theils zur wirklichen Nacktheit, theils zur allgemeinen Uebung gelangte, so werden wir schon um deswillen auch mit der Sculptur nicht so hoch hinaufgehn dürfen [10]. Ja die Götterbilder mögen noch länger den Charakter der Steifheit und Unbeweglichkeit behalten haben, den Pausanias (IV, 32, 1: VII, 5, 3) als den ägyptischen im Gegensatz zu dem der äginetischen und attischen Werke bezeichnet. Erst die seit Ol. 59 eingeführte Sitte, die olympischen Sieger bildlich darzustellen, gab der menschlichen Gestalt ihre volle künstlerische Bedeutung. Darauf folgte wol zunächst das Relief oder die sonstige ornamentarische Sculptur, wo man mehr Menschen als Götter anbrachte oder selbst die Götter menschenartiger auffasste. Dazu kommt ferner, dass die Götter viel seltner nackt dargestellt wurden, weil die Kleider bei ihnen ebenso wesentlich waren als der Körper selbst. Denn der Körper ist bei ihnen Hülle, so gut wie die Kleidung auch, während er bei den Menschen das künstlerische Selbst ausmacht. Wie erst die Menschen hatten gesittigt werden müssen, um auch die Götter sittlich auffassen zu können, so bedurfte es auch erst der künstlerischen Entwicklung der Menschengestalt, um sie dann auf die Götter zu übertragen. Nur die Idealisierung kommt erst aus der Anwendung auf die Götter, in der Menschengestalt ist das Höchste die Na-

---

[9] Anatomische Studien anzunehmen, wie Hirt (Abhdl. d. Berl. Akad. 1820 S. 296) will, sind wir nicht berechtigt. Richtiger urtheilen Böttiger (kl. Schr. II, S. 347) und Müller (Arch. S. 470) nach Blumenbachs Worten, dass der wundersame Tact der Griechen in der Kunst zu sehn bei den Studien, die ihnen die Gymnastik bot, alle Zergliederung des menschlichen Körpers unnöthig machte. Das gilt entschieden, wenigstens von den frühern Künstlern, die überhaupt nur die Muskeln angaben, welche bei der äussern Bewegung stark hervortreten. Vgl. Studien der griech. Künstler S. 34.

[10] Krause, Gymnastik und Agonistik der Hellenen. Lpz. 1841. Jäger, Gymnastik der Hellenen, Esslingen 1850.

turtreue im Einzelnen, die doch noch zu keiner echten Harmonie im Ganzen gelangt. So begegnen uns denn noch jetzt die Bilder der äginetischen Schule als das Höchste, was die griechische Plastik vor der Periode ihrer Idealität erreichte [11]), mit grösster Sorgfalt in Behandlung der Theile, aber noch ohne Leben des Ganzen, namentlich auch in den Köpfen. Daher machen sie einen mehr sinnlichen als geistigen Eindruck, so hoch auch die Sinnlichkeit dadurch gesteigert und geläutert ist, dass sie durch und durch auf Mass und Proportionalität beruht. Es ist kein Materialismus, sondern räumlicher Formalismus, der sich zur Idealität verhält, wie Mathematik zur Philosophie. Doch mag dies vielleicht mehr nur von der einen Richtung gelten, deren Beispiele uns gerade zugänglicher sind, der dorischen [12]). Neben ihr nennt uns allerdings schon Pausanias eine attische Schule vorclassischer Sculptur, bei der wir vielleicht einerseits mehr Materialität voraussetzen dürfen, wenn gleich andrerseits mehr die Bekleidung vorgeherrscht, also die Sorgfalt und Proportionalität sich zunächst mehr in der Draperie gezeigt haben mag. Hart freilich blieb auch diese Kunst noch, wie Cic. Brut. c. 18 noch von Kanachos von Sikyon, dem Erzgiesser (Ol. 70) sagt: quis enim eorum, qui haec minora animadvertunt, non intelligit, Canachi signa rigidiora esse quam ut imitentur veritatem. Aehnlich urtheilt auch Quint. XII, 10, 7 von Kallon dem Aegineten und Hegesias, so dass auch in dieser Hinsicht erst der Perserkrieg die Epoche bildet, welche den idealen Charakter der griechischen Kunst zum Durchbruch brachte.

Die Malerei befand sich (Plin. N. H 35, 3) noch ums Jahr 600 auf dem Standpuncte des einfarbigen Schattenrisses, dem erst gegen 500 Kimon von Kleonä eine Art von Bewegung

---

11) Wagner, über die äginetischen Bildwerke, Stuttg. 1817.

12) Ueber den Gegensatz zwischen dorischer und ionischer Sculptur Jahn, hellen. Kunst. Greifsw. 1845, S. 9. Thiersch, Epochen S. 248. Klenze, aphorist. Bemerk. S. 225. Grüneisen, die tuxische Bronze S. 33. Schöll, Mittheil. aus Grchld. S. 37. Friederichs, nationum graec. diversitates etiam ad artis statuar. et sculpt. discrimina valuisse. Erlangen 1855.

und Mannigfaltigkeit mittheilte, so dass sie immer noch hinter der Plastik zurückstand: erst in der nächsten Periode erhob sie sich durch Polygnot etwa auf die Stufe, welche in der Plastik die Aegineten einnehmen. Auch ihr Farbenreichthum scheint kaum grösser gewesen zu sein als wir ihn jetzt noch auf den Vasengemälden finden, die als die treuesten Zeugen dieser Entwicklung gelten können, da jedenfalls die mit schwarzen Figuren auf rothem Grunde der Periode vor den Perserkriegen zugetheilt werden können [13]). Aber das sichtliche Ringen des Gedankens mit der Unvollkommenheit der Zeichnung leiht selbst diesen Producten einer rohen Kunststufe einen Reiz, der hoch über der beschränkten Selbstbefriedigung orientalischer oder etruskischer Kunst steht, zumal wenn wir noch die zierlichen Gefässformen dazu rechnen, die wenigstens in technischer und mathematischer Hinsicht für den bereits vorhandenen Schönheitssinn der Griechen zeugen.

Endlich ist noch die Stein- und Stempelschneiderei zu erwähnen, die jedenfalls auch nicht ausser dem Bereiche der übrigen Kunstentwickluug blieb, wie z. B. der vom jüngern Theodoros geschnittene Siegelring des Polykrates zeigt (Her. III, 41 c. not. Baehr.), eben deshalb aber schwerlich früher als die genannte Epoche gesetzt werden kann. Von Phidon, dem Begründer des griechischen Münzwesens, ist es sogar (durch Weissenborn, Hellen S. 1—86) fast zur Gewisheit geworden, dass er nicht schon Ol. 8, sondern erst Ol. 28 gelebt habe, also damals erst gemünztes Geld in Gebrauch gekommen sei. Wie roh dies jedoch noch lange Zeit hindurch war, kann man an zahlreichen Beispielen noch jetzt sehn.

§. 21. Religiöse Entwicklung des griechischen Cultus.

Um diese nämliche Zeit, wo Lyrik und plastische Kunst wenigstens die ersten Schritte zu der späteren geistigen Be-

---

13) Kramer, über Styl und Herkunft der bemalten Tongefässe. Berlin 1837. Jahn, Beschr. der Vasensammlung König Ludwigs. München 1854.

wegung des griechischen Volks thaten, regte sich in der Religion wieder ein Bedürfnis der Innerlichkeit, das bisher ganz hinter der Objectivität des recipierten Staatscultus zurückgetreten war. Die Individuen nahmen sich die Freiheit von der herrschenden Dichtermythologie abzuweichen, wenn sie ihnen nicht genügte und so wenig man auch in dieser Zeit noch im Stande war, durch eignes Nachdenken etwas Besseres an die Stelle zu setzen, so griff man doch begierig nach den durch die Dichtermythologie verdrängten Localsagen und Privatculten, namentlich wenn sie auch sonst dem fortgeschrittenen Bedürfnis gottesdienstlicher Reinheit und Würdigkeit des Götterglaubens entsprachen. Eine sehr charakteristische Probe davon gibt schon um Ol. 50 Stesichoros mit seiner berühmten Palinodie, indem er offenbar auf priesterlichen Einfluss die Darstellung der epischen Poesie, dass Helena wirklich in Troja gewesen sei, zurücknahm, weil sie als Göttin keinen solchen Schritt habe thun können (Geel in Welck. Rh. M. VI, S. 1). Es war eine Priesterreaction gegen die gewöhnlichen Volkssagen, die einen wesentlichen Einfluss auf die Lyrik, namentlich auch auf Pindar, ausübte.

Insbesondere scheint auch die fortgeschrittene plastische Kunst dazu mitgewirkt zu haben, dass der Cultus sich wesentlicher an die Tempel knüpfte und das priesterliche Element verstärkt wurde. In demselben Verhältnis wie der plastische Anthropomorphismus die Götterbilder dem Ideale der Menschengestalt näherte, glaubte man die Gottheit selbst in dem Bilde zu besitzen, das früher nur als Symbol oder Stellvertreter derselben gedient hatte. Da aber das Bild nur im Tempel verehrt werden konnte, so musste begreiflicherweise das Ansehn der Localculte wieder in demselben Masse wachsen, als es früher durch die epische Dichtermythologie zurückgetreten war. Verdrängen liess sich freilich auch diese nicht mehr, denn sie war Eigenthum des Volks geworden, so dass sich die Localculte, wenn sie hier Anklang finden wollten, selbst an die obersten Kategorien und allgemeinen Gestalten jener anschliessen mussten. Gerade durch diese Verallgemeinerung aber kam es mehr oder minder, dass sie auch über ihren engen Kreis hinaus die Aufmerksamkeit und Verehrung an sich zogen. Je nachdem nun ihr besondrer

Charakter beschaffen war, wurden sie entweder als Volksfeste Mittelpuncte heitern und freien Verkehrs mit der Nähe und Ferne, oder sie lockten als Mysterien die Neugier der Einzelnen, die Ansprechenderes und Tiefsinnigeres verlangten, als ihnen der öffentliche und allgemeine Cultus bot. Denn je mehr sich dieser der Schaulust und den weltlichen Gesichtspuncten der Menge anpasste, desto weniger mochten sich Einzelne davon befriedigt fühlen, deren religiöses Bedürfnis innerlicher war. Diese ergriffen dann die Gelegenheit, die ihnen die Bereitwilligkeit zur Aufnahme in geschlossene Gemeindeculte darbot, um sich hier tiefern Ahnungen und geistigeren Tröstungen hinzugeben, als sie in dem verflachten Ceremonienwerk des gewöhnlichen Cultus lagen. Man begnügte sich nicht mehr mit der allgemeinen, ja alltäglich gewordnen, Vorstellung göttlicher Wirksamkeit, die überall die nämliche war, sondern verlangte besondre und ausdrückliche Voraussetzungen, Orte und Gelegenheiten, wo sich diese erproben sollte. Der Vogelflug der homerischen Zeit wurde durch Eingeweideschau ersetzt, durch die Vermehrung der Opfer überhaupt der Cultus bestimmter, concreter Gottheiten vermehrt. Man glaubte an gewissen Orten bessere Orakel zu empfangen als an andern, ein Tempel galt für sicherer, für heiliger als der andre; und so fieng man an auch die Theilnahme an bestimmten Culten für vorzugsweise wirksam zu halten, zumal wenn sich ihrer Symbolik tröstliche Seiten für Unsterblichkeitshoffnung oder sonstige Wünsche des Individuums abgewinnen liessen [1]).

Auf den ersten Blick kann freilich in diesen Dingen ein Rückschritt zu liegen scheinen; denn es tritt wieder Particularismus an die Stelle der kaum begründeten Verschmelzung, Natursymbolik an die Stelle der freien und heitern ethisch-anthromorphischen Anschauung der Götterwelt. Der Mensch, der in der homerischen Zeit sich direct und unbefangen an die Gottheit wandte, bedarf jetzt der Mittelsperson. So begreift man leicht, wie Voss und Lobeck dazu kamen, diese Zeit als eine Periode pfäffischer Verfinsterung und Reaction gegen das hellenische Princip zu schildern, zumal da jetzt

---

1) Nitzsch, de Eleusin. ratione publica. Kiel 1842. Gottesd. Alt. §. 32.

das gleiche Bedürfnis auch manche orientalische Elemente, besonders in den Colonien und durch sie, eingeführt haben mag. Aber gerade wie die Mystik des Mittelalters die erste Regung der erwachenden Geistesfreiheit im Kampfe gegen die Scholastik ist und an sie sich die ersten Keime classischer, echt menschlicher Bildung ansetzen, so ergibt sich bei näherer Betrachtung auch in diesen scheinbaren Rückschritten nur eine Regung desselben Individualismus, derselben Emancipation des Subjects von der objectiven Tradition, desselben selbständigen Bewusstseins, das oben (§. 18) als Frucht der Gährung der Tyrannenzeit bezeichnet wurde. Freilich mögen manche Mythenformen erst in dieser Zeit entstanden sein, weil die gewöhnlichen entweder der Heiligkeit des Gottes nicht mehr entsprachen oder nicht das Erbauliche und Tiefsinnige hatten, was man von Cultusmythen verlangte: aber gerade in dieser Reflexion und Vergleichung liegt der erste Keim zu einem geistigen Erwachen, das sich von dem Ueberlieferten und Volksmässigeu losmacht und als der erste Schritt zur spätern Philosophie gelten kann.

Von besondrer Wichtigkeit sind hier die Orphiker, die wir einerseits als Träger eines uralten symbolischen Cultus betrachten dürfen, die aber andrerseits durch den Untergang der thrakischen Nationalität der öffentlichen Controle entrückt waren und sich um so leichter den steigenden Bedürfnissen der Zeit accomodieren konnten, ohne dass man jedoch annehmen dürfte, sie wären erst in dieser Zeit entstanden (Lobeck, Aglaoph. p. 311). Dass sie abergläubische und selbst sittenlose Forderungen befriedigten, ist gewis (Plat. Rep. II, p. 364 E), und dass sie Fälschungen und Betrügereien nicht scheuten, geht aus dem hervor, was von Onomakritos zu Pisistratos Zeit erzählt wird (Herod. VII, 6). Aber dadurch wird zugleich ihre grosse Wichtigkeit, ihr Einfluss auf die Zeitgenossen und der Zusammenhang mit den Tyrannen dargethan, wodurch sie sich ganz den Dichtern und Künstlern gleich stellen. Ein grosser Theil der Sachen, die im Alterthum unter Orpheus, Musäos, Eumolpos Namen existierten, scheint damals entstanden zu sein (Giseke Rh. Mus. VIII, S. 70) und namentlich wird Onomakritos als deren Verfasser genannt (Paus. I, 22, 7. Sext. Empir. IX, 365),

jedenfalls ein merkwürdiger Mann, der das Bedürfnis seiner Zeit in doppelter Hinsicht erkannte, wenn er es auch auf eine Art befriedigte, wo kaum der Zweck das Mittel heiligen konnte [2]). Er that das theils durch Befriedigung der besonders bei Pisistratos erwachten Bücherlust, theils durch eine mystische Theologie und Kosmogonie, verbunden mit Weissagungen, *ἱεροῖς λόγοις* — allegorischen Mythen — u. dgl., die sich wol zunächst an den bakchischen Sagenkreis anlehnten, im Grunde aber eine ganz neue Religion schufen, die mit den Elementen des Volksglaubens sehr willkürlich und phantastisch umgieng (Brandis, Gesch. der griech. röm. Philos. I, S. 79).

Gleichwie aber in den Sphären der Lyrik und Kunst der Fortschritt der einen Seite auch die andre in seine Bewegung mit hereinzog, so treten jenen Orphikern gegenüber auch wieder apollinische Dichter und Mystiker auf, die ganz in derselben Weise mit Wunderthaten, Sühnungen und allerlei Zauberspuk dem ähnlichen Bedürfnis entgegenkommen und dabei gleichfalls als Verfasser von Gedichten bezeichnet werden, deren didaktischer Charakter sie als Vorläufer des spätern philosophischen Lehrgedichts bezeichnet. Am bekanntsten ist Epimenides von Kreta, um 600, der Theophrastus Paracelsus seiner Zeit [3]), dann Aristeas von Prokonnesos (Her. IV, 13. 16) und Abaris (Herod. IV, 36), — alle zugleich durch ihre übermenschlichen Kräfte berühmt, namentlich das willkürliche Entlassen der Seele, die Luftreisen [4]) u. dgl., worin sich das philosophische Dogma von der Unsterblichkeit der Seele schon vorgebildet findet. Eine eigentliche Unsterblichkeitslehre hat sich erst, wie es scheint, durch Bekanntschaft mit orientalischer oder vielmehr ägyptischer Metempsychose in Griechenland verbreitet. Denn mit

---

2) Bernhardy, gr. Lit. I, S. 353. Ulrici I, S. 480. II, S. 244. Eichhoff de Onomacrito, Elberfeld 1840.

3) Heinrich, Epimenides aus Kreta, Leipzig 1801. Höck, Kreta III, S. 246. Bode I, S. 463.

4) Onomakritos liess auch den Musäos fliegen, als Geschenk des Boreas. Paus. I, 22. extr. Aehnliches über Hermotimos von Klazomenä Carus in Fülleborns Beitr. 1798, IX, p. 58. Denzinger, de Hermotimo. Lüttich 1825.

der blossen Fortdauer der Seele im Hades war es nicht gethan, weil sie da wie im Exil lebte. Wenn auch die Mysterien der chthonischen Götter die Mittel verleihen, sich dort eine gute Aufnahme zu sichern, so galt doch die Erde noch immer als ihr eigentliches Vaterland, wohin sie also wenigstens wieder zurückzukehren wünschen musste [5]). Erst weit später wird sie vielmehr mit dem Aether identificiert und der Körper als ihr Grab betrachtet [6]).

Die Unsterblichkeitslehre als Metempsychose soll zuerst Pherekydes von Syros in Griechenland verbreitet haben, mit dem wir schon an der Schwelle der Philosophie stehn, zumal da er bereits in Prosa geschrieben hat, wenn auch sein System mehr phantastisch-allegorisch als wahrhaft speculativ sein mag [7]).

§. 22. Das Erwachen des philosophierenden Geistes und der prosaischen Literatur in Griechenland.

Für die kosmopolitische Richtung in Griechenland ist es wichtig, die Einflüsse zu verfolgen, welche der wachsende Verkehr mit dem nichtgriechischen Auslande auf geistige und sittliche Cultur ausübte, nicht durch die Fremden, die wie in der vorgeschichtlichen Zeit nach Griechenland kamen, sondern durch die Griechen, welche in die Fremde giengen und von dort Beobachtungen mitbrachten, welche als Stoff und Vehikel für ihr eigenes Nachdenken dienten. Hier ist namentlich Aegypten nicht zu übersehn, wo seit Psammetich und der ionischen Colonie in Naukratis unter Amasis (Soldan in Welcker Rh. Mus. IV, S. 126—141) den Griechen der ganze Schatz astronomischer, naturwissenschaftlicher und historischer Kenntnisse zur Verfügung gestellt wurde, die dort seit Jahrtausenden aufgehäuft waren (Cic. Rep. III, 9). Freilich

5) Karsten, Palingenesie en Metempsychosis. Amsterdam 1846.

6) Plat. Gorg. p. 493. Böckh, Philolaos. S. 180. Lobeck, Aglaoph. p. 775.

7) Preller in R. Rh. Mus. V, S. 377. Jacobi, theol. Stud. 1851, S. 197—213. Zimmermann, in Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik 1854, XXIV, Hft. 2. Ueber die Aehnlichkeit seiner Kosmogonie mit der orphischen s. Rev. archéol. 1850, p. 340.

dürfen auch diese Einflüsse nicht überschätzt und namentlich nicht vergessen werden, dass das alles von den Griechen benutzt und dienstbar gemacht worden ist. Denn wie hoch hier selbst die Anfänger über den Lehrmeistern standen, zeigt Thales, der die Aegypter ihre Pyramiden messen lehrte [1]). Und Aehnliches ist auch von den Chaldäern anzunehmen, denen gleichfalls die Griechen allerlei Instrumente, Zeitmesser, Sonnenuhren u. dgl. verdankten [2]).

Den Einfluss dürfen wir jedenfalls nicht gering anschlagen, den Aegypten durch die Vermehrung und Erleichterung der griechischen Schriftstellerei ausübte, die bis dahin zwar keineswegs fehlte, jetzt aber in demselben Masse stieg, als es im 15. Jahrhundert nach Erfindung der Buchdruckerkunst der Fall war. Nicht nur das Beispiel der Aegypter, sondern auch ganz besonders das Material des Papyrus trug dazu bei [3]), während man früher nur Stein- oder Erztafeln und Häute gehabt hatte (Nitzsch, melett. I, p. 78). Mit dieser Ausdehnung beginnt auch zugleich bald die prosaische Literatur, weil man jetzt theils zum Lesen, nicht zum Hören schrieb, theils aber auch vieles aufzeichnete, was sich zur dichterischen Behandlung gar nicht mehr eignete.

Anfänglich hatte zwar gerade die neuere Richtung, wie es scheint, der Schrift nicht bedurft. Es gehören dahin namentlich die sieben Weisen (Cerquand, quaestt. de VII sapientibus. Nancy 1853), die eine ungleich grössere Verwandtschaft mit den Tyrannen als mit der alten Aristokratie haben: und wenn auch nur einer derselben, Periander, wirklich Tyrann genannt wird [4]), so sind doch die übrigen mehr oder weniger Staatsmänner, die nur in klügerer Vermittlung die öffentlichen Angelegenheiten auf den Weg der neuen Freiheit zu leiten suchten

---

1) Finger, de primordiis geom. ap. Graec. Heidelberg 1831 p. 12.

2) Her. II, 109. Schaubach, über Ptolemäus. Meiningen 1825 S. 11. Montucla, hist. des mathématiques I, p. 52. Ideler, über Eudoxus in Abhdl. d. Berl. Akad. 1828 S. 204. v. Bohlen, über das alte Indien II, S. 238. Matter, hist. de l'école d'Alexandrie. 2. Ausg. II, p. 57. 70.

3) Egger, hist. de la critique. Paris 1849 S. 485.

4) Wagner, de Periandro. Darmstadt 1828. Plat. Prot. p. 343.

(Gesch. d. Platon. Philos. I, S. 310) [5]. Wenn von ihnen allen nichts Schriftliches existierte als die solonische Poesie und die Sprüche, welche sie an dem delphischen Tempel in Stein gegraben aufgestellt haben sollten [6], so ist das ganz natürlich in einer Zeit, wo Wissenschaft und Leben sich noch nicht getrennt hat und der Geist nur das, was alle ebenso unmittelbar wie ihn selbst interessiert, zum Gegenstande seiner Untersuchung macht, wo jeder Spruch, jede Aeusserung, die durch Neuheit, Anmuth der Darstellung oder treffende Schärfe auffällt und anspricht oder frappiert, von selbst fortgepflanzt wird. Was in jener Zeit aufgezeichnet wird, sind ursprünglich gerade Dinge, die in das Gebiet der alten Poesie gehören, wie die Philosopheme des Pherekydes und die Bücher, welche Städtegeschichten u. dgl. enthielten, die sonst der Vergessenheit anheimzufallen drohten.

Hier und da findet sich sogar ausgesprochen, die früheste Poesie sei aus der blossen Verwandlung der hesiodischen und ähnlicher Poesie hervorgegangen [7]. Sehr bald setzte sich jedoch die Prosa in einige Opposition zur poetischen Richtung: Pherekydes wetteifert offenbar mit Hesiod und die Städtegeschichten verhalten sich zu der genealogischen Poesie etwa wie die Localculte zur Dichtermythologie. Die Logographie stand unzweifelhaft mit den religiösen Regungen des 7. und 6. Jhrh. in innigem Zusammenhang [8], wenn

5) Auch die Lebensweisheit der äsopischen Fabel schlägt in diese Richtung, die durch populäre Reflexion zu eignem Nachdenken und moralischer Selbstbestimmung anleitet. Ueber ihren Zusammenhang mit Aegypten s. Zindel in R. Rh. Mus. V, S. 422. Richtiger wird sie mit Indien in Verbindung gebracht von Wagener, in den Mém. publiés par l'Acad. de Belg. T. XXV.

6) Verh. d. Leipz. Gesllsch. d. Wiss. I, S. 298. Bernhardy, gr. Lit. I, S. 341. Selbst Thales, der in vieler Hinsicht an der Spitze der griechischen Wissenschaft steht und zugleich nicht so sehr durch politische Thätigkeit in Anspruch genommen war, ist nicht als Schriftsteller bekannt. Was unter seinem Namen überliefert ist, hat vielleicht erst Hippon von Rhegion in diese Form gebracht. Bergk, comoed. Att. rell. p. 164. v. d. Brink, var. lectt. de philos. ant. Leyden 1842 p. 36.

7) Strab. I, p. 18. Clem. Alex. Str. VI, p. 629 A. Eustath. ad Il. I, p. 3.

8) Roscher, Klio S. 129. 212. Schöll im Philol. X, S. 25.

auch ihre ursprüngliche Richtung auf das Erhalten des Ueberlieferten durch Aufzeichnung hinausgieng [9]). Erst nachher folgt als eine zweite Stufe die Kritik, die mit der eigentlichen Historiographie d. h. der Verzeichnung des selbst Erlebten und Gesehenen oder Erforschten zusammenhängt [10]). Man braucht sie jedoch nicht erst mit Herodot beginnen zu lassen, sondern kann schon in Hekatäos, wenigstens chronologisch betrachtet, einen ἱστορικός sehn, der durch Reisen und Untersuchungen seine Darstellung auf selbsterworbene Grundlagen zu stützen suchte.

Viel früher gieng dagegen im Gebiet der Philosophie die phantastisch-allegorische Mythologie eines Pherekydes oder der Orphiker in Forschung und Kritik über. Den Anfang macht schon Thales, insofern er zuerst die Forderung der Einheit des Princips stellte, die dann wenigstens bis auf die Sophisten und Plato herunter die Losung aller Philosophie blieb. Nur lag es freilich in der Natur der Sache, dass, wie die Religion statt einer eingöttischen eine einzelgöttische ward, so auch hier ein Einzelprincip statt des einheitlichen aufgestellt ward. Die Folge davon war, dass wie Thales das Wasser, so andre die Luft oder das Feuer mit gleichem Recht an die Spitze stellten, oder dass wie er die materielle Seite der Erscheinung, so andre die formelle auffassten und daraus doch, nebeneinander gehalten, nur eine Vielheit von Principien hervorgieng, die bei den Sophisten zur Läugnung aller Einheit, gleichsam zum philosophischen Pantheismus führte, bis Plato und Aristoteles nicht blos wie Anaxagoras und Empedokles einen Dualismus, sondern eine Drei- oder Vierzahl nebeneinander anerkannten. Doch ist in dieser Periode Dialektik und Ethik noch ausgeschlossen, es ist nur Naturphilosophie und zwar bei der ionischen Schule so gut wie bei der italischen, obgleich sich allerdings hier in den verschiedenen Seiten, worauf sie sich richten, derselbe Ge-

---

9) Creuzer, histor. Kunst. Darmst. 1845. Hüllmann, griech. Denkwürdigk. Bonn 1840 S. 143.

10) Also gerade die entgegengesetzte Richtung vom Epos, wo erst das Neuste, dann das Aeltere Gegenstand der Behandlung wird. Niebuhr, histor. und philol. Schr. II, S. 229.

gensatz kund thut, der den ionischen und dorischen Charakter auch sonst scheidet [11]).

Auch von diesen beiden zerfällt jede wieder in getrennte Richtungen, je nachdem sie den Einheitsgedanken mit strenger Consequenz verfolgt oder die Möglichkeit einer Vielheit damit zu versöhnen bemüht ist. Jenes that bei den Ioniern die dynamische Richtung, indem sie einen Einzelstoff für alle Erscheinungen annimmt, bei den italischen Philosophen die eleatische Schule, indem sie die Einheit selbst als Inbegriff aller Wahrheit auffasst. Dagegen lässt bei den Ioniern eine andre, mechanische Richtung die Mannigfaltigkeit der Erscheinung nur in der Einfachheit der Urkörper begründet sein, wie die Pythagoräer die Einheit schon durch die Zahl gewahrt glauben. Die Hauptfrage bleibt eben, wie sich das Sein mit dem Werden, oder das nihil ex nihilo fit, das κοινὸν δόγμα πάντων τῶν φυσικῶν, mit der Beobachtung vereinigen lasse, dass Alles aus Allem werden könne. Die Extreme beider Richtungen helfen sich damit, dass sie entweder wie Heraklit das Sein dem Werden oder wie Parmenides das Werden dem Sein opfern, oder mit andern Worten: jener legt dem schaffenden Principe auch eine zerstörende Kraft bei, dieser lässt die schaffende Kraft nie aus sich selbst heraustreten. Die vermittelnden Richtungen dagegen erklären das, was noch nicht vom philosophischen Standpuncte erklärt werden kann, aus niederem und leisten dadurch wenigstens andern Wissenschaften — die Pythagoräer der Mathematik, die ionischen Mechaniker der Physik — Vorschub. Der Fehler besteht darin, dass sie alles auf ihren Standpunct reducieren und dadurch namentlich die ethische Sphäre beeinträchtigen, die bei den einen der reinen Willkür, bei den andern derselben mathematischen Nothwendigkeit wie die Natur selbst anheimfällt; aber es kommt ebendadurch auch auf dem praktischem Gebiete dieselbe Antinomie zum Vorschein, wie bei den andern Extremen auf dem theoretischen, wodurch wenigstens die erste Aufforderung zu ihrer Lösung gegeben wird. Für jetzt war die Hauptsache, dass der Geist

---

11) Böckh, Philolaos S. 40. Petersen in philol. histor. Stud. Hamburg 1833 p. 22. Brandes in Nieb. Rh. Mus. III, S. 133.

sich wie in der Kunst, so in der Wissenschaft seiner Herrschaft über den Stoff bewusst ward, wenngleich je nach den entgegengesetzten Richtungen diese Herrschaft einen sehr verschiedenen Charakter annahm. Die dynamische Seite der Naturphilosophie bemüht sich die geistigen Wirkungen selbst auf physische Gesetze zurückzuführen, während die mechanische den Geist entweder als allgemeinen, wie bei Anaxagoras, den Stoff in Bewegung setzen und werden lässt, oder ihm als einzelnen die Bestimmung der Erscheinung im Einzelnen überträgt. Ebenso blickt bei den Eleaten der Geist gleichgiltig auf die stoffliche Mannigfaltigkeit herab, während er bei den Pythagoräern in diesem selbst waltet und ihre Gesetze zu den seinigen zu erheben sucht.

§. 23. Weitere Entwicklung des bürgerlichen und Privatlebens und Anfänge der Gesetzgebung.

Auch in häuslicher und geselliger Hinsicht bietet diese Zeit manche Abweichungen von der homerischen dar, die ebenfalls eine grössere Entwicklung nach der Seite der individuellen Freiheit hin enthalten. An die Stelle des kriegerischen Lebens, das den Einzelnen mehr an das Ganze fesselt, tritt ein bürgerliches geselliges, das nach und nach eine Macht neben dem Staate wird und dessen Formen zu Mitteln für sich heruntersetzt, wofern der Staat nicht jenes in sich selbst aufnimmt. Was zunächst das Haus betrifft, so ist hier erstens das veränderte Verhältnis der Sklaven zu bemerken, wodurch — merkwürdig genug — die Freiheit der Individuen sehr gefährdet wird. In der homerischen Zeit sind die Sklaven meistens Kriegsgefangne oder *οἰκογενεῖς*, selten *ἀργυρώνητοι*, und zwar nur Luxusartikel bei den Reichen, während die Aermeren *αὐτουργοί* sind. Das macht nur jene wahrhaft unabhängig und bei vielen binnenländischen Stämmen, die der alten Aristokratie treuer blieben, wie Phocenser, Lokrer u. A. soll dies auch noch später lange so gewesen sein (Ath. VI, 86. Heyne, opusc. II p. 54). Wo dagegen Handelsverkehr und damit Wolstand herrschte, fieng man nach und nach an Barbaren zu kau-

fen [1]) und zwar als stehendes Ingrediens eines Hauswesens, dessen später kaum der ärmste Grieche entbehren konnte. Dadurch wurde einerseits der Freie viel selbständiger, indem er ein individuelles Eigenthum hatte, während Grund und Boden sogar mehr der Familie angehörte, andrerseits aber wurde Griechenland dadurch um ein Pietätsverhältnis ärmer, insofern griechische Sklaven immer wie Hausgenossen, fremde weit rücksichtsloser behandelt wurden. Dass man sie jetzt als Fabrikarbeiter benutzte, beförderte mit dem Fortschritt auch die Demoralisation.

Eine zweite Aenderung der häuslichen Verhältnisse betrifft die Stellung der Frauen, die bei Homer noch keineswegs so eingeschränkt ist, wie später. Nur in Sparta sind die Frauen fortwährend sehr unabhängig (St. A. §. 27, 1): im übrigen Griechenland wächst ihre Abhängigkeit mit der steigenden Freiheit der Männer, unstreitig auch in Folge der Demoralisation, die eine steigende Wachsamkeit nöthig macht [2]). Damit mag auch wenigstens theilweise zusammenhängen, dass jetzt nicht mehr der Mann für die Frau ein Kaufgeld zahlt, sondern im Gegentheil der Vater der Frau Mitgift geben muss [3]). Aber auch andre Umstände wirkten dabei mit z. B. die Abnahme der Zahl der Männer, die Zunahme des weiblichen Geschlechts, da Töchter jetzt nicht mehr ausgesetzt wurden, Habsucht, Neigung der Männer zur Ehelosigkeit u. dgl. Endlich beugte man durch Mitgift leichter der Scheidung vor, denn wo keine Mitgift, da war auch keine Gewähr des ehelichen Bandes, so dass wir auch hier das Pietätsverhältnis zu einem Rechtsgeschäfte herabsinken sehn.

Die Erziehung der Kinder [4]) ist wesentlich Privatsache und fällt dadurch gleichfalls der Emancipation der

---

[1]) So muss es genommen werden, wenn Athen. VI, 88 sagt, die Chier hätten zuerst ἀργυρώνητοι gehabt und das sei ihnen sehr verdacht worden. Pr. A. §. 12.

[2]) Jacobs, verm. Schr. IV, S. 223. v. Stageren, de condit. domest. feminarum Ath. Zwoll 1839. Pr. A. §. 10.

[3]) Arist. Pol. II, 5, 11. Nitzsch, Odyss. I, S. 50. Nägelsbach, homer. Theol. S. 221.

[4]) ἐγκύκλιος παιδεία, zu der Grammatik, Musik u. Gymnastik gehört.

Individualität anheim. Der Staat giebt wol ἀγωγή wie in Sparta, aber keine παιδεία [5]. Die Vornehmen und Edlen scheinen allerdings auch schon in der homerischen Zeit höhere Geistesbildung, zumal durch Musik genossen zu haben, wie die Sage von Linos als des Herakles, von Chiron als des Achilles Lehrer im Kitharspiel zeigt (cf. auch Il. IX, 189). Gemeingut aber ist doch auch sie erst um die Zeit der musikalischen Verbesserung geworden, wie das Lesen (γραμματική) durch die epische Poesie [6] Mit dem Steigen des Wolstands wird auch letzteres allgemein, so dass selbst der Wursthändler bei Aristophanes (Eqq. 189), obgleich ein ἄμουσος, doch die Buchstaben ein wenig kennt, κακὰ κακῶς; selbst für die Aermsten gab es Lehrer ἐν τριόδοις (ad Luc. de conscr. hist. p. 118) und es wurde sprichwörtlich für einen Nichtswisser οὔτε γράμματα οὔτε νεῖν ἐπίσταται [7]. Am spätsten mag wol die Gymnastik in der Palästra betrieben sein, zusammenhängend mit der Athletik der Pädotriben, aber nicht um des kriegerischen Lebens willen, dem sie nach dem Urtheile des Alterthums sogar schädlich war (Arist. VIII, 3, 3. VII, 14, 8).

Je mehr übrigens der kriegerische Charakter der Nation verschwindet, desto mehr wächst die bürgerliche Cultur und die Künste des Friedens. Die Demokratie ist ihm schon um deswillen feind, weil die Kriegsdienste vorzugsweise von den Wolhabenden geleistet werden, während der Ochlos nur zu Schiffssoldaten passt [8]. In den Tyrannenherrschaften dienen dagegen fremde Söldner, δορυφόροι, so dass das Volk entwaffnet wird und sich selbst im Genusse verweichlicht. Wo

---

[5] Die Spartaner sind ἀπαίδευτοι, weil die gemeinschaftlichen Uebungen keine Zeit und Gelegenheit zum Schulbesuch übrig lassen, Gymnastik betrieben sie nie in Palästren, die auch in den andern griechischen Staaten erst spät Eingang fanden (Arist. Pol. VIII, 3, 3), Musik bloss zu Chören, nicht zur persönlichen Unterhaltung und Bildung des Einzelnen.

[6] Daher der Zusammenhang Homers mit den διδασκάλοις in der Sage.

[7] Paroemiogr. I p. 278. Krause, Gymnastik S. 633.

[8] Die Syssitien in Ionien (Plat. Legg. I, 636 B) sind mehr politische Coterien als von kriegerischem Charakter wie in Sparta.

Kriegsdienst keine Bedingung zum Bürgerrecht war, da konnte auch kriegerisches Leben keine Achtung mehr haben. So finden wir es denn auch in den demokratischen Staaten Griechenlands, wo auch der *ϑῆς* und *βάναυσος* zur Bürgerschaft gehört und höchstens von Aemtern, nicht aber vom *κύριον*, der *πόλις*, ausgeschlossen ist, wie dies in der Aristokratie z. B. in Theben der Fall war (Arist. Pol. III, 3). Während daher in Sparta Enthebung von bürgerlichen Geschäften als Zeichen der Freiheit galt (Plut. Lyc. c. 24), war in Athen die Verordnung, dass Niemandem sein Erwerbszweig zum Vorwurf gemacht werden sollte (Demosth. c. Eubul. §. 30), und konnte sogar eine *γραφὴ ἀργίας* angestellt werden. Während Sparta sich der Metöken erwehrt, begünstigt sie die Demokratie, wo die einzige Abstufung unter den Bürgern die quantitative ist, wie viel jedem sein Geschäft einbringt, nicht mehr die qualitative, was jeder treibt.

Die einzige Verfassung, die der ungezügelten Demokratie entgegengestellt werden konnte, war die Timokratie d. h. die Art von Oligarchie, wo nicht Geburt, sondern Census das *κύριον τῆς πολιτείας* bestimmte und zwar so, dass nicht zu wenige Theilhaber und jedenfalls eine bestimmte Anzahl — gewöhnlich 1000 — Höchstbesteuerter festgesetzt war, um die Staatshoheit zu repräsentieren. Solche Verfassungen finden sich auch in Kleinasien hin und wieder, ganz besonders aber in Grossgriechenland, wo selbst in solchen Colonien, die an sich nicht dorisch waren, der dorische Geist auch in dieser Hinsicht durch organisatorisches Streben überwog, während in den ionischen der glimpflichste Weg, um aus den Wirren herauszukommen [9]), die ausserordentliche und nur temporäre Wahl eines Aesymneten war, der den Gegnern doch immer als Tyrann galt.

Zu diesem organisatorischen Streben gehören auch die Gesetzgebungen des Zaleukos, Charondas und Pythagoras, die wenigstens den Uebergang von der Sitte zum Recht vermitteln, wenn sie auch ihren Unterschied noch nicht recht finden. Einerseits tragen sie ganz den Stempel des Colonial-

---

9) Auch die Gesetze eines Pittakos z. B. sind keine Organisation, sondern mehr vereinzelt.

lebens im Gegensatz zum mutterländischen — grosses Detail, Berücksichtigung aller möglichen Fälle des Einzellebens, entwickeltes Culturbedürfnis in Handel und Wandel, Luxus u. dgl. — : aber statt wie in Ionien dies sich selbst zu überlassen, suchen sie das alte Staatsprincip auch darauf anzuwenden und ein Leben, das praktisch diese Fesseln längst gesprengt hat, theoretisch wieder in sie hineinzubannen. Das geschieht nicht wie in Sparta durch Rückkehr zur alten Sitte und Garantie derselben, sondern durch neue Einrichtungen, die an sich zwar den Umständen ganz angemessen sind, aber mit der Machtvollkommenheit des alten Staats in die Freiheit des Privatlebens eingreifen und vieles, was als Sitte ganz löblich wäre, durch den Rechtszwang, in den sie es kleiden, zu einer harten Despotie machen. So setzt Zaleukos Todesstrafe darauf, wenn ein Kranker Wein geniesst ohne ärztliche Erlaubnis (Athen. X, 33. Ael. V. H. II, 17), Charondas bedroht schlechten Umgang mit Strafe (Diod. XII, 12) und lässt eine zweite Heirath Ausschluss von bürgerlichen Rechten nach sich ziehn, macht jeden Credit rechtlos u. dgl. (Stob. Serm. 44. 21 p. 204) — lauter Dinge, die sehr gut gemeint sind und zur äusseren Ordnung beitragen, aber ein Reich der Sitte herstellen wollen, wo kein solches mehr existiert und mit Mitteln, die über die Gewalt der Sitte hinausgehn. Wenn gleichwol diese Gesetze grossen Beifall fanden und von vielen Staaten auch noch später adoptiert wurden, so ist das eben nur ein Beweis, dass der Einzelne selbst noch der öffentlichen Stütze bedurfte [10]).

Diese Erscheinungen finden darin ihre Erklärung, dass im Alterthum das Politische und Gemeinbürgerliche noch nicht getrennt ist, gerade wie das Handwerksmässige und Künstlerische in der Technik. Zuerst verschlingt das Politische auch das Gemeinbürgerliche: nach und nach aber dreht sich das Verhältnis um. Das Gemeinbürgerliche macht sich als selbständiges Element geltend und verlangt für seine *ἰσονομία* auch im Staatsleben einen Platz, den ihm der Staat, eben wegen jener Verbindung, nicht verweigern kann, sobald

---

[10]) Daher hat auch die Gesetzgebung des Charondas Jugendunterricht auf Staatskosten (Diod. XII, 12).

er es einmal hat aufkommen lassen. So entstehn schriftliche Gesetzgebungen, bei denen zuerst freilich noch die gemeinbürgerlichen Elemente selbst in die alte Form gepresst erscheinen, bis die Formen des alten Staatsprincips selbst dem gemeinbürgerlichen Element dienstbar werden. Das geschieht in der solonischen Verfassung, nachdem die drakonische — der grossgriechischen ähnlich — am lebendigen Organismus des athenischen Volkslebens gescheitert ist. Die griechischen Staatsformen sind wie eine mit dem Körper verwachsene Kleidung, die sich nicht so willkürlich ändern lässt. Wenn nun der Körper — das gemeinbürgerliche Leben — wächst, so entstehn Conflicte, wofern nicht, wie in Sparta, dem Wachsthum principiell vorgebeugt ist. Anderswo macht man nun zwar eine neue Kleidung, verlangt aber, dass der Körper sich nun wenigstens mit dieser begnüge, erst Solon gibt der Kleidung eine Dehnbarkeit, die für jedes Wachsthum genügt, obgleich sie durch diese Entfesselung den Körper wiederum in Auswüchse übergehn lässt.

§. 24. Athen in seiner politischen Entwicklung bis auf die Perserkriege [1].

Athens Gesetzgebung ist auch erst das Resultat einer langen Entwicklungszeit, in welcher dieser Staat normaler und organischer als irgend ein anderer die einzelnen Formen und Krisen des griechischen Staatslebens durchgemacht hat und durch welche er zu einer Reife gefördert worden ist, die allein ihn befähigte, Sparta das Gleichgewicht zu halten. Sparta ist wie eine fertige Statue aus der Hand seines Künstlers Lykurg hervorgegangen, zwar nicht ohne lebendiges Vorbild, nicht phantastisch, sondern als Abdruck des echtesten hellenischen Volkstypus, aber ohne Bewegung oder wenigstens nur durch äussere Einflüsse bewegt, jeder inneren Fortbildung entzogen. Athen ist ein idealschöner lebendiger Menschenkörper, der zwar auch seine Kindheit, Schwächen und Unarten gehabt hat und nach kurzer Blüthe dem Alter

---

[1]) Zeller, Beiträge zur ältern Verfassungsgeschichte Athens. Dresden 1850.

und mannigfacher Krankheit anheimfällt, aber dafür in der Zeit seiner Grösse auch herrliche Thaten vollbracht, nicht bloss wie Sparta Widerstand geleistet, sondern positiv Grosses geschaffen hat und selbst in der Vorstufe seiner Geschichte ebensosehr den Typus griechischen Staatslebens im Nacheinander, wie Sparta im Nebeneinander darstellt. Schon das ist dabei nicht zu übersehn, dass Athen autochthonisch ist, also seine ganze Entwicklung von innen heraus geschieht; fremde Elemente werden zwar aufgenommen, aber assimiliert, ohne zur Herrschaft zu gelangen. Statt aber wie andre Autochthonen auf der Stufe des Stammlebens stehn zu bleiben, tritt es schon früh zu einer staatlichen Einheit zusammen, in welcher die einzelnen Beschäftigungen der verschiedenen Landestheile zur Grundlage einer statistischen Eintheilung werden, — der Sage nach durch Ion, den Repräsentanten des Stammes. Theseus, der Hauptheros dieses Stammes, gibt dann dieser Einheit auch den äussern Ausdruck und Centralpunct in einer einzigen Hauptstadt [2]). Eine Demokratie ward dadurch freilich noch lange nicht gestiftet, im Gegentheil knüpft sich an Theseus gerade die aristokratische Abstufung in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen, von welchen zunächst allein die Eupatriden politisches Vollbürgerrecht genossen. Inzwischen wird damit allerdings schon die Aristokratie organisiert, der nach wenigen Generationen das Königthum zum Opfer fällt. In den Geomoren zeigt sich der Keim eines Mittelstandes, einer Bourgeoisie, deren die meisten andern Staaten, als auf Eroberung gegründet, entbehren: sie sind den reichen Plebejern Roms im Kampfe gegen die Aristokratie zu vergleichen. Die Conflicte zwischen dem Königthum und den Eupatriden setzen die Dynastie des Theseus ab und substituieren ihr eine fremde — kaukonische —, beschränken aber auch diese bald in ihren Rechten, machen sie verantwortlich, nehmen ihr die Erblichkeit und Lebenslänglichkeit und zuletzt 684 werden ihre Attribute

---

[2]) Was Thales (Her. I, 170) vergeblich den ionischen Colonien in Kleinasien anrieth, war im Mutterlande schon vor dem Heraklidenzuge vollbracht, mag es nun gethan haben, welche historische Persönlichkeit es wolle.

unter neun ihrer Mitglieder vertheilt. Ganz wie in der homerischen Zeit beschränken sich übrigens auch diese — neben einigen priesterlichen und kriegerischen Verrichtungen — auf die Jurisdiction, die auch später noch jeder Archon in seiner Sphäre übte. Die laufenden Geschäfte versah ein Eupatridenrath, von dem sich freilich nur dunkle Spuren erhalten haben. Dagegen war die Jurisdiction an keine geschriebenen Gesetze gebunden und mochte daher, wie in Rom, sobald die Aristokratie selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen anfieng, leicht in Willkür gegen das Volk ausarten, das in Demen zerstreut zur grösseren Anzahl in Armuth und Abhängigkeit von ihr gerathen war. Der Ruf nach geschriebenen Gesetzen führte daher schon 621 die Gesetzgebung des Drakon herbei, die zwar von ganz ähnlichen Principien ausgegangen zu sein scheint wie die zaleukische, aber unter den ganz verschiedenen Umständen ihren Zweck nicht erreichte. So weit entspricht der Gang der Dinge ganz der Entwicklung, wie wir sie mehr oder minder bei allen alten Staaten wahrnehmen, wo auch die Könige oft noch Jahrhunderte lang als *ἄρχοντες* oder *πρυτάνεις* mit priesterlichen und ähnlichen formellen Geschäften fortdauerten, während die Aristokratie herrschte und die Rechte der Plebs stets mehr und mehr verkennend diese endlich zur offenen Empörung trieb. Nun aber trat in Athen der Wendepunct ein, durch den sein Schicksal eine weit günstigere Richtung erhielt als das der meisten andern griechischen Staaten. Kylons Empörungsversuch misglückte, und dies Mislingen hatte den doppelten Vortheil, dass es Athen vor der Tyrannis bewahrte, ehe es wirklichen Vortheil aus dieser ziehn konnte, und dass es den Weg zu einer weit sicherern und ordnungsmässigern Erlangung des Erstrebten bahnte. Die Aristokratie lud in der Siegestrunkenheit eine Blutschuld auf sich, die sie moralisch ärger vernichtete, als es eine Niederlage vermocht hätte [3]. Ihre Häupter, die Alkmäoniden, mussten die Stadt verlassen, die Epimenides aus Kreta förmlich lustrierte. So gieng aus ähnlichen Umständen, die in einem gewöhnlichen

---

[3] Zeitschr. f. Alt. W. 1848 p. 318. Vischer, die Stellung der Alkmäoniden. Basel 1847. Böck, die kylon. Blutschuld, Augsb. 1852.

Falle zur Tyrannis geführt hätten, jetzt bei der religiösen Stimmung des Ganzen, bei der herrschenden Scheu vor Blutvergiessen und aus wechselseitiger Nachgiebigkeit die solonische Gesetzgebung hervor. Diese verdrängte zwar einerseits das ungeschriebene Gewohnheitsrecht durch feste Satzungen, prägte aber andrerseits eben dadurch auch dem ungebundenen Freiheitsstreben so bestimmte Formen auf, dass es schon durch dieses Bewusstsein seiner Gesetzmässigkeit vor Entartung und Misbrauch gesichert blieb. Ja selbst als die solonischen Formen vielfach gelockert wurden, blieben sie doch noch die Grundlage, gerade wie später die platonische Vermittlungsphilosophie, eben weil sie allen Factoren der bisherigen Entwicklung Rechnung trug, selbst den verschiedensten Zeiten und Bedürfnissen gleichmässig genehm war. Dreierlei ist in dieser solonischen Gesetzgebung zu unterscheiden: 1) die augenblicklichen Massregeln der Seisachtheia (Böckh, metrol. Untersuch. S. 108) und Aufhebung persönlicher Schuldknechtschaft, 2) die bürgerliche Gesetzgebung nach Art der des Zaleukos und Charondas und 3) die neue Verfassung, gemischt aus timokratischen und demokratischen Elementen [4]), wie sie einer durch Handel und Gewerbfleiss emporgekommenen autochthonischen Bevölkerung angemessen waren. Das Volk als Ganzes erhielt die oberste Gerichtsbarkeit als Controle der Beamten oder die Appellationsinstanz, wofür Drakon nur Eupatridengerichte eingesetzt hatte, die jetzt auf die unbedeutenderen *δίκας τοῦ φόνου* allein beschränkt blieben [5]). Dadurch bekam das Volk allerdings die Souveränetät nach griechischen Begriffen und insofern kann man die athenische Verfassung seit Solon eine Demokratie nennen, obgleich das Volk nur die Wahl der Beamten und die *ἀναγκαίας ἐκκλησίας* hatte: denn es besorgte nicht nur nicht die laufenden Geschäfte, sondern der Zugang dazu stand auch noch nicht allen Bürgern offen. Den eupatridischen Vorzug der Geburt beseitigte Solon zwar ganz,

---

4) Das hieng zusammen mit den Parteien der Pediäer, Paralier und Diakrier, die wenigstens einigermassen den drei Ständen entsprechen (De equitt. Att. Marburg 1835).

5) Bergk in Jen. Phil. Verh. 1846 p. 41.

aber er behielt den Vorzug des Vermögens bei und theilte die Bürgerschaft in vier Schatzungsclassen. Die erste besetzte ausschliesslich das Archontat und damit auch den Areopag, auch zum eigentlichen Verwaltungsrathe hatten nur die drei obersten Zugang, die gesammte Volksversammlung war, wie noch später der Geschäftskreis der ἐκκλησία κυρία zeigte, auf wenige Geschäfte beschränkt, die gleichsam zu ihrem laufenden Hausstande gehörten: ἐπιχειροτονίαι, εἰςαγγελίαι, λῆξεις τῶν κλήρων, ἀπογραφαὶ τῶν δημοσιευομένων. Auch ausserordentlicher Weise kommen wol vor sie nur solche Dinge, die schon früher vor der Gesammtheit hatten verhandelt werden müssen.

Endlich ist auch der Areopag nicht zu übersehn, der als Repräsentant der Sitte dastand, wenn er auch keine rechtliche Macht hatte. Was die Volksstimme unter den Königen, das ist jetzt das Wort des Areopags und so lange er in Kraft war, konnte auch die athenische Demokratie dem alten Staatsprincipe entsprechen, das selbst den jedesmaligen Souverän dem ungeschriebenen Rechte unterordnet. Doch auch abgesehn hiervon erhielt die Demokratie durch Solon eine Weihe der Gesetzlichkeit, die sie selbst in ihrer weitern Entwicklung beibehielt und wenigstens nie bleibend ablegte, so dass ihre Dauer dadurch eine ganz andere war als in den übrigen Staaten (Paus. IV, 35, 3). Selbst in ihrer höchsten Machtvollkommenheit betrachtete sie sich nie als einen princeps legibus solutus und liess die Gesetzgebung der Richtergewalt, mit der sie schon Solon verbunden hatte, und die durch den Eid principiell vor den Motiven des Augenblicks und der Selbstsucht geschützt ward.

Sogar die Tyrannis des Pisistratos hob diese Verfassung nicht auf, sondern ward, als die Ansprüche der Aristokratie sich wieder regten, ein Schild der neuen Gesetzgebung, eine Pflegerin des geschriebenen Rechts selbst. Unter ihrem Schutze erstarkte das Volk so, dass als die Tyrannis 510 ihrem Schicksale erlag, die Aristokratie doch keinen Boden wieder fassen konnte. Ein Mitglied derselben, der Alkmäonide Klisthenes, stellte sich selbst an die Spitze des Volks, aber auch er nicht mehr als Tyrann, sondern als Begründer einer neuen Ordnung der Dinge, die mit einem kühnen

Griffe den Halbheiten, die Solon noch übrig gelassen hatte, ein Ende machte. Die Besetzung der Aemter durchs Loos — zur Zeit der Perserkriege eingeführt — brachte der Möglichkeit nach einen jeden zum Antheil an der Verwaltung und warf andrerseits das Wichtigste auf die Schultern der Gesammtheit, die nun auch wol schon förmlich die Gerichte besorgte. Indem so das ganze Volk gleichsam geadelt wurde, gewann es auch einen kriegerischen Geist, der den übrigen Demokratien fehlte, eben weil sie nicht selbst stiegen, sondern nur das Höherstehende auf das Niveau ihrer Willkür herunterzogen. Im Kampfe mit den Lacedämoniern, welche die von Isagoras beabsichtigte Oligarchie unterstützten, bewährte sich zuerst die junge Freiheit, bald darauf im Kriege mit Aegina, Böotien und Chalkis, der mit der Eroberung dieser Stadt endigte. So tollkühn auch der Angriff auf Sardes sein mochte, der den persischen Einfall provocierte, so bewies doch der Erfolg, dass ihm ein Kraftgefühl zu Grunde lag, das sich auf heimischem Boden im schönsten Siege bewährte.

Zweite Periode.

Griechenlands weltgeschichtliche Thätigkeit.
500 — 200 v. Chr.

---

§. 25. Die Perserkriege im Verhältnis zu Griechenlands culturgeschichtlicher Entwicklung.

Mit dem kühnen Beistande, den Athen seinen Stammesgenossen in Kleinasien bei ihrem Aufstande gegen die Perser leistet, mit der Verbrennung von Sardes, tritt Griechenland in die Weltgeschichte ein. Es gehört mit zu den Beweisen des erwachten Selbstgefühls der Athener, dass sie den Beistand leisteten, den Sparta verweigert hatte, gerade wie sie auch schon früher Platää in ihre Bundesgenossenschaft aufgenommen hatten, als es bei Sparta nicht die gehoffte Hilfe gegen Theben fand. Sparta war nur so lange gross, als es in einer bestimmten Peripherie wirkte, die es nicht überschreiten konnte, ohne excentrisch zu werden. Was jenseits dieser Grenzlinie lag, musste es aus seinem Gleichgewichte bringen, während Athen völlig geeignet war, sich auch über die von der Natur gesetzten Schranken hinaus zu bewegen. Von dem Augenblicke an, wo sich die nationale Entwicklung in Athen zu einer echten Freiheit emporgerungen hatte, trat es auch an die Spitze der Weltgeschichte, in politischer, wie in künstlerischer und geistiger Hinsicht. Ohne den Ruhm und das Glück der Perserkriege wären all die schönen Blüthen und Keime der vorhergehenden Periode nicht zur Reife gekommen. Aber ohne Athen

wäre dieser Ruhm auch nicht erfochten worden, — Sparta hätte nur grossartig untergehn können, Athen löste es jetzt in seiner Stellung, an der Spitze Griechenlands, ab. Denn Sparta konnte den Persern nur einen particularistischen Geist entgegensetzen, während ihr Angriff von einer universalistischen Richtung ausgieng, also auch nur von einer solchen besiegt werden konnte, die im Reiche des Geistes dasselbe war, was jene im Reiche der Massen. Nur die nämliche Kraft also, welche Griechenland zu jener geistigen Blüthe verholfen hatte, gab ihm den Sieg mit derselben Nothwendigkeit, wie der Conflict mit Griechenland in der Idee des persischen Reichs mit Nothwendigkeit begründet lag.

Denn das persische Reich war seiner Idee nach eine Weltmonarchie. Ohne den Glauben, dass der grosse König der Herr der ganzen Welt sei, wäre es nicht möglich gewesen, so verschiedenartige Völker unter ein Scepter zu zwingen, und um dieses Princips willen musste jedes Volk, das den Persern irgend bekannt wurde, sofort angehalten werden, die oberste Hoheit des grossen Königs anzuerkennen und das Symbol der Unterwürfigkeit, Wasser und Erde, zu übergeben. Ja auch ohne das setzte es der König in seinen Titel [1]). Widerstand galt also der Empörung gleich und ward mit Versetzung ins Innere des Reichs bestraft. Mislang ein Streich, so musste das ganze Reich seine Kräfte aufbieten, nicht um der Eroberung, sondern um des Princips willen (Arist. Panath. p. 229 Dind.). Aus diesem Gesichtspuncte muss denn auch der ungeheure Zug des Xerxes betrachtet werden, auf dessen Mislingen eine Erschütterung des Perserreichs bis in die Grundfesten seines Innersten erfolgte. Mit Mardonius sank bei Platää die Kraft seiner Helden ins Grab (Aesch. Pers. 586 ff. Justin. III, 1) und von Thronstreitigkeiten, Satrapenempörungen und Serailintriguen aufgezehrt, ward es eine leichte Beute für jeden, der den Baum schütteln wollte. Auf diese Weise trat Persien seine weltgeschichtliche Stellung an Griechenland ab, die zwar durch Waffengewalt hatte errungen werden müssen, aber ohne dass

---

1) Im Titel des Darius auf der Inschrift v. Bisutun steht auch Sparta (Benfey, pers. Keilinschr. S. 54).

es in Griechenlands Bestimmung gelegen hätte, sie auch auf diesem Wege zu verfolgen. So finden wir, dass dieselben Umstände, die Griechenland zum Kampf begeistert und ihm die Kraft zum Siege verliehn hatten, auch Ursache wurden, dass die äussern Früchte davon erst nach 150 Jahren von Alexander von Macedonien geerntet wurden. Als Griechenland sein weltgeschichtliches Princip siegreich behauptet hatte und die ὕβϱις der Barbaren vor ihm in den Staub gesunken war, konnte nur eine Verwechslung seines nationalen Berufs mit dem welthistorischen zur Fortsetzung des Kriegs rathen. Allerdings finden wir fortan die Perser als Barbaren κατ' ἐξοχὴν und Erbfeinde des griechischen Stammes dargestellt; aber das waren sie eigentlich nur für Sparta und dessen Anhänger in den übrigen griechischen Staaten, die eben den welthistorischen Gegensatz als einen nationalen auffassten und statt den erhaltnen Impuls im Innern zu verfolgen, ihm nach aussen nachgehn zu müssen glaubten, wie man das namentlich bei Kimon sieht. Aehnlich wie die lykurgische Verfassung den Zustand nach der Eroberung herstellte, so wollten auch jene Griechenland stets auf dem Fusse erhalten, auf den es die gemeinschaftliche Noth in den Perserkriegen gestellt hatte, ohne den kosmopolitischen Charakter zu begreifen, als dessen Repräsentant jetzt Athen als Weltstaat den Spartanern entgegentrat.

Zu einer politischen Weltmacht aber war Griechenland nicht bestimmt; Spartas schwache Versuche dazu scheiterten stets in demselben Augenblicke, wo es ihrem Gelingen nahe zu sein glaubte. Spartas Rolle war insoweit zu Ende, als es nicht mehr den positiven, sondern nur noch den negativen Pol des griechischen Lebens darstellt, der nur durch materielles Gewicht da ausglich, wo das Geistige den Körper gleichsam zu überflügeln und aufzureiben schien. Aber die positive Aufgabe Griechenlands in der Weltgeschichte war, den Geist auf den Thron zu setzen, wozu ein geistiger Mittelpunct nöthig war, wie ihn nur Athen darbot. Weder in der Starrheit alter Formen noch im ewigen Parteienkampfe konnte sich wahre Idealität entfalten; dazu bedurfte es einer gesetzlich begründeten Freiheit, die innerhalb scharf bestimmter Formen dem Einzelnen freien Spielraum zur

Weiterentwicklung liess und selbst seine politische Macht und Grösse dieser Weiterentwicklung zum Opfer zu bringen bereit war.

Am grössten war Athen freilich in dem Augenblicke, wo es noch den altgriechischen Nationalsinn selbst mit jener unendlichen Fernsicht verband und die Freiheit ihm in der ganzen Reinheit eines Ideals erschien, zur Zeit der marathonischen Schlacht (Plat. Legg. III, 698). Aber wenn es sich auch später im fruchtlosen Haschen nach diesem Ideale aufrieb und durch unmässigen Gebrauch seine eigne Kraft verzehrte, so war doch selbst sein Untergang grösser und glänzender als der Spartas, das ruhmvoller bei den Thermopylen als bei Leuktra gefallen wäre, wenn es nicht eben fortwährend dazu hätte dienen müssen, ein Gegengewicht gegen Athens Centrifugalstreben zu bilden und durch seine Marmorkälte den Körper des griechischen Staatsverbandes gegen die verzehrende Sonne des athenischen Geistes zu schützen. Sparta als Weltmacht hätte den Entwicklungstrieb in seinen Untergebenen erstickt: Athen liess sie seinen vollen Egoismus empfinden, aber doch auch an den Früchten seiner Entwicklung aufs Liebevollste Theil nehmen.

§. 26. Folgen der Perserkriege für Griechenlands innere politische Verhältnisse [1].

Schon die nächsten Folgen der Perserkriege zeigten, wie durch die grossartigen Beziehungen, in welche Griechenland durch dieselben gekommen war, Spartas politische Stellung eine schiefe und unsichere Richtung erhalten hatte. Statt seiner Hegemonie des Peloponneses war es plötzlich an die Spitze von ganz Griechenland gekommen. Mochte das auch für den Ehrgeiz seines Königs Pausanias sehr erwünscht sein, so zeigte sich doch gerade an dessen Beispiele, wie die Macht der alten Sitte für Sparta durch diese neue Stellung verloren gieng, ohne dass es darum positive Vortheile von der geistigen Anregung der Zeit empfangen hätte. Denn

---

[1] Krüger, hist.-philol. Studien, I. Berlin 1837. Roscher, Klio I, S. 380. Beckel in Rhein. Westphäl. Museum, I, S. 116—184.

es klammerte sich um so ängstlicher und eifersüchtiger an seine alten Formen, je mehr der Geist daraus verschwand. Namentlich gilt das von den überseeischen Feldzügen, deren Reizungen, wie das Beispiel des Pausanias bewies, die Moralität ihrer Führer nicht zu widerstehn vermochte, eben weil sie keine echte, sondern nur eine angelehrte und aufgedrungene war. Den letzten Versuch machte Sparta, indem es die Uebersiedelung der Ionier ins Mutterland betrieb, um seine Vertheidigungslinie zu vereinfachen: als dieser gescheitert war, blieb ihm nichts übrig als die Sorge für Griechenlands Seemacht den Athenern zu überlassen, die damit gerade an die Spitze des Zweigs gestellt wurden, an den sich schon in der vorhergehenden Periode die freie Culturentwicklung geknüpft hatte. Das Verdienst, diesen Beruf Athens erkannt zu haben, gebührt Themistokles, der von den beiden Momenten, welche der Untergang der Herrschaft der Sitte frei werden liess, Klugheit und Recht, wenigstens das erstere auf grossartige Weise entwickelte und Spartas particularistischer Engherzigkeit mit einer meisterhaften Politik entgegentrat. Ihm zur Seite stand dann als der verkörperte Ausdruck der demokratischen Rechtsidee Aristides, vorzugsweise der Gerechte genannt, weil er den Massstab der Gleichheit, worein der Grieche im Wesentlichen die Gerechtigkeit setzte, mit idealer Consequenz durchführte. Wie Themistokles den Spartanern gegenüber, so vertritt Aristides im Verhältnis zu den Bundesgenossen, der ersten Probe einer völkerrechtlichen Regulierung, die neue athenische Politik und vollendete durch die Symmachie, in welcher er 447 die Inseln und Colonien des ägäischen Meeres unter Athens Hegemonie vereinigte, die welthistorische Stellung, die dieser Staat seitdem als griechische Hauptmacht gegen Sparta einnahm. Es ist ein Irrthum, wenn man Aristides deshalb, weil er allerdings in vieler Hinsicht der Gegner des Themistokles war, zum Aristokraten, wol gar zum Lakonisten machen will, als ob überall nur diese beiden Extreme einander gegenüber gestanden hätten. Das passt am wenigsten für eine Zeit, wo Athen noch nicht in zwei grosse Feldlager zerfiel, sondern der gemeinschaftliche Patriotismus alle durchdrang und nur die Seite, die jeder vorzugsweise hervorhob, einen Unter-

schied machte [2]). Selbst Kimon [3]) macht hiervon keine Ausnahme, obgleich er allerdings wenigstens Lakonist war und daher auch Themistokles stürzte, weil dieser gleichsam seiner Zeit vorangeeilt war und die Athener selbst die hohe Aufgabe, die ihnen die Weltgeschichte stellte, noch nicht erkannt hatten. Aber aus dem Standpuncte der Gegenwart jener Zeit sind auch Kimon und seine Gesinnungsverwandten nicht zu tadeln, wenn sie den Patriotismus für Griechenland über die künftige Grösse und das Interesse ihrer Vaterstadt setzten und ohne Athens Macht zu schwächen, ihr doch durch den Kampf gegen aussen eine Ableitung zu verschaffen suchten, die der spartanischen Eifersucht keinen Anlass zur Zwietracht und Feindschaft geben sollte. Kimon opponierte gegen den von Themistokles — gleichsam dem Prometheus dieser Culturperiode — vertretenen Factor, ohne deshalb nothwendig gegen den des Aristides zu opponieren. Freilich blieb Athen durch dieses Treiben im Innern so abhängig von Sparta, dass es ihm noch zum messenischen Kriege 464 eine Hilfsschaar schicken musste. Als aber diese von den Spartanern selbst verschmäht wurde, war damit das Signal zum Bruch mit Sparta und zum Betreten einer Bahn gegeben, die Athen hinfort zu wandeln hatte, um, da es doch einmal nicht ewig dauern konnte, seine politische Lebenszeit zu einer mehr als bloss nationalen Thätigkeit zu verwenden [4]).

Der Mann, dem Athen dies verdankte, war Perikles, der, schon seit 469 thätig, jetzt an die Spitze des Ganzen trat und mit Themistokles politischem Scharfblick zugleich eine grössere Unbescholtenheit verband, als jenem nachgerühmt werden kann. Freilich besass er andrerseits keineswegs den pedantischen Rechtssinn eines Aristides und liess

---

[2]) Büttner, Geschichte der politischen Hetärien in Athen, Leipzig 1840 S. 20 ff. Welcker Rh. Mus. V, S. 217. Epkema, de Aristide ejusque in rem publicam meritis, Harlem 1829. Droysen in Kiel. philol. Stud. S. 64. Kampe in Jahns Jahrb. 65, S. 269.

[3]) Vischer, Kimon. Basel 1847.

[4]) Warum der Krieg gegen Persien nicht fortgesetzt wurde, s. Roscher, Klio I, S. 391.

daher eines seiner ersten Geschäfte sein, den Bundesschatz von Delos nach Athen überzusiedeln und dadurch seiner Vaterstadt die freie Benutzung dieser grossen Hilfsmittel möglich zu machen [5]). Dazu kam im Innern die Aufhebung des Areopags, zu der er sich übrigens in der Person des Ephialtes [6]) eines Mannes bediente, der mit Aristides verglichen wird und der vielleicht gerade um der starren Rechtsidee willen diese sittliche Stimme zum Schweigen brachte. Indem Perikles zugleich Besoldung des Volkes für die Ausübung seiner Rechte einführte, verschaffte er sich eine ergebene Mehrheit, die ihm alles bewilligte, was er bedurfte. Anfänglich hatte er noch einen harten Kampf mit Thukydides, des Melesias Sohn, dessen er sich erst nach längerem Gleichgewichte durch den Ostracismus entledigte. Aber seine Politik war die einzige, die Athen gross machen konnte, und wenn auch zwischen ihm und dem Lakonismus noch eine Mittelpartei stand, die zwar gleich heftig für Unabhängigkeit, aber mittelst einer Landmacht zu wirken suchte, so half ihm doch die geschichtliche Eutwicklung auch über dieses Hindernis hinaus. Auf den ersten Blick musste es gerade der Eifersucht zwischen Athen und Sparta am angemessensten erscheinen, dieses auf seinem eignen Boden zu bekämpfen, zumal da der grosse Helotenaufstand und das diesem vorausgegangene Erdbeben das innerste Mark seiner politischen Existenz erschüttert hatte. Ein Bündnis mit Argos, das sich um die nämliche Zeit durch Wiedervereinigung seiner abgefallenen Landestheile stärkte, stellte Athen die Kräfte dieses unversöhnlichen Nebenbuhlers von Sparta zu Gebote. Ja selbst der verzweifelte Schritt der spartanischen Politik, die thebanische Suprematie in Böotien wiederherzustellen, führte nach der vorübergehenden Niederlage bei Tanagra zu dem Siege bei Oenophytoe, wo Myronides eine zehnjährige Herrschaft Athens über Böotien, Phokis und Lokris begründete (Diod. XI, 85). Es unterstützte den Aufstand des Inaros in Aegypten gegen die Perser, eroberte Aegina, schlug

---

5) Ol. 79, 4? Rangabé, antiqu. Hellén. I. Böckh, Staatshaush. II, 369, I, 523.

6) Ermordet 459 oder 458.

die Peloponnesier zu wiederholten Malen, zog Megaris zu seinem Bunde, verbrannte die Schiffswerften von Gytheon und fasste bereits an der Küste des Peloponneses festen Fuss, als ein ungeheurer Schlag es 447 von dieser Höhe plötzlich herunterstürzte. Die Niederlage durch das Heer der böotischen Oligarchie bei Koronea kostete ihm seinen Feldherrn Tolmidas und den Kern seines Landheeres. Ganz Mittelgriechenland war verloren und gleichzeitig benutzten die Peloponnesier den Ablauf des Waffenstillstandes, den Kimon 451 vermittelt hatte, um Attika selbst mit einem Einfalle zu bedrohen, den Perikles nur durch Bestechung abwenden konnte. Man musste zufrieden sein, nur Euböa zu retten, das sich gleichfalls empört hatte, und einen dreissigjährigen Waffenstillstand mit Sparta zu schliessen, der die Grenze der beiden Hegemonien bestimmte — für Sparta das Festland, für Athen die Inseln und die überseeischen Colonien, wodurch dieses eben lediglich auf seine Seemacht angewiesen wurde.

§. 27. Begründung der geistigen Weltmacht Athens durch Perikles [1]).

Wie das Mislingen des Kylonischen Aufstandes gerade das Signal und die Quelle der gesetzlichen Freiheit Athens geworden war, so ward jetzt die Vereitelung seiner kriegerischen Pläne und das Mislingen seiner politischen Absichten im Mutterlande das Mittel, um es auf den Standpunct und Schauplatz seiner wahren Grösse zurückzuweisen [2]). Mislang

---

[1]) St. A. §. 159. Creuzer, de civitate Athenarum omnis humanitatis parente. Frankf. 1826. Roscher, Klio I, S. 202. Boeckh in Friedmann. bibl. script. lat. I, 2 p. 171—181. Tromp, de Pericle. Lugd. Bat. 1837. Müller, Geschichte d. griech. Lit. II, S. 12. Schöll, Leben des Sophokles S. 100.

[2]) Welche Universalität durch das Glück der Perserkriege in der Richtung des athenischen Volks erzeugt worden war, drückt schon Arist. Pol. VIII, 6, 6 aus: σχολαστικώτεροι γὰρ γιγνόμενοι διὰ τὰς εὐπορίας καὶ μεγαλοψυχότεροι πρὸς ἀρετήν, ἔτι τε πρότερον καὶ μετὰ τὰ Μηδικὰ φρονηματισθέντες ἐκ τῶν ἔργων πάσης ἥπτοντο μαθήσεως, οὐδὲν διακρίνοντες ἀλλὰ ἐπιζητοῦντες.

also auch der Versuch, es äusserlich den Spartanern gleich zu thun, so beschloss Perikles ihm einen Vorzug zu verleihn, den ihm die Spartaner nicht sollten streitig machen können. Denn sein Plan war, es zur geistigen Hauptmacht Griechenlands zu erheben. Was sonst Zweck gewesen sein würde — die Ausdehnung seiner Herrschaft —, ward jetzt nur das Mittel zu einem viel höheren Zwecke, der Vermehrung des Brennstoffs seiner geistigen Wärme. Freilich musste ihm dazu auch ein Volk entgegenkommen, wie das athenische, dessen grossartiger für alles Schöne empfängliche Sinn ihm mit beispiellosem Vertrauen alle Hilfsmittel des Staats zur Verfügung stellte und den gewaltigen Talenten, die er weckte oder herbeizog, eine Feinheit des Urtheils und Geschmacks entgegenbrachte, ohne welche auch die edelsten Kräfte sich fruchtlos würden abgemüht haben [3]. Dass die Athener Reden wie des Perikles, Tragödien wie des Aeschylos verstanden, verräth zur Genüge, dass sie mit den Fortschritten des Geistes auf gleicher Höhe standen [4]. Eben deshalb aber fühlten sie die Grösse, die ihnen Perikles bereitete und liessen ihm gegenüber die Eifersucht schwinden, mit der sie selbst einen Aristides und Kimon verfolgten. Selten hat ein Staatsmann solches Vertrauen genossen, aber auch selten es so gerechtfertigt wie Perikles. Er war in der That Alleinherrscher (Thuc. II, 65), aber er überschritt nie die gesetzlichen Formen und liess den Staat alle Vortheile der Tyrannis ohne ihre Nachtheile geniessen. Niemals Archon, weil ihn das Loos nicht traf, lenkte er als blosser Redner, nur mit besonders gewählten Aemtern vom Volke bekleidet, alles nach seinem Willen, indem er bloss den Wünschen des Volkes zu folgen schien. Wenn es auch eine *δημαγωγία* war, was er übte, so durfte es doch selbst Plato eine *ψυχαγωγία* nennen (Phaedr. p. 270), mit der sein philoso-

---

[3] Ueber diese Feinheit des attischen Volks, seine schnelle Auffassung und rege Theilnahme an allem Schönen ist im Alterthum nur eine Stimme. Thuc. I, 70. Dem. Olynth. III, 15. Paus. IV, 35, 3. Diod. XVIII, 3. Gesch. d. platon. Philos. I, S. 87. Becker, Charikles I, S. 81. Bernhardy, gr. Lit. I, S. 357.

[4] Heinrich, de Aeschylo obscuro quidem sed satis ab Atheniensibus intellecto. Breslau 1800.

phisch gebildeter Geist auf die Gemüther wirkte und in seinem hohen Fluge Alle mit fortriss. Blosse Gesetzesherrschaft hätte die Entwicklung nur hemmen, blosse politische Freiheit sie nur zum Schlechten führen können, wie es bei andern Demokratien der Fall war. Jenes in seiner Art einzige Bild einer Menschlichkeit, in seinem seltsamen Contraste entgegengesetzter Eigenschaften, Grösse und Schwäche, Energie mit Humanität, Genusssucht mit sittlichem Adel gepaart, wie die Geschichte des athenischen Volkes es darstellt, hätte nie in seiner idealen Liebenswürdigkeit in die Weltgeschichte treten können, hätte nicht Perikles, um das unendliche Räderwerk des Geistes in Bewegung zu setzen, alle Schleusen der Entwicklung auf einmal öffnen dürfen.

So ist der athenische Staat unter Perikles nicht bloss ein einzelner lebendiger Mensch, wie er oben (§. 17) im Gegensatze zu dem versteinerten Sparta genannt worden ist, sondern eine ganze Gruppe auf einmal, ein lebendiges Tableau, das die ganze Menschheit in der harmonischen Verschmelzung der Gegensätze, die sie bilden, darstellt [5]). Uebrigens war es auch keineswegs das athenische Volk allein, aus dessen Mitte alle Elemente dieser jugendlichen Culturhöhe hervorgiengen; vielmehr ist es die nothwendige Folge seiner Humanität, dass es, im Gegensatz zur spartanischen Xenelasie, seine Stadt jedem Talente, jeder strebenden Individualität von der geringsten Technik bis zur höchsten Wissenschaft öffnet. Auch dafür war schon Themistokles und mehr noch später Perikles thätig, indem sie namentlich in den Piräeus Metöken aus ganz Griechenland heranzogen und diesen so viele Freiheiten gestatteten, als nur irgend nach griechischen Begriffen ein Nichtbürger geniessen konnte. Selbst das volle Bürgerrecht ward nach der Meinung mancher Schriftsteller viel zu verschwenderisch ertheilt, aber auch wer dies nicht erlangen konnte, genoss gegen eine sehr mässige Abgabe als Metöke alle Vortheile, die z. B. die Spartaner ihren

---

[5]) So hatte es auch Parrhasios in dem berühmten Gemälde des athenischen Demos dargestellt, mag es nun beschaffen gewesen sein, wie es wolle. Plin. N. H. XXXV, 36, 5. Grauert, histor.-phil. Analekten S. 229.

Periöken gewährten, ohne darum wie diese an die Scholle gebunden zu sein. Und wie wenig sich gerade das herrschende Freiheitsstreben in Griechenland durch den Nichtbesitz der politischen Rechte gekränkt fand, zeigt die grosse Anzahl der Metöken, die wol die Hälfte der Bürgerschaft betrug und die alle eifrige und aufopfrungsfähige Anhänger der bestehenden Demokratie waren. Der athenische Bürger trieb fortwährend mehr Ackerbau oder Viehzucht, dnrch diese Fremden aber hob sich Handel und Industrie dergestalt, dass Athen in dieser Hinsicht bald allen übrigen Staaten den Rang ablief (Böckh, Staatshaush. I, S. 48) und trotz der Sterilität des Bodens seine Fabricate und Exporte völlig hinreichten, um die Unterhaltungskosten einer Bevölkerung zu decken, die mit den Sklaven auf 600000 Köpfe angeschlagen werden darf [6]).

Endlich aber ist auch der Ab- und Zufluss von Reisenden nicht zu übersehn, die theils der Handel theils aber auch Neugierde und Wissensdurst an diesem Orte zusammenführte, der als Centralpunct auch die geistigen Schätze von Ost und West wie die materiellen zu beliebigem Austausch vereinigte. Denn wer irgend etwas zur Schau zu stellen hatte, ging gewis an Athen nicht vorbei (Plat. Lach. p. 183 B) und je mehr sich mit dem Betreiben der Wissenschaft und Kunst auch Gewinnsucht zu verbinden anfieng, desto grössere Anziehungskraft musste der Ort üben, wo Arme und Reiche in der Aneignung alles Neuen und Schönen wetteiferten. Wie die Höfe der Tyrannen in früherer Zeit, so ward jetzt Athen der Sammelplatz der Weisen und Dichter, der Männer der Kunst und Wissenschaft aus allen Gegenden, das *πρυτανεῖον τῆς σοφίας*, das *κοινὸν τῆς Ἑλλάδος παιδευτήριον* [7]). Welche Vortheile das für die Ausgleichung der Gegensätze, für die Vermittlung der Extreme, für die Steigerung zum Idealen mit sich brachte, ist nun im Einzelnen zu betrachten.

---

[6]) Zumpt, Abhdl. d. Berl. Akad. 1840, S. 1 ff.

[7]) Plat. Protag. p. 337 D. Thucyd. II, 38. Diod. 13, 27.

§. 28. Der Höhepunct der Kunst in der perikleischen Zeit.

Am unmittelbarsten wirkte übrigens Perikles zu der Verherrlichung Athens und dem Flore der Künste durch die grossen Werke der Architektur und Sculptur, die unter seiner Verwaltung ausgeführt wurden und deren Meister dann auch ihre Thätigkeit über ganz Griechenland erstreckten. Wenn auch nach der Verwüstung der Stadt durch die Perser die Wohnungen und Befestigungen sehr schnell und deshalb unregelmässig hatten aufgeführt werden müssen [1]), so blieben doch gerade noch die öffentlichen Gebäude übrig, die um so glänzender wiederhergestellt werden sollten, als dazu anfänglich die persische Kriegsbeute bestimmt war [2]). So viel praktisch nöthig war, hatte allerdings schon Themistokles hergestellt, namentlich die Befestigung des Piräeus, wozu Kimon dann die langen Mauern fügte, wie er auch einiges zur Verschönerung der Stadt that [3]). Aber dies geschah mehr auf eigne und seiner Verwandten Kosten und jedenfalls nicht in dem grossartigen Massstabe, wie Perikles wirkte. Man vergleiche nur den Theseustempel mit dem Parthenon und den Propyläen, die die hauptsächlichsten Reste der perikleischen Bauten sind und auch in ihrem jetzigen Zustande noch die ausserordentlichen Kosten rechtfertigen, die sie (Thuc. II, 13) verursacht hatten [4]). Dabei war er auch in praktischer Hinsicht nicht unthätig: sein Werk ist das *διὰ μέσου τεῖχος*, das den Piräeus doppelt mit der Stadt verband, während Phaleron zu abgelegen war [5]), ferner die

---

1) *κακῶς ἐῤῥυμοτομημένη*, Dicaearch.

2) Von ihr ward auch später noch die ganze architektonische Herrlichkeit Athens abgeleitet. Dem. Androt. §. 13: *τἆλλα ἀπὸ τῶν βαρβάρων ἱερὰ κοσμήσαντες*.

3) Müller, de munimentis Athenarum, Gött. 1836. Theseustempel, peisianaktische Stoa. Archäol. Zeit. 1847, S. 175.

4) Leake, Topogr. v. Athen, übers. v. Sauppe S. 331. Stuart und Revett, Alterth. v. Athen, Darmstadt 1829 I, S. 293. Bröndsted, Reisen und Untersuch. Bd. II. Klenze, aphorist. Bem. S. 367.

5) Ulrichs, *οἱ λιμένες* etc. Athen 1843. Curtius, de portubus Athen. Halle 1842. Rev. v. Westermann Zeitschr. f. Alt. W. 1843, S. 995. Krüger hist. phil. Stud. S. 167.

Anlage der Hafenstadt durch Hippodamos [6]; ja selbst die Propyläen können als eine Fortification betrachtet werden. Aber wie in allem Geräth und Geschirr, so zeigt sich auch in diesen rein praktischen Anlagen die Veredlung des Nützlichen durch das Schöne und die Verschmelzung des Reinmenschlichen mit dem Nationalen, zumal in den Propyläen, wo nicht einmal gottesdienstliche Vermittlung dazwischen trat.

Deshalb begegnen uns nun auch individuelle Namen. Der hauptsächlichste Tempelbaumeister war Iktinos, der dann auch zu Phigalea in Arkadien den Apollotempel baute [7]. Die Propyläen baute Mnesikles, das eleusinische τελεστήριον Xenokles, mit einer laternenartigen Kuppel. Den ganzen Verein aller der technischen Kräfte aber, die Perikles zu diesen Werken gewann (Plut. Per. 12, 13), leitete Phidias, selbst ein Perikles im Reiche der Kunst, der ihr den Gesichtspunct ihrer idealen Bestimmung zum ersten Male mit Bewusstsein abgewann und was früher Zweck gewesen war, zum blossen Mittel rein künstlerischen Strebens herabsetzte [8]. Phidias eigne Kunstfertigkeit scheint, dem Geschäft nach zu urtheilen, das seine Nachkommen später in Elis erblich ausübten (φαιδρυνταί Paus. V, 14, 5), insbesondere in der chryselephantinischen Arbeit bestanden zu haben [9], wobei gerade der Verein von Grossartigkeit und Genauigkeit zutraf, den die Alten ihm vor allem nachrühmten (Demetr. de eloc. c. 14). Doch war er auch Maler, wie sein Bruder Panaenos, auch Erzgiesser, namentlich in der mannigfachen Form, in welcher er das von ihm erfundene und in der Parthenos niedergelegte Atheneideal noch mehrmals ausführte [10]. Selbst in Marmor bildete er wenigstens eine zahlreiche Schule, die nicht nur mehr fabrikmässig die Giebel- und Friesbilder der

---

6) de Hippodamo. Marb. 1841. p. 12.

7) Stackelberg, der Apollotempel zu Bassä. Frankf. 1828.

8) Müller, de Phidia. Gött. 1827.

9) Quatremère de Quincy, le Jupiter Olympien.

10) Böttiger, Andeut. S. 81. Die πρόμαχος Paus. I, 28, 2, die schöne κατ ἐξοχήν Plin. N. H. 34, 8, 54, wahrscheinlich dieselbe, welche Pausanias die lemnische nennt. Osann, Archäol. Zeit. 1848, Beil. 5. Forchhammer, Zeitschr. f. Alt. W. 1844, S. 1067.

genannten Tempel ausführte, sondern auch selbständige Einzelarbeiten leistete, wofür namentlich Alkamenes [11]) und Agorakritos berühmt waren (Plin. N. H. 36, 5, 16. Paus. V, 10, 8).

Sobald die Idee zum Durchbruch gekommen ist, der Geist sich zum Bewusstsein seiner selbst in der äussern Form und Erscheinung erhoben hat, fällt der Stoff der niederen Technik anheim und wird für den Künstler, der die Idee in der Form ausprägen soll, gleichgiltig. Der *ἀνδριαντοποιός* wird, um mit Plato zu reden, auch *ἑρμογλύφος* sein können und umgekehrt, wie wir Polyklet gleichzeitig als chryselephantinischen Bildner der argivischen Hera und als Erzgiesser kennen lernen. Höchstens dass die Individualität des einen Künstlers mehr für die Effecte, die der eine Stoff begünstigt, der andre für andre geeignet ist und deshalb selbst bei gleicher Meisterschaft in der Form als solcher die Werke des einen besser in diesem, des andern besser in jenem Stoffe gefallen. Zur Idealisierung concreter Figuren passt der Marmor besser, zur Formenstrenge abstracter Ideale das Erz. Deshalb soll selbst Phidias in dem berühmten Wettstreite der fünf bronzenen Amazonen hinter Polyklet zurückgestanden haben, dessen ganze Richtung dieser Technik mehr zusagte [12]).

Ausserdem sind als berühmte Erzbildner dieser Zeit noch zu nennen: Myron von Eleutherä, der Mitschüler des Phidias bei Ageladas (Plin. N. H. 34, 8, 57) und Pythagoras von Rhegion, der den Myron besiegt haben soll (Diog. L. VIII, 47) und auch nach sonstigen Schilderungen wenigstens als Vorläufer Polyklets gelten kann. Myron stand dagegen eher noch eine Stufe rückwärts: er war in seiner Art berühmter, wie es scheint, durch die derbe Kraft, mit der er seinen Bildern den Ausdruck lebendiger Natur gab

---

11) Alkamenes hatte auch als Erzbildner einen Namen. Plin. N. H. 34, 8, 72.

12) Plin. N. H. 34, 19, 2. Müller Arch. 121, 2. Ross Kunstbl. 1840, S. 45, 1841, S. 1. Jahn Verhdl. d. Leipz. Ges. d. Wiss. 1850, S. 36. Die Amazone des Phidias hatte Müller für die *πολύσκαρθμος Μυρίνη* (Il. II, 814) gehalten, ist aber von Welcker (akad. Kunstmus. S. 63) und Göttling (de Amazonibus, Jena 1848) widerlegt worden.

und insofern bereits alle Schönheit erreichte, die ohne Geistigkeit und Idealität denkbar war [13]). Am berühmtesten war sein Diskobolos, namentlich aber auch seine Thiere, die Kuh, ein Hund, u. a., gerade wie auch Kalamis am meisten durch seine Pferde ausgezeichnet war (Propert. III, 7, 10). — Polyklet dagegen idealisierte den schönen Menschenkörper, indem er ihm seine Gesetze abgewann und brachte diesen dadurch seinerseits dem Ideale eben so nahe als es Phidias auf seinem Wege gethan hatte. Es kann nämlich die Idee, die sich in der Form kund thut, auf doppelte Art betrachtet und zur künstlerischen Anschaulichkeit gebracht werden: entweder vermittelt durch die äussere Form oder in dieser aufgegangen. Die Idee kann also erscheinen als die Form, die einen geistigen Inhalt hat, oder als concrete Verwirklichung des reinen Gattungsbegriffs als reine Form selbst, die gegen den Inhalt ebenso gleichgiltig ist wie gegen den Stoff. Die letztere Richtung verfolgte die Naturtreue, deren sich allerdings schon die Aegineten im Einzelnen beflissen hatten, die aber jetzt zur Harmonie des Ganzen erhoben ward. Die erstere Richtung schloss sich dagegen mehr der symbolischen Tempelbildnerei an, die aus Mangel an durchdringender Kraft ihrer Ideen den geistigen Inhalt durch äussere Attribute ausdrücken musste. Erst Phidias gelang es die Idee der zu vermenschlichenden Gottheit als ein so lebendiges, organisches Individuum zu fassen, dass er gleichsam ein Porträt von ihr geben und ihren Geist in der idealen Menschengestalt als solcher ebenso niederlegen konnte, wie dies längst schon von der Poesie geschehn war. Von dieser Zeit an verehrte man nicht mehr die Gottheit hinter dem Bilde, sondern das Bild selbst als die leibhaftig gewordene Gottheit, welche der Künstler selbst, der sie im Einzelnen geschaffen hatte, in der harmonischen Ganzheit anbetete, welche eben die Verkörperung der Idee war. Aber freilich schwand damit der Geist aus der Form; weil man in der Form den Geist vollkommen zu besitzen glaubte, gieng alles Bestreben auf die Form als solche. So finden wir schon

---

13) Cic. Brut. 18. Plin. N. H. 34, 19, 3. Anders freilich Petron. c. 88. Grüneisen, die tuxische Bronze S. 24.

neben Phidias eine andere Richtung, der es nicht sowol um Realisierung des Ideals als vielmehr um Idealisierung der Realität selbst zu thun ist, um willkürliche Erhebung der sinnlichen Erscheinung zu derselben Formenschönheit, die sich dort mit innerer Nothwendigkeit aus der schöpferischen Klarheit der Idee ergab. Das ist die Richtung des Polyklet, der sich zu Phidias etwa verhielt, wie Sophokles zu Aeschylos. Phidias ist gleichsam die Philosophie in der Kunst, die dem Inhalte seine Form abgewinnt, Polyklet dagegen die Rhetorik, welche die Form zum willkürlichen Gemeingute erhebt. Was bei Phidias immer noch von der bestimmten Aufgabe abhängig ist, wird bei Polyklet selbständig, indem die Kunst auf Regeln zurückgeführt und jeder auf diese Weise in den Stand gesetzt wird, sie beliebig anzuwenden. Sie ist nun nicht mehr sowol Product des Genies, als des verständigen Studiums. Dem Polyklet wird auch daher das pondus abgesprochen (Quint. XII, 10, 8). Dagegen schuf er den Typus des jugendlichen Menschenkörpers in seiner abstracten Vollkommenheit, den er dann auf ähnliche Art wie Phidias das Pallasideal in mehreren Situationen ausführte [14]), als *διαδούμενος*, als *ἀποξυόμενος*, als *ἀστραγαλίζοντες*, , und namentlich als *δορυφόρος*, welche Statue dann zugleich aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe war, welche als Kanon studiert ward [15]). Ausserdem soll er auch ein theoretisches Werk über die Körperproportionen geschrieben haben. Wie er obendrein auf mathematischem Wege auch für das Leben seiner Figuren sorgte, zeigt die Angabe, dass er erfunden habe, ut signa uno crure insisterent, d. h. dass der Schwerpunct in das eine Bein, nicht, wie früher, dazwischen fiel [16]). Das alles bezieht sich übrigens nur auf das Erz: dem Marmor scheint erst die folgende

---

14) Böttiger Andeut. S. 111.

15) Quem canona artifices vocant, sagt Plin. N. H. 34, 8, 19: lineamenta artis ab eo petuntur velut a lege quadam solusque hominum artem ipse fecisse artis opere iudicatur. Jahn Rh. Mus. IX, S. 316. Hirt, Abhdl. d. Berl. Akad. 1814, S. 19. Seltsam Quandt, allg. Monatsschr. 1854, S. 780.

16) Feuerbach vatic. Apoll S. 180. Müller, kl. Schr. II, S. 365.

Zeit jene Geschmeidigkeit gegeben zu haben, die sich allen Wendungen des Körpers anfügte, wenigstens im selbständigen Rundwerke, während er in dieser Periode noch vorzugsweise zu ornamentarischen Zwecken, Gruppe und Relief, verwendet wurde, mehr in grossartigen, massenhaften Gestalten, Gewändern, Thieren u. s. w., und gleichsam noch die gravitas der vorhergehenden Zeit mit der errungenen Idealität zu vereinigen suchte.

Noch langsamer entwickelte sich übrigens die Malerei, die wegen ihrer grösseren Rücksicht auf die Form stets von der Plastik abhängig und immer um eine Generation hinter ihr zurück stand, um von der Beschränkung auf vier Farben gar nicht zu reden (Cic. Brut. c. 18). Denn wie weit selbst die Zeichnung zurück war, zeigen die Fortschritte, die Plinius (N. H. 35, 9, 35) an Polygnot, dem Freunde Kimons und Zeitgenossen des Phidias, rühmt: si quidem instituit os aperire, dentes ostendere, vultum ab antiquo rigore variare. So werden auch die grossen Gemälde dieses Meisters in der Lesche zu Delphi (Paus. X, 25—31), in der Pökile u. s. w. vielleicht doch nur mit den Werken der Aegineten in eine Classe gesetzt werden können, so sehr auch sein ἦθος gerühmt wird [17]). Soviel ist gewis, dass Perspective erst durch den Decorationsmaler Agatharchos [18]), Schattierung durch Apollodor von Athen um Ol. 90 in die Malerei kam. Mit Phidias und Polyklet können erst um Ol. 95=400 v. Chr. Zeuxis und Parrhasios einigermassen verglichen werden [19]). Zeuxis ist plastischer, massenhafter, plus membris corporis dedit, id amplius atque augustius ratus atque ut existimant Homerum secutus, cui validissima quaeque forma etiam in mulieribus placet [20]) (Quint. XII, 10). Das ἦθος wird ihm freilich abgesprochen (Arist. Poet. 6, 15). Es ist ein

17) Die Gemälde des Polygnot in der delphischen Lesche. Gött. 1850. Böttiger, Ideen z. Archäol. der Malerei S. 261. Jahn in Kieler philol. Stud. S. 83; archäol. Aufs. S. 17–20. Welcker, Abhdl. d. Berl. Akad. 1847.

18) Völkel, archäol. Nachlass S. 103.

19) Levesque, sur les progrès successifs de la peinture chez les Grecs, Mém. de l'Inst. I, p. 414.

20) Seine Helena in Kroton nach homerischem Typus, wie der Zeus des Phidias Val. Max. III, 7, 3.

griechischer Rubens, während Parrhasios eher mit Albrecht Dürer verglichen werden kann. Sein Hauptlob ist wie bei Polyklet die scharfe Symmetrie, ita circumscripsit omnia, ut eum legumlatorem vocent, quia deorum atque heroum effigies, quales ab eo sunt traditae, ceteri tamquam ita necesse sit sequuntur (Quint. XII, 10), und noch deutlicher sagt Plinius (N. H. 35, 9, 36) primus symmetriam picturae dedit, primus argutias vultus, elegantiam capilli, venustatem oris, confessione artificum in lineis extremis palmam adeptus. Dadurch wird dann aber auch die Zeichnung Gemeingut und auf Regeln gegründet, ganz besonders freilich seit Ol. 100, durch Pamphilos von Sikyon, den Schüler des Eupompos (Plin. N. H. 35, 10, 40), der geradezu gelehrt haben soll, ohne Arithmetik und Geometrie könne keiner Maler werden und dessen Einfluss bewirkte, dass die Zeichnenkunst in primum gradum artium liberalium aufgenommen wurde [21]).

§. 29. Die Poesie der perikleischen Zeit, namentlich die dramatische.

Wie Athen die Grösse des Mutterlandes und der Colonien, des dorischen und des ionischen Princips in sich vereinigt, so verschmilzt es auch die beiden Seiten der Poesie, Epos und Lyrik, in seinem Drama. Denn das Drama kann als die eigentliche Poesie des athenischen Volkes gelten, in welcher dieses zugleich activ und passiv erscheint, indem es zugleich den Massstab für den Dichter abgibt und die Eindrücke von ihm empfängt, während bei dem Epos mehr das Erstere, bei der Lyrik mehr das Letztere vorherrscht. Der Dialog ist gleichsam der epische Theil des Dramas, nur dass die Objectivität durch die Subjectivität der redenden Personen modificiert wird: daneben stellt sich aber die lyrische Partie des Chores als der Ausdruck der Volksstimmung, wie sie bei dem Zuschauerpublicum vorausgesetzt wird, wobei dessen

---

21) Wyttenbach ad Plut. Morr. p. 37. Athen. VII, 37. Müller, Archäol. 139, 3.

Subjectivität sich wieder durch den objectiven Charakter des Chores als mithandelnder Person mildert.

Das war die eigentliche Poesie dieser Zeit: das Epos versuchte selbst an dem Stoffe der Perserkriege vergebens sich zu verjüngen, wie aus dem verunglückten Bestreben des Chörilos erhellt [1]; und doch lag auch die mythische Zeit dem lebendigen Volksbewusstsein zu fern, als dass sie ohne dramatische Reproduction hätte interessieren können. Ein forciertes Epos wie die Thebais des Antimachos kann höchstens als Vorläufer der alexandrinischen Poesie Aufmerksamkeit erregen, indem es zeigt, wie auch jetzt schon manche die individuelle Bildungsrichtung ohne Rücksicht auf öffentlichen Anklang verfolgten.

Glücklicher war die Lyrik, die an den Höfen der Tyrannen Gelon und Hieron und bei den thessalischen Aleuaden und Skopaden Aufnahme fand: ja Pindar pries auch die Athener und Simonides machte sogar Epigramme auf die Thaten gegen die Perser. Aber gerade in dieser Bestimmung für Zwecke, welche dem Dichter an sich fremd waren, lag eine Reflexion, die sich zwar mit der Poesie ganz gut vertrug, aber doch deutlich bewies, dass die Lyrik nicht mehr in unmittelbarer Selbständigkeit, sondern nur als Ingrediens, als Dienerin höherer Zwecke zu wirken bestimmt war. Die Lyrik war (§. 19) durch und durch national gewesen; mit dem Verschwinden des Nationalsinns aber, mit der kosmopolitischen Erhebung der Nation und dem Aufgehn der Stämme in einer gemeinschaftlichen Bildung verlor auch sie ihren Nahrungsstoff und konnte diese auch wenigstens auf die Dauer nicht, wie bei Pindar, durch abwechselndes Anschliessen an verschiedene National- und Localbedürfnisse ersetzen. Schon in der chorischen Lyrik ist die Objectivierung angebahnt, mehr noch in der dramatischen, vermittelt durch die pindarische Reflexionslyrik, in der sich die Situation in dem dichterischen Gemüthe abspiegelte.

Pindar [2]) ist ein Genie von innerer poetischer Glut wie

---

1) Naeke de Choerilo, Bonn 1827.

2) Bergk in deutsch. Jhrb. 1842, S. 270. Rauchenstein, Einl. in Pindars Siegeslieder, Aarau 1843. Mommsen, Pindaros, zur Geschichte des Dichters und der Parteikämpfe seiner Zeit, Kiel 1845.

wenige, das auch die heterogensten Bestandtheile zu harmonischen Ganzen verschmelzen, auch die Producte kühler Reflexion zu geistiger Wärme durchglühn konnte. Wie Phidias vereinigte er die gemüthliche Richtung der Vergangenheit mit der verständigen der Gegenwart und nahm alle Geisteskräfte gleichmässig in Anspruch. Aber das ist ein Culminationspunct, auf dem die Poesie ebenso wenig wie die Demokratie auf dem perikleischen stehn bleiben konnte. Schon in Pindars Zeitgenossen Simonides und Bakchylides, die mehr mit äusserem Talente als innerer Begeisterung dichteten, blieb nur die äusserliche Glätte und Zierlichkeit oder Effecthascherei übrig, die sich von der Rhetorik nur durch die metrische Einkleidung unterschied [3]). Denn allmählich fiel auch diese ganz der Willkür des Dichters anheim und näherte sich dem prosaischen Rhythmus in dem monostrophischen Bau des Dithyrambos, der von der Prosa zuletzt nur durch die Ungewöhnlichkeit und Geschraubtheit seiner Sprache verschieden war [4]). Ja den Rhythmus selbst, wie es scheint, musste oft erst die Musik hereinbringen, die sich jetzt immer selbständiger vom Texte machte und die Verrenkungen der Gesangsworte bewirkte, über die Aristophanes in den Chören der Vögel und Frösche spottet und Pherekrates die Musik selbst sich beschweren liess [5]). Das thaten aber eben die Dithyrambendichter, die unter dem Schutze der bakchischen Freiheit allmählich alle Fesseln abschüttelten, die Sitte und Convenienz der Poesie angelegt hatten, ohne jedoch, wie später die Rhetorik, sich durch neue eigne Gesetze selbst bestimmen zu können. Es war das der treuste Abdruck der sittlichen Entartung, der auf dem lyrischen Gebiete selbst Athen nicht mehr wehren konnte; ward die Stadt doch sogar ein Hauptsitz derselben, ohne dass man sie aber für die dithyrambische Poesie als Mutterstadt betrachten dürfte wie für die dramatische.

Der erste Urheber dieser Neuerungen ist vielmehr schon

---

3) Longin. 33, 5. Quintil. X, 1, 64. Dionys. de compos. 23 p. 173.

4) Arist. Nubb. 332.

5) Plut. de musica 29. 30. Heinrich, Epimenides S. 163. Plat. Legg. II p. 669. III p. 700. VII p. 872. Athen. XIV, 31. 33. 42.

Pindars Lehrer, Lasos von Hermione [6]), und in Athen ward höchstens durch Melanippides die monostrophische Form vollendet. Die hauptsächlichsten Dichter des Dithyrambos [7]) sind Timotheos als kitharödischer, Philoxenos als aulödischer. Bei Philoxenos mischt sich auch der mimetische Charakter bei, so dass er selbst Solos in die kyklischen Chöre einfügte: Timotheos scheint dagegen den Charakter der modischen- chromatischen- Musik in die gottesdienstliche Sphäre sogar gebracht, Nomen u. dgl. gedichtet zu haben.

Mit der Zeit bemächtigte sich freilich eine ähnliche Entartung auch der dramatischen Lyrik, aber doch erst, seit Euripides die Chöre nur als eingelegte Intermezzos zu behandeln angefangen hatte. So lange sie als Theile der Handlung selbst erscheinen, verhalten sie sich wie das Götterbild zum Tempel, mit welchem verbunden jenes ja eigentlich erst seine ganze Idee ausspricht. Wie dieses die Gottheit ist, die in ihm zur sinnlichen Erscheinung gelangt, so spricht sich in den Chören das sittliche Gemeingefühl des Publicums aus, dessen lebendige Theilnahme als Begleiterin der Handlung vorausgesetzt wird. So ist der Chor zum attischen Drama nothwendig, weil dieses Publicum nicht ohne adäquaten Ausdruck bleiben durfte, wenn auch deshalb noch nicht absolut ästhetisch.

Seinem geschichtlichen Ursprunge nach gehört allerdings das Drama auch nicht ausschliesslich nach Attika. Es steht vielmehr fest, dass dieser in den mimisch-orchestischen Darstellungen der Schicksale eines Gottes oder Heroen zu suchen ist, wie dergleichen bei so vielen Festen des dorischen ebensowol als des ionischen Stammes stattfanden [8]). Insofern sie mit Gesang begleitet wurden,

---

6) Schneidewin, de Laso, Gött. 1842.

7) Dion. de compos. 19. Arist. Rhet. III, 9. Probl. XIX, 15. Müller, griech. Lit. II, S. 283. Ueber Melanippides Bergk in Zeitschr. f. Alt. W. 1848 p. 438. Ueber den Dithyrambos im Ganzen Schmidt, diatribe in dith. poetarumque dithyr. rell. Berlin 1845. Eine Apologie desselben versucht Hartung Philol. I, S. 397, aber richtiger ist er gewürdigt von Klingender, de Philoxeno. Marb. 1845.

8) Schöll, de origine graeci dramatis, Tübingen 1828.

kann man sogar von lyrischen Tragödien sprechen, gerade wie man auch die Gesänge bei festlichen Schmäusen lyrische Komödien nennen kann [9]). Aber vorzugsweise war dergleichen doch den bakchischen Festen eigen (Her. II, 48), namentlich jedenfalls das Untermischen der Chorgesänge mit recitierenden Vorträgen, das *διαδραματίζειν* (Diog. L. III, 56), der Parabase der Komödie entsprechend. Aber obgleich auch diese Gebräuche nicht auf Attika allein beschränkt waren, sondern z. B. auch in Phlius vorkamen, so gaben doch die reichen athenischen Dionysosfeste dazu früh eine besondere Gelegenheit.

Nur die Komödie fand auch ausserhalb Attika eine selbständige Entwicklung zu künstlerischer Form, insofern bei ihr das dialogische Element sich auch unabhängig vom Chor gestalten konnte und in Folge ländlicher Neckerei und Improvisation [10]) sich auch in den dorischen Staaten frühzeitig entwickelte, namentlich in den demokratischen Bewegungen, die der Volkslaune den Zügel schiessen liessen. Das war die megarische Komödie, die freilich anfänglich roh und geschmacklos war, aber nach ihrer Verpflanzung an Gelons und Hierons Hofe in Sicilien durch Epicharmos wesentlich verfeinert ward und vielleicht durch Aeschylos auch auf die Tragödie zurückwirkte. Ausserdem gehören dahin die Mimen, die *φλύακες* und die Hilarotragödien, die ohnehin mehr epische als tragische Stoffe verspotteten.

In Attika aber entwickelt sich sowol Komödie als Tragödie aus den Chören (Arist. Poet. V, 12), wenn auch durch Susarion der megarische Dialog mit den attischen *φαλλοφορικοῖς* gemischt ward. In Folge davon hat die Komödie drei Theile, die Tragödie nur zwei, die jedoch anfangs in umgekehrtem Verhältnisse als später zu einander standen. Anfangs überwog der Chor; erst allmählich dehnten sich die dramatischen Einstreuungen aus und wurden eigne Handlungen, indem Thespis um Solons Zeit dem *κορυφαῖος* einen *ὑποκριτής* zum

---

9) Thiersch, Pindar I, S. 151. Jacob, quaestt. Soph. p. 14. Welcker, Nachtr. zur Trilogie S. 243. 272. Boeckh ad C. I. I. p. 765.

10) Hor. Epp. II, 1, 139. Tib. II, 1, 55. Grysar, de Dor. comoed. Köln 1829.

Antworten entgegenstellte, der zugleich in jeder Abtheilung anders costümiert erscheinen konnte [11]). Doch überwog auch hier noch der Chor, bis endlich Aeschylos den λόγος zum Protagonisten machte und deshalb auch die Rolle, die früher der Chor gespielt hatte, auf einen eignen Schauspieler übertrug, der der Entstehung nach der zweite, dem Range nach der erste war. Den dritten gab Sophokles, aber auch dieser nicht für die Tritagonistenrollen, sondern für die obligaten, die als Contrast und Folie für die Hauptperson dienen mussten, also namentlich für weibliche Rollen, in deren Charakteristik er ohnehin ganz besonders gerühmt wird [12]). Uebrigens war auch das nicht die einzige Entwicklung. Zu Thespis Zeit waren die Süjets noch alle aus dem bakchischen Kreise genommén; das änderte schon Phrynichos, indem er die dramatische Behandlung auch auf andre willkürlich gewählte Süjets, selbst aus der Geschichte der Gegenwart, ausdehnte. Dionysos aber ward mit dem Satyrdrama abgefunden, welches Pratinas von Phlius zuerst aufgebracht haben soll [13]). Euripides endlich blieb nicht einmal in dieser Hinsicht der Sitte treu, sondern gab als viertes Stück einer Tetralogie auch sonstige lustige Geschichten [14]). Auch die Tetralogie selbst ist kein unbedeutendes Moment in der Entwicklung der griechischen Tragödie. Nicht nur bei Thespis, sondern selbst bei Phrynichos und Pratinas ist noch an keine solche zu denken, sondern die Zeit, welche später eine Tetralogie einnahm, wurde nach Abzug des Satyrdramas, das damals noch vorausgieng, auf eine einzige Tragödie verwendet, die wir uns aber ebendeshalb auch noch ohne künstlerische Einheit, nur als eine Reihe von Scenen denken müssen, von einem oder mehreren Chören unterbrochen [15]). Erst Aeschylos brachte diese Einheit hinein, wodurch er freilich gezwungen wurde, die Aufführung in mehre Stücke zu zerlegen, die

---

11) De distrib. personn. inter histriones. Marb. 1840. Gott. Alt. §. 59, 15. G. Hermann, ad Arist. Poet. p. 107.

12) Capellmann, die weibl. Charaktere bei Sophokles. Coblenz 1843.

13) Philol. III S. 507. Bernhardy gr. Lit. I, S. 351.

14) Köchly in Prutz lit. histor. Taschenb. 1847 S. 359—390.

15) Droysen in Kieler philol. Stud. S. 41.

zwar meistens noch demselben Mythenkreise angehörten, ohne dass das jedoch gerade nöthig gewesen wäre. So konnte denn Sophokles endlich den Chor auf 15 Personen fixieren und das δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι einführen [16].

Ueberhaupt ist Sophokles der erste, der das Schauspiel sich mit innerer psychologischer Nothwendigkeit entwickeln lässt, während bei Aeschylos die Motive noch oft ausserhalb desselben fallen, das Stück mit der Katastrophe anfängt und nur die Situation geschildert wird. Sophokles gestaltet die Handlung aus sich heraus, so dass der Zuschauer oft schon mehr Ahnung vom Ausgang des Stückes hat, als die Personen selbst [17]. Ebenso wird die Katastrophe durch die Personen selbst motiviert: das tragische Schicksal ist wenigstens bei Sophokles keine äussere vorausbestimmte Nothwendigkeit, sondern selbst wo im Mythus eine solche gegeben liegt, begründet und versöhnt er sie durch die Charakterschilderung, auf die er überhaupt ein vorzügliches Gewicht legt. Daher liess er sich auch die Ausbildung der Schauspieler sehr angelegen sein gerade wie Aeschylos die äussere scenische Ausstattung [18]. Doch idealisiert Sophokles seine Charaktere fortwährend: es ist der Verein der Individualität und der Idee. Erst Euripides zieht sie in die gemeine Wirklichkeit herunter und lässt diese sich auf Kosten der ästhetischen Form und Masshaltigkeit so breit machen und in ῥήσεσι und μονῳδίαις ergehn, dass für Exposition und Katastrophe nur der Prolog und die dii ex machina übrig bleiben. Den Lehrcharakter sucht er nur durch Gemeinplätze der reflectierenden Zeitphilosophie zu erreichen, die er gleichwol nur selten harmonisch mit dem Ganzen zu verschmelzen weiss. Sein Hauptverdienst bleibt nur die Gemüthsanregung durch φόβος und ἔλεος und die reiche Mannigfaltigkeit der psychologischen Motive, um derentwillen ihn Aristoteles τραγικώτατος nennt. Wie Polyklet behandelt er nicht bloss einige, sondern alle Erscheinungen als solche als zur künstlerischen Darstellung geeignet und vollendet dadurch die

---

16) G. A. §. 59, 23. Witschel in Heidelb. Jhrb. 1847 p. 732.
17) Thirlwall, Philol. VI, S. 81.
18) Arist. Poet. IV, 16. Philostr. v. Apollon. VI, 2. v. Sophist. 1, 9.

dramatische Verselbständigung der Individualität nach ihren psychologischen Aeusserungen ebenso wie dieses in der neueren Komödie hinsichtlich der gesellschaftlichen der Fall war [19]).

In der älteren attischen Komödie dagegen ist es nur eine Anzahl sehr bestimmter politischer Seiten des Lebens, die sich zur Darstellung überhaupt oder wenigstens zur künstlerischen eignen. Insofern hinkt auch diese Dichtungsart hinter der Tragödie ebenso nach wie die Malerei (S. 161) hinter der Plastik, obgleich sie zuletzt ebensogut wie die Malerei zu einem eigenthümlichen Höhepuncte gelangt. Dieser fällt aber erst in die macedonische Zeit, da, was bei der Tragödie Entartung, bei ihr wahres Lebenselement ist, die Darstellung der Menschen wie sie sind. Idealisierung lässt sich bei der Komödie nur in zweierlei Hinsicht denken, positiv als Karikierung und negativ als Schilderung, wie die Menschen nicht sein sollen. Schlug nun jenes leicht in das andre Extrem der Gemeinheit über, wie in der Malerei bei Polygnots Zeitgenossen Pauson [20]), so bedurfte diese jedenfalls grossen Geschickes, um das Anmuthige dramatischer Unterhaltung mit der Herbheit des Spotts zu verschmelzen. Selbst im Gebiete der ältern attischen Komödie scheinen nur wenige diese Stufe erstiegen zu haben, die meisten auf der Sphäre gemeiner Lustigmacherei stehn geblieben zu sein, die sich von der megarischen nur durch die höhere Beziehung unterschied, die ihr der Chor und die Parabase gaben. Denn diese war in Attika ursprünglich die Hauptsache, die dramatischen Einstreuungen brachte erst Kratinos in eine gewisse Ordnung, indem er die Zahl der Schauspieler fixierte [21]). Ja selbst nach dieser äusseren Abrundung kam es wol nicht häufig vor, dass die Komödie wie bei Aristophanes

---

[19]) Solger in Wien. Jhrb. 1819, Bd. VII. E. Müller, Gesch. der Theorie der Kunst I, S. 143. 167. Ellendt, de tragg. gr., impr. Euripide, ex ipsorum aetate judicandis. Königsb. 1827. Bernhardy in Hall. Encykl. s. v.

[20]) Arist. Poet. 2. Pol. 8, 5.

[21]) Meineke, hist. crit. com. Gr. Berlin 1839. Beer, über die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Leipzig 1844.

durch eine leitende Idee im Innern abgerundet wurde. Ueberhaupt darf man sich durch die erhaltenen Musterproducte nicht zu dem Glauben verleiten lassen, dass alle Werke derselben Gattung, ja auch nur desselben Dichters gleich gut gewesen sein müssten. Wie nicht alle Tragödien es mit dem grossartigen Conflicte zu thun hatten, auf welchem der Reiz der aeschyleischen und sophokleischen Meisterwerke beruht, so auch nicht alle Komödien mit den politischen Tendenzen der aristophanischen Stücke. Die meisten derselben mögen vielmehr, wie die Tragödien nur Furcht und Mitleid, nur Heiterkeit und Spott beabsichtigt haben, wobei keine andre politische Tendenz mit unterlief als die Demüthigung der hervorragenden Personen, in welcher die Komödie allerdings einen moralischen Ostracismus übte. Aber davon war es noch sehr weit zu einer planmässigen politischen Idee, wie sie Aristophanes und vielleicht Eupolis verfolgte, und der, was dort Zweck gewesen war, nur zum Mittel diente, so dass man in Aristophanes besten Stücken doppelte Hauptpersonen, die eine der Handlung, die andre der Idee verfolgen kann. Ja Aristophanes selbst blieb sich darin nicht gleich, sondern zeigt nach dem Unglücke des sicilischen Kriegs eine ähnliche Abspannung wie Sophokles im Philoktet, wenn er auch in den Fröschen noch einmal aufflammt, wie dieser im Oedipus von Kolonos [22]). Nur darin bleibt sich Aristophanes immer gleich, dass er wie Phidias das μεγαλεῖον und ἀκριβές vereinigt, während sein Vorgänger Kratinos mehr das erstere, sein jüngerer Nebenbuhler Eupolis mehr das letztere überwiegen liess. Kratinos wird mit Archilochos verglichen und scheint das Schwert des persönlichen Spottes wenigstens mit sittlichem Ernst geschwungen zu haben: aber andrerseits war er noch roh und gemein und lässt nirgends eine Spur politischer Tendenzen erkennen. Diese letzteren begegnen uns allerdings bei Eupolis, dem Komiker Plato und andern jüngeren Komödiendichtern [23]), aber schon

---

22) Süvern, über Aristophanes Drama: das Alter S. 22.

23) Bergk, com. Att. rell., Leipz. 1838. Raspe, de Eupolidis Δήμοις ac Πόλεσιν, Leipz. 1832. Struve, de Eupolidis Maricante, Kiel 1841. Cobet, obss. in Plat. com. rell. Amsterdam 1840.

die Zeit, in der sie schrieben, liess keinen so grossartigen Hintergrund mehr aufkommen, wie ihn für Aristophanes die Hoffnung auf bessere Zeiten abgegeben hatte. Das Volk selbst konnte es nicht mehr ertragen, sich persiffliert zu sehn (Xen. rep. Ath. II, 18), gerade wie es von der Tragödie jetzt einen glücklichen Ausgang verlangte. Dabei wurde der Einfluss der Einzelnen so überwiegend, dass man nicht mehr durch persönlichen Spott zu wirken wagen durfte. Es ist zwar verkehrt an ein förmliches Verbot zu denken, welches nur Ol. 85 und 91 vorübergehend bestanden hatte [24]), aber die Sache machte sich von selbst und das Wegfallen von Hilfsmitteln liess auch den Chor schwinden, wodurch ohnehin die Tendenz verändert werden musste. Mit blossen Individualspässen konnte man jetzt nicht mehr ein ganzes Stück füllen, sondern wie die Tragödie das Objective in der lebendigen Handlung subjectiviert hatte, so musste die Komödie die Subjectivität der Gegenwart in allgemeinen Bildern objectivieren. So übte sie, ohne auf den Spass zu verzichten, diesen doch mehr an Gattungsbildern, der einzigen Art von Karikatur, die dem Vorwurf der Gemeinheit entgehn und dem ästhetischen Sinne genügen kann.

§. 30. Die Entwicklung der griechischen Prosa und Entstehung der Redekunst.

Wenn nun aber auch auf solche Art die Poesie in mancherlei Gattungen in Athen noch in der Zeit seiner Grösse blühte, so ist doch nicht zu verkennen, dass die geistige Richtung der Zeit überhaupt und des athenischen Volks insbesondere mächtig zur Entwicklung der Prosa hinstrebte. Die prosaische Rede verhält sich zur poetischen wie das gemeinbürgerliche Element zum staatlichen. Denn wie dieses in politischer Hinsicht zuletzt nur noch die Hülle von jenem ist, so bleibt an der Poesie zuletzt nur noch die Form poetisch, während der Inhalt sich ganz auf die Stufe prosaischer Reflexion in Erzählung, Rede und Betrachtung stellt.

---

24) Wachsmuth, hell. Alt. I, S. 830. Bergk in Schmidts Zeitschr. f. Gesch. 1844. II. S. 194.

Es kommt also nur darauf an, dass sich die Prosa eine adäquate Form schafft, um die Poesie überhaupt abzulösen. In dem Masse nun wie dies geschieht, stirbt die entsprechende Gattung in der Poesie ab oder verliert wenigstens den poetischen Inhalt [1]) und verselbständigt die poetische Form in ähnlicher Art wie Polyklet die plastische unabhängig vom Inhalte, während dieser jedenfalls seinen adäquatsten Ausdruck in der Prosa findet.

Es ist ein alter Vergleich, das Epos mit der Historiographie, die Lyrik mit der Rhetorik, das Drama mit der philosophischen Prosa zu parallelisieren [2]); in ästhetischer Hinsicht mag er hinken wie alle Vergleiche, aber gerade in culturgeschichtlicher findet er sich in der genannten Beziehung auf überraschende Art bestätigt. Was das Epos betrifft, so haben wir es schon in der vorhergehenden Periode (§. 22) in die Anfänge der Geschichtschreibung übergehn sehn: seine eigentliche Endschaft erreicht es jedoch erst mit Panyasis, dem Landsmann und älteren Vetter des Geschichtschreibers Herodot [3]), so wie andrerseits Herodot als der eigentliche Erbe dieser Classicität auf dem Gebiete der Prosa dasteht. Die Logographen stehn nicht höher als die Kunst auf der Stufe der Naturtreue. Das ist allerdings schon etwas im Gegensatze zur traditionellen Typik, in die sich das genealogische Epos verloren hatte, aber zum Ideal erhob erst Herodot die Geschichtschreibung durch den Organismus einer leitenden Idee, die dann selbst wieder mit der Grossartigkeit des Gegenstandes in Wechselwirkung stand. Erst als die Perserkriege dem historischen Geiste einen würdigen Stoff gegeben hatten, konnte Herodot durch seine lebendige Auffassungsgabe und die Ahnung einer höhern Macht in der Leitung der Welt zugleich seiner gesammelten Erfahrung die höhere Weihe einer künstlerischen Reproduction aufprägen und die chronikenartige Disposition der Früheren durch das

---

1) Als Beispiel kann das Lehrgedicht des Xenophanes, Parmenides, Empedokles dienen.

2) Cron, Vergleichung der Redegattungen mit den Dichtungsarten. Erlangen 1846.

3) Funcke, de Panyasidis Halic. vita ac poësi. Bonn 1837. Tzschirner, de Panyas. vita et carminibus. Breslau 1836.

Ineinandergreifen einer grossartigen Totalanschauung ersetzen [4]). Zur Vollendung der sprachlichen und stilistischen Form jedoch bedurfte es allerdings noch eines zweiten westlichen — um nicht zu sagen dorischen — Elements, durch dessen Vereinigung mit der kleinasiatischen Naturfülle Athen denn auch in dieser Hinsicht den ersten vollendeten Historiker Thukydides hervorbrachte.

Die praktische Rhetorik war freilich auch schon durch die athenische Demokratie selbst gegeben und ein Donnerer wie Perikles stand in seinen Wirkungen gewis keinem der vollendetsten schulgerechten Redner späterer Zeit nach, aber die Form hieng noch ganz vom Inhalt, von der Stimmung und Erhebung des Geistes ab und an eine schriftliche Meditation war bei ihm noch nicht zu denken (Plut. Per. 8. Quint. III, 1). Das Bewusstsein der rednerischen Form kam erst im dorischen Syrakus zum Vorschein, als sich hier aus dem Sturze der Tyrannis 466 gleichfalls eine Demokratie entwickelt hatte. So bringen auch hier die Dorier die Klarheit der Form hervor, wie es durch Polyklet und Epicharmos auf andern Gebieten geschehn war, aber freilich erst nachdem der dorische Geist entwichen und nur der Körper übrig geblieben war, der dann mit dem kosmopolitischen Geiste der Ionier gefüllt wurde. So gewann man in Syrakus erst den Erzeugnissen des rednerischen Genies das Geheimnis der Form und Gesetze ab, wodurch die Sprache so gewaltige Wirkungen auf die Gemüther hervorbringt, und machte diese zur willkürlichen Erzeugung solcher Wirkungen zum Gemeingute [5]). Die Praxis musste zwar auch auf diesem Gebiete vor der Theorie hergehn, aber die schriftliche Aufzeichnung blieb selbst wieder durch die Theorie bedingt, so dass die praktische Rhetorik in die Literatur erst in Folge ihrer theoretischen Behandlung eintritt.

Die Syrakusier Korax und Tisias werden als die ersten

---

4) Böttiger opusc. p. 182. Creuzer, historische Kunst der Griechen, Leipzig 1803. Ulrici, Charakteristik der antiken Historiographie, Berlin 1833. Hoffmeister, Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniss des Geistes der Alten Bd. II. Essen 1832.

5) Spengel, über das Studium der Rhetorik der Alten, München 1842. Niebuhr kl. Schr. II, S. 153.

genannt, die ums Jahr 450 in den privatrechtlichen Streitigkeiten, die dem Sturze der Tyrannis folgten, die Kunst erfanden, die Aufmerksamkeit der Richter von der Sache selbst auf die Darstellung der Sache abzulenken und durch Schönrednerei die Schwäche der Sache zu verhüllen. Nachdem diese so die rhetorische inventio geweckt hatten, fand der Leontiner Gorgias dazu die blendende Sprache, in welcher die Rhetorik zugleich Selbstzweck und dadurch echte Kunst ward. *Οἱ γὰρ πάλαι ῥήτορες*, sagt Phot. bibl. 259, *ἱκανὸν αὐτοῖς ἐνόμιζον εὑρεῖν τε τὰ ἐνθυμήματα καὶ τῇ φράσει περίττως ἀπαγγεῖλαι.* Davon hat jenes Korax, dies Gorgias begründet und dadurch zuerst die gemeine Rede veredelt, wenn sie auch später gerade durch das *περίττως* in Schwulst ausarten mochte (Longin. 3, 2). Allerdings war es damals bei der Rhetorik ähnlich wie mit den Witzen bei der Komödie: was in der ältern Zeit Hauptingrediens war, blieb später nur Würze in einzelnen Fällen. — Gorgias war der Erste, der bei seiner Gesandtschaft nach Athen 427 diese Kunst ins Mutterland brachte und zu Olympia und auch sonst mit epideiktischen oder panegyrischen Reden auftrat [6]. Aber auch die politische und gerichtliche Beredtsamkeit nahm seine Methode an und in dieser Hinsicht ist besonders der Rhamnusier Antiphon als sein Schüler und als ein einflussreicher Lehrer berühmt geworden (Ruhnken. opusc. I p. 140). Gerade je weiter aber sich seine Manier von der schlichten Sprache des Lebens entfernte, desto grösseren Effect machte sie durch ihre Gleichklänge und Parallelismen, die selbst noch viel länger als sein directer Einfluss zu verfolgen ist, bei den besten Schriftstellern vorkommen [7]).

Erst allmählich stellte sich diesem grande dicendi genus das tenue entgegen, dessen Begründer Lysias übrigens auch von Abkunft ein Syrakusaner war. Er war zwar in Athen geboren, aber nach dem Tode seines Vaters nach Thurii ausgewandert und hatte hier bei Tisias gelernt: 412 kehrte er nach Athen zurück und eröffnete da die erste stehende Red-

---

6) Foss, de Gorgia, Halle 1828. Frei in R. Rh. Mus. VII, S. 500. VIII S. 268.

7) Ad Lucian. de conscr. hist. p. 268. Cic. orat. 53.

nerschule, bis er durch den überwiegenden Einfluss des Theodoros von Byzanz verdrängt ward. Von diesem rühmt das Alterthum besonders die dispositio, die er zuerst mit der inventio und elocutio verband (Plat. Phaedr. p. 266 E). Hauptsache blieb jedoch immer noch die elocutio, die dann um die nämliche Zeit noch einen dritten Repräsentanten als Begründer des medium dicendi genus in Thrasymachos von Chalkedon erhielt, der mit der Klarheit und Präcision des Lysias doch eine grössere Vehemenz und psychologische Berechnung verband [8]). Von ihm ist es auch gewis, dass er als theoretischer Schriftsteller wirkte, während die τέχναι von andern vielleicht erst aus den Händen ihrer Schüler hervorgegangen sind [9]). Wenn es auch bei der theoretischen Behandlung in Ermangelung einer wahrhaft philosophischen Grundlage oft bei Spitzfindigkeiten blieb und Zufälligkeiten wesentlich genommen wurden, so war doch ein Weg gebahnt, auf dem nach und nach das Richtige gefunden und Form und Inhalt ins Gleichgewicht gesetzt werden mussten. Denn in der lebendigen menschlichen Rede ist nicht wie in den todten Gebilden der plastischen Kunst die rein künstlerische Form das Höchste: sie ist vielmehr nur das Erste, was selbständig zum Vorschein kommt. Aber sobald sie sich in bestimmten Massen fixiert hat, strebt sie von selbst tiefer, nach dem Gedanken, dessen Ausdruck sie ist, und begegnet so auf halbem Wege der Wissenschaft, die ihrerseits von innen heraus die adäquate Form sucht.

Die Form, welche sich die Wissenschaft als solche zunächst gibt, ist die dialogische, — eine Folge des dialektischen Verfahrens, das in derselben vorherrscht. Auf Zenon den Eleaten und Alexamenos von Teos, die zuerst hierin als Schriftsteller aufgetreten sein sollen (Athen. XI, 112) folgen die Sokratiker gleichsam als philosophische Logographen. Demokrit soll dann nach den übereinstimmenden Zeugnissen des Alterthums für philosophische Schriftstellerei einen ähnlichen Fortschritt gemacht haben wie Herodot für die Historiographie. So nähert sich denn allerdings auch dieser

8) De Thrasymacho. Ind. lectt. Gött. 1848/49.

9) Spengel, artium scriptores ante Aristotelem. Stuttgart 1828.

Zweig der Höhe, auf welcher er mit rhetorischer Psychagogie vereinigt bei Plato (§. 35) dem Drama auf ähnliche Art, wie Thukydides dem Epos, ebenbürtig zur Seite tritt [10]). Der gemeinen und unwahren Rhetorik tritt allerdings Plato mit der ganzen Schärfe seiner Dialektik entgegen und macht gewis mit vollem Rechte darauf aufmerksam, wie weder der zierliche Wortsatz des Praktikers noch die Schematismen des Theoretikers den Mangel logischer Methode und principieller Behandlung ersetzen können. Aber die Bedeutung des Schönen neben dem Wahren hat er auch in der menschlichen Rede nicht verkannt und wie die attische Komödie die chorische Lyrik mit der megarischen Handlung verschmolz, so vereinigte er die stilistische Kunst mit der schmucklosen Nüchternheit der sokratischen Dialektik zu einem Ganzen, das in seinem Inhalte und seiner Form jene Idealisierung des Realen darstellte, die den Grundton seiner ganzen Lehre bildet.

Ehe freilich die Wissenschaft auf diese Stufe gelangte, konnte auch ihre Form nur zwischen hohler rhetorischer Idealität und gediegener aber gewöhnlicher Realität hin und her schwanken; aber schon dass letztere auch schriftstellerisch behandelt ward, war ein grosser Fortschritt. Mochte auch der Inhalt dieser sokratischen Richtung der sophistischen noch so fern stehn, so stempelt doch schon die Schriftstellerei als solche die Sokratiker zu Richtungsverwandten der Sophisten oder es musste wenigstens, wie so oft, gerade die Polemik gegen diese das Mittel werden, das Gute und Bleibende in ihnen weiter zu verbreiten, als sie es selbst vermocht hätten.

§. 31. Wissenschaftliche Richtung Griechenlands in der perikleischen Zeit und das Verhältnis der Sophistik zu derselben. [1])

So bekannt es auch ist, dass die perikleische Zeit die Zeit der Sophistik ist, so ist es doch um so unklarer, wie

---

[10]) Gesammelte Abhdlgn. S. 281 ff.

[1]) Cope, the sophists in Journ. of class. and sacred philology, 1854 p. 145—188.

sich diese zu jener und ihrem allgemeinen Charakter verhalte, je mannigfaltiger gerade der Kreis der Sophistik ist. Aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass eben die Mannigfaltigkeit es ist, wodurch sie als der Ausdruck jener Zeit im wissenschaftlichen Gebiete erscheint. Wären es bloss die Formen der Körperwelt in der bildenden Kunst und die Gesetze des geistigen Ausdrucks in der schönen Rede gewesen, worin sich die Herrschaft des Geistes über den Stoff äusserte, so wären noch sehr viele Sphären auf die Ueberlieferung und das Herkommen angewiesen geblieben, dem doch das Princip der absoluten Demokratie ein Ende gemacht hatte, indem es die freiste Selbstbestimmung auch im Reiche des Geistes auf den Thron hob.

Aber eben die Herrschaft des Geistes lässt sich nicht auf bestimmte Puncte beschränken: einmal erwacht, musste sie wol oder übel auch alles andre in ihr Bereich ziehn, worauf sich früher die Macht der Sitte gerichtet hatte. Nicht in der Rede allein sondern in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit und Erfahrung äusserte sich jetzt das Bestreben des Geistes, das Gesetz und die Gründe der Erscheinungen und Wirkungen zu begreifen und sich zu willkürlicher Hervorbringung anzueignen. Entstand daraus auch noch nicht sofort echte Wissenschaft, so ward doch was früher nur Natur gewesen war, jetzt in bewusste Kunst und Regel verwandelt. Sehr richtig bemerkt daher Ritter (Gesch. d. Philos. I, S. 186), dass die Sophisten mit den Gegenständen der Wissenschaft wie Künstler verfahren, nicht nur in der äusseren Rücksicht, dass sie ein berufsmässiges, ja banausisches Handwerk daraus machen, sondern auch insofern als sie mit völliger Gleichgültigkeit gegen Stoff und Inhalt bloss die Form ins Auge fassen und entwickeln. Aber die Form ist doch eben das Geistige; durch sie werden die Dinge dem Geiste commensurabel, und wenn das auch noch keine wissenschaftliche objective sondern nur eine selbstgeschaffene subjective Commensurabilität ist, so führt sie doch zur Wissenschaft selbst, die wenigstens der Form ebensowenig als des Inhalts entbehren kann. Natur, Kunst, Wissenschaft sind drei Stufen, von denen die eine diesem die andre jenem Dinge angemessen ist: aber was zur höheren gelangen soll,

muss die niedere durchmachen, und so ist die Sophistik, wenn auch nur eine Wissenschaft des Scheins, doch durch den Schein selbst ein Weg zur Wahrheit. Je deutlicher aber sich dem Griechen in den Schöpfungen seiner Kunst und den Thaten seines Volks die Macht der Idee offenbart hatte, desto mehr musste er sich berufen glauben, sie nicht nur praktisch sondern auch theoretisch zur Anschaulichkeit des Bewusstseins zu erheben. Dieser Standpunct der Reflexion, des Nachdenkens, des Verstandes ist es nun, was der Grieche mit dem einzigen Worte Sophistik bezeichnete, — freilich auch Grübelei und Klügelei im Gegensatze zu dem schlichten Verstande und gläubigem Vertrauen der früheren Zeit, aber ebensogut auf der andern Seite wieder eine Regung des Geistes, die in ihren Nachwirkungen diesem das Obdach und die Zuflucht gewährte, dessen er bei dem Untergange seiner bisherigen Hülle bedurfte (Gesch. d. platon. Philos. S. 191). Dass die Sophistik allerdings selbst zu diesem Untergange mitwirkte, steht fest (§. 32): denn bei genauerer Betrachtung ist sie ebensowol ein Erzeugnis des drohenden als ein Hebel des wirklichen Untergangs. Hier jedoch, wo wir die reinmenschliche Bestimmung des griechischen Volks und Athens insbesondere betrachten, kann sie nur als ein mächtiger Schritt zu diesem Ziele gelten, wenn auch der jugendliche Uebermuth des Geistes mit der fast kindischen Schwäche seiner Mittel noch seltsam contrastiert. Die wissenschaftliche Ausbildung entwickelt sich nur ganz allmählich und es bedurfte erst eines grossen und heftigen Kampfes für Dinge, die bei uns jeder Schulknabe weiss.

Von der empirischen Reflexion und der Freiheit objectiver Betrachtung, die schon der ganzen vorhergehenden Entwicklung des griechischen Volkes zu Grunde lag, und von den Anfängen der Wissenschaft, die daraus entsprangen, war bereits (§. 22) die Rede; aber damit begnügte sich jetzt der Geist nicht mehr: sein Bedürfnis war Kritik oder die Freiheit subjectiver Betrachtung, die sich nicht mehr von der Aeusserlichkeit oder dem Gegenstande Gesetze auferlegen lassen, sondern die Gesetze des Geistes, soweit sich dieser solcher bewusst geworden ist, auch dort wiederfinden will und nur unter dieser Bedingung auch die Aussenwelt

und ihre Erscheinungen in den Kreis seines Glaubens und Wissens aufnimmt. Selbst in der Sphäre der reinen Erfahrung finden wir diese Kritik bei Herodot, insofern er historische oder literargeschichtliche Nachrichten oder Meinungen Anderer aus geographischen oder chronologischen Gründen verwirft und deutlich beurkundet, wie er in beiderlei Rücksicht ein festes System zum Massstabe aller einzelnen Urtheile zu machen sucht.

Insbesondere aber lag es in der Natur der Sache, dass die ersten Gesetze, die dem Geiste klar wurden, die einfachsten mathematischen Abstractionen waren. Da nun diese den Proportionen der Kunst und der Musik zu Gruude lagen, so war es kein Wunder, wenn man sie auch in andern Sphären anwandte, wo sie nicht passten und dadurch allerdings zuweilen zu völliger Verzweiflung an der Wissenschaft geführt wurde. Das zeigt sich vor allen Dingen in der philosophischen Sophistik, die in Protagoras zur Negation aller Wirklichkeit kam und an der Richtigkeit der Gesetze des Geistes wenigstens insofern irre ward, als sie irgend einen Inhalt haben oder zu irgend einem Inhalte führen sollten. Gleichwol lag sowol hierin als in analogen Erscheinungen bei den Eleaten das Bedürfnis der Commensurabilität ausgesprochen, wie es gleichzeitig auch der mathematischen Thätigkeit selbst besonders zu Grunde lag und hier merkwürdiger Weise gerade die schwierigsten Probleme am frühsten zur Behandlung brachte, wie z. B. das Verhältnis von Durchmesser und Peripherie, von Katheten und Hypotenuse u. s. w. Wir sehn darin gleichsam die besitzergreifende Thätigkeit des Geistes, der zuerst die äussersten Grenzen seines Gebiets absteckt, noch ehe er sich darauf im Einzelnen orientiert hat. Gleichwol sind daraus einzelne schöne Entdeckungen gewonnen worden z. B. der pythagoräische Lehrsatz, die Verdoppelung des Cubus, die Lunula des Hippokrates [2]).

Solche Resultate erlangte die Sophistik auch sonst, sobald sie nur nicht bis auf die äusserste Consequenz stieg [3]),

---

2) Petersen in Berl. Jhrb. 1844, II N. 98. Reimer, de duplic. cubi. Gött. 1798. Montucla, hist. des recherches sur la quadrature du cercle. Paris 1754.

3) Wie sie z. B. bei Plat. Euthyd. p. 303 D. Cratyl. p. 386 D als μὴ ἀντιλέγειν ausgesprochen ist.

sondern sich darauf beschränkte, das bisherige Erfahrungswissen durch rationelle Grundsätze und Richtschnuren — ὀρθότητες — zu ersetzen. Das Schlimmste dabei war, dass sie jeden einzelnen concreten Fall für gleich geeignet hielt, Regeln daraus zu abstrahieren und dadurch theils in Widersprüche gerieth, theils Zufälligkeiten als wesentlich betrachtete und in manchen Stücken die Pedanterie und den Schematismus weiter trieb als die echte Wissenschaft selbst. Man wollte alles rationalisieren, alles auf Mass und Gesetz zurückführen [4]) und während man die Wissenschaft wie eine Kunst auffasste, machte man auch die Künste zu Wissenschaften und schlug selbst die Natur in die Fesseln der Theorie [5]). Davon war denn freilich auch die Folge, dass man alles praktisch üben zu können glaubte, wovon man die Theorie hatte [6]). Diese Theorie selbst aber bestand eben nur in der Kunst über eine Sache zu reden (Plat. Prot. p. 312 D). Dadurch trat die Sophistik mit der oben (§. 30) geschilderten Rhetorik in die engste Wechselbeziehung; aber wie dort doch die Theorie der Redekunst auf diese Art begründet ward, so gewann hier die Theorie der Sprache auf eine Art, die zuletzt auch auf das Denken zurückwirken musste. „Die „hellenischen Sophisten," sagt Müller (Lit. Gesch. II, S. 316), „giengen mehr auf Richtigkeit, die sicilischen auf „Schönheit der Rede aus." Dahin gehört die ὀρθοέπεια des Protagoras und die Untersuchungen des Prodikos περ ὶὀρθότητος ὀνομάτων [7]). Lächerlichkeit und Anmassungen fehlten

---

4) Selbst die Wahrsagerei ward rationell behandelt von Lampon. Arist. Nubb. 330.

5) Dahin gehört es, wenn der Arzt Eryximachos in Platos Symposion wissenschaftlich die üblen Folgen des Rausches nachweisst, die Gedächtniskunst des Hippias (Morgenstern, de arte veterum mnemonica, Dorpat 1835. Bonnell, de arte mnemonica, Berlin 1838), die Zeitkunst des Simon (Böttiger kl. Schr. II, S. 346), die Städteanlagen des Hippodamos von Milet, die τέχνη ἀλυπίας des Antiphon.

6) Rühmte sich doch Hippias alle Sachen, die er am Leibe trüge, selbst verfertigt zu haben, eine unübertroffene Polyhistorie!

7) Classen, de grammat. gr. primordiis, Berlin 1829. Lersch, die Sprachphilosophie der Alten, Bonn 1838–41. Frei, quaestt. Protagoreae, Bonn 1845 p. 122. Welcker, Prodikos Vorgänger des Sokrates in kl. Schr. z. Lit. Gesch. II S. 393.

allerdings auch hier nicht, aber man gelangte doch zu einem Begriffe von Kategorien, Genus- und Speciesverhältnis u. dgl., wodurch die Fachwerke der späteren Wissenschaft aufgestellt wurden. Aehnliches gilt auch von den mythologischen Untersuchungen und Auslegungen der Dichter, wo die ὑπόνοιαι schon als Vorläufer alexandrinischer Erudition gelten können[8].

Am meisten gewannen die eigentlichen exacten Wissenschaften. Hippokrates von Chios wird (Procl. ad Euclid. II p. 19) als erster Schriftsteller über Mathematik genannt, dem dann Theodoros von Kyrene, Platos Freund Archytas, Eudoxos u. A. folgten. Gleichzeitig lebte und wirkte Damon als rationeller Musiker (Plut. Per. 4. Stallb. ad Plat. Rep. III p. 400 B), Oenopides von Chios als Astronom, indem er die Schiefe der Ekliptik berechnete (Finger, prim. geom. ap. Gr. p. 45), Harpalos und Meton als Begründer geordneter Schaltcyklen[9]. Selbst die Medicin erfuhr den umgestaltenden Einfluss der Zeitrichtung, indem sie von einer blossen Empirie in der Behandlung der Kranken zur rationellen Betrachtung des menschlichen Körpers überhaupt erhoben wurde. Ikkos von Tarent und Herodikos von Selymbria verschmolzen Gymnastik und Heilkunde zu einer berechneten Diätetik für die Athleten (ad Luc. de hist. conscr. p. 218). Wie Herodot (S. 179) kann auch Hippokrates von Kos als Sophist in seiner Art betrachtet werden, wie er sich denn auch in der Schrift περὶ ἱρῆς νούσου als einen ziemlich vorurtheilsfreien und freidenkenden Mann in gottesdienstlicher Hinsicht zeigt. Dass auch die Staatswissenschaft auf rationelle Art behandelt wurde, lässt sich denken: Aristoteles hat (Polit. II, 4) mancherlei Proben utopischer Theorien in dieser Hinsicht erhalten. Bemerkenswerth ist es nur, wie auch Leute, die an sich ein andres Fach trieben, Hippodamos (S. 157, 180, 5), Damon u. A. sich damit beschäftigten, so dass man recht deutlich sieht, wie der herrschende Formalismus hinsichtlich des Inhalts gar keinen Unterschied machte.

---

8) Arist. Metaph. XIII extr.: μικρὰς ὁμοιότητας ἑώρων, μεγάλας παρεώρων. Gesch. d. plat. Phil. S. 304. Gräfenhan, Gesch. d. Philol. II, S. 19. Egger, hist. de la critique. Paris 1849 p. 61.

9) Ideler, Hdb. d. Chronologie I, S. 309. Böckh, z. Gesch. d. Mondcyklen, Leipzig 1855.

Die Moral konnte freilich dabei am wenigsten gewinnen, wenn auch die meisten Sophisten sich als Tugendlehrer ankündigten. Was sein Wesen in der Form hatte, ward natürlich zuerst begriffen; nun wollte man aber auch jeden andern Inhalt auf die Form zurückführen und da man alles von dieser erwartete, gieng der eigentliche Inhalt zu Grunde. Nur das kann mit dieser Bemerkung aussöhnen, dass das griechische Volk eben die Bestimmung hatte, die Idee in der Form zu krystallisieren. Indem aber die Sophisten dieses Princip selbst zur äusseren Form machten, trieben sie es über sich hinaus und zerstörten das Leben, wie es die Kunst thut, wenn sie an die Stelle des Organismus einen Complex von einzelnen, wenn auch noch so vortrefflich ausgeführten, Gliedern setzt.

§. 32. Das Verhältnis der Sophistik zum praktischen Leben und dessen einbrechende Entartung.

So wichtig daher auch diese Fortschritte waren, insofern sie die willkürliche Herrschaft des Geistes über den Stoff zum Gemeingute machten und was früher gleichsam unbewusstes Eigenthum des Genies gewesen war, als Charakter der Classicität den Erzeugnissen der ganzen Nation aufprägten, so schädlich wirkten sie gleichwol für den Augenblick auf das öffentliche Leben der Zeit, auf den sittlichen Charakter der Nation und auf die inwohnende Idealität, die dieselbe bis dahin charakterisiert hatte. Denn je wesentlicher die Idee der Form bedurfte, um auf den Menschen zu wirken, desto leichter verfiel man in den Irrthum, diese Wirkungen der Form allein zuzuschreiben und in ihr alles Heil zu suchen. Je klarer die Idee in der Form vor das Bewusstsein trat, desto schwerer war es sie über oder hinter dieser zu fassen; je kosmopolitischer Griechenlands geistiger Standpunct auf diesem Wege wurde, desto mehr musste sein nationales Element darunter leiden, wie sich das selbst äusserlich in der Heimatlosigkeit der Sophisten und der *βαναυσία* derselben zeigt (Xen. Mem. I, 6, 13).

In politischer Hinsicht hatte schon die Demokratie (S. 177) die Herrschaft der Idee über die Gemüther zerstört, indem sie die Idee von der unzertrennten Gesammtheit des Staats auf

die Gemeinschaft der Einzelnen als solcher übertrug und alle Bürger zu gleichen Trägern derselben machte. Man glaubte das Wesen der Republik zu besitzen, indem man die Form derselben in allen ihren Consequenzen ausbildete, und gab dadurch dem Handeln des athenischen Volks und Staats schon in der perikleischen Zeit einen Charakter der Selbstsucht, der sich auch dem Einzelnen umsomehr mittheilen musste, je integrierender und selbstsüchtiger er in diesem Staate dastand. Doch hatte die geistige Aristokratie einzelner grosser Männer dieser Entartung noch immer das Gegengewicht erhalten: Perikles konnte, persönlich betrachtet, den Areopag aufheben, weil er selbst der beste Areopag war, solange er an der Spitze des Ganzen stand und es mit fast monarchischer Gewalt leitete. Erst nach seinem Tode zeigte es sich, dass die Demokratie ohne einen solchen Halt nur ein Tummelplatz wetteifernder Leidenschaften und Anmassungen war, die jeden Staat und zumal einen griechischen zu Grunde richten mussten, der durchgehends nur auf den Gehorsam gegen die Idee berechnet war [1]). Glaubte jeder diese Idee in sich zu tragen, so verschwand damit jede Ahnung einer höheren inneren Gemeinschaft und nicht erst die Sophistik, sondern schon die Grundsätze der Praxis erhoben jeden Menschen zum Massstabe und Principe aller seiner Handlungen: l'état c'est moi, glaubte ein Jeder sagen zu dürfen. Wie in der früheren Zeit aus den unreifen demokratischen Bewegungen die Tyrannis hervorgegangen war, so legten die überreifen in jeden das Gelüste zum Tyrannen, das nur durch die Furcht vor der massenhaften Opposition aller andern, also durch ein heimliches bellum omnium contra omnes niedergehalten ward und doch hin und wieder in Ungesetzlichkeiten und Parteiungen hervorbrach. Es ist verkehrt, die Parteikämpfe nach Perikles [2]) auf die grossen Kategorien der Oligarchie und Demokratie zurückzuführen. Diese dienten vielmehr den Parteien nur zum Vorwande.

---

[1]) Rötscher, Aristophanes und sein Zeitalter. Berlin 1827.

[2]) So Rospatt, die politischen Parteien Griechenlands, ihre Stellung und Einwirkung auf die Angelegenheiten des Landes. Trier 1844. Büttner, Geschichte der politischen Hetärien in Athen. Leipzig 1840.

Wenn es noch Demokraten gab, so lag der Grund nur darin, dass in dieser Regierungsform das leichteste Mittel geboten war, die Hab- und Genusssucht des Einzelnen auf Kosten des Ganzen zu befriedigen. Wenn auf der andern Seite ihnen Oligarchen entgegenstanden, se lag auch deren Misbehagen nicht in dem Untergange der alten Sitte sondern nur in dem Drucke begründet, den die Demokratie der Mehrheit über die Minderheit erlaubte [3]).

Es ist höchst charakteristisch, dass gerade die oligarchische Opposition am meisten der neuen Lehre der Sophisten anhieng, durch die sie sich gleichsam theoretisch für die Entbehrungen der Praxis zu trösten und ihren Widerstand zugleich wissenschaftlich zu rechtfertigen und mit den Waffen der Rede auszurüsten suchte. Dagegen verabscheuten die demokratischen Staatsmänner die Sophistik und verfolgten ihre Träger als Gottesläugner und Jugendverderber, wie den Anaxagoras, Protagoras, Diagoras von Melos [4]). Die Sophisten wurden verbannt, ja selbst mit dem Tode bestraft, und man hütete sich ähnlich vor ihnen, wie man später in Rom (Sueton. de illustr. oratt. 1) griechische Einflüsse zu zu vermeiden suchte. Aber durch diese Opposition kam die Demokratie mit ihrem eignen Principe in Conflict und der Staat stellte sich so gegen die Sophistik, wie jeder Einzelne gegen den andern. Mit vollem Rechte bezeichnet daher Plato (Rep. VI, p. 493 A) den Hass der Staatsmänner gegen die Sophisten als die Eifersucht, mit welcher stets die Praktiker diejenigen, welche auch theoretisch ihre Praxis zum Bewusstsein bringen wollen, verfolgen, ohne zu bedenken, dass die Frage nach dem Warum nie entstanden sein würde, wenn die Praxis nicht selbst Anlass dazu gegeben hätte. Es war der Hass der Hässlichkeit gegen den Spiegel.

Die Sophistik lehrte den Menschen, dass er das natürliche Recht habe zu thun, was ihn gelüste (Plat. Gorg. p. 453) und die Rhetorik gab ihm die Mittel an die Hand es

---

3) Freese, über den Kampf der Reichen und Armen in Athen. Stralsund 1848.

4) Meier in Hall. Enc. s. v. Diagoras. Wiskemann, de impietatis actione, Hersfeld 1846.

durchzuführen, τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν (Cic. Brut. 12. Gell. V, 3). Da der Staat nicht mehr das lebendige Bild der Idee darstellte, sondern mit dem Beispiele der Selbstsucht den Einzelnen vorangieng, so gab man sich ihr ganz unbefangen hin. So kam es, dass statt der Eintracht, in welcher jeder das Interesse des Ganzen als sein eignes betrachtete oder wenigstens das Interesse aller Einzelnen so übereinstimmte, dass sie die Stelle des Gesammtwillens vertreten konnten, eine Spaltung entstand, in welcher die ärmere Mehrheit das Recht, welches sie durch die Verfassung besass, rücksichtslos zum Schaden der reicheren Minderzahl misbrauchte und nicht nur alle Lasten des Staates, sondern auch die Sorge für ihre eigne Subsistenz auf diese wälzte. Statt des Staatsvortheils, welchen die älteren Leiter dieser Masse im Auge gehabt hatten, benutzten Männer wie Kleon, Hyperbolos, Kleophon den Einfluss, welchen mehr die Hilflosigkeit des Volks als ihr eignes Talent ihnen gab, nur zu ihrem Vortheil. So werden sie nicht nur von Plato als Rivalen der Sophisten, sondern auch von Aristophanes als Schänder der guten alten Sitte dargestellt.

Die Jugenderziehung war schon verfallen, wie Aristophanes in den Wolken und sonst bitter klagt: die Palästren wurden fast gar nicht mehr besucht (Aristoph. Rann. 1101) und das öffentliche Leben, auf welches jetzt die Staatsmänner hinwiesen, war keineswegs die beste Schule [5]).

Ebenso sank die Religion, mit Ceremonien überladen, zum blossen Schaugepränge herab: ihre Versinnlichungen durch Kunst und Poesie zogen sie in die Sphäre der Sinnlichkeit herunter, gerade weil sie äusserlich den Menschen fesselten. Die schwachen Versuche ihr durch Allegorisierung oder durch die Mysterien zu helfen, machten sie wieder nur zum Gegenstande der Willkür, wo nicht der gemeinen Selbst- und Gewinnsucht, von der keine Sphäre des Lebens mehr frei blieb. Die herumziehenden Orpheotelesten befriedigten zwar durch ihre Verheissungen ein gewisses Bedürf-

---

[5]) Cramer, de educatione puerorum apud Athenienses. Marburg 1833 p. 43. Hänisch, wie erscheint die Erziehung der Kinder bei Aristophanes? Liegnitz 1834.

nis, aber auf eine Weise, welche die Sittlichkeit aus dem Regen in die Traufe brachte. Zudem schwand, je mehr Einsicht in die Naturereignisse gewonnen wurde, desto mehr die Scheu vor den Göttern, die wesentlich um ihrer Naturkraft willen geehrt worden waren.

Damit verlor aber auch das Staatsleben selbst seine sittliche Garantie und so sehr es sich an die positive Gesetzlichkeit anklammern mochte, so erhielten doch eben dadurch die Angriffe, die im Namen der *φύσις* gegen sie gemacht wurden, reichen Spielraum. Wo nur die äussere Gewalt des Gesetzes herrschte, da musste jeder glauben, wenn er ähnliche Gewalt erlangte, auch seinen Willen zum Gesetze machen, sich auch gleiche Rechte herausnehmen zu können. Staat und Religion wurden als Erfindungen der Schwäche hingestellt, um die einzelnen Stärkeren zu schrecken und im Zaume zu halten (Sext. Empir. IX, 54). Nichtsdestoweniger blieb aber aus demselben Grunde der Einzelne berechtigt, sobald er es vermochte, sich diesem Zwange zu entziehn und sich mit List oder Gewalt zum Stärkeren zu machen: das Recht selbst hiess nur das Interesse des Stärkeren. So sanctionierte also die Wissenschaft für den Gebildeten dasselbe selbstsüchtige Herrschgelüste, welches dem Ungebildeten die Verfassungsform selbst mittheilte (St. A. §. 72).

Als der leibhaftige Repräsentant dieser Richtung steht Alkibiades da, gewis ein ausserordentlicher Mensch in seiner Begabung, mit den herrlichsten Anlagen des Körpers und Geistes, verbunden mit einer seltenen Begünstigung des äusseren Glücks in jeder Hinsicht, aber ohne den sittlichen Adel, der alles dieses wie bei Perikles zum Besten gelenkt hätte und dessen Mangel ihn eben doch nur zum Spielball der Leidenschaften machte, — ein glänzendes aber vorübergehendes Meteor [6]. Seine Uebermacht erstreckte sich bloss über die materiellen Kräfte der Zeit, geistig unterlag er ihren Einflüssen und offenbarte seine Grösse nur in dem schrankenlosesten Egoismus, der allein deshalb nicht zum

---

[6]) Vischer, Alkibiades und Lysandros. Basel 1846. Hertzberg, Alkibiades der Staatsmann und Feldherr. Halle 1853. Niebuhr kl. Schr. II, S. 253.

Ziele gelangte, weil er in seinem Uebermuthe wechselsweise alle Parteien gegen sich mistrauisch machte und aufbrachte. Denn noch war der Organismus des Ganzen zu kräftig, als dass er einem Einzelnen solches Uebergewicht gewährt hätte: wer sich in den Strudel der Parteien mischte, gieng darin unter.

Nur ein Heraustreten aus diesem Gewoge konnte die geistigen Schätze der bisherigen Entwicklung aus dem Brande ihrer Werkstätte retten, und das that Sokrates mit seinen besseren Schülern, die sehr mit Unrecht deshalb als schlechte Bürger verschrien worden sind [7]. Eher kann man ihn noch einen Sophisten nennen, unter welchem Titel er auch verurtheilt worden ist. Auch er predigte die Freiheit der individuellen Ueberzeugung und trat somit wie die Sophisten dem althellenischen Staatsprincipe entgegen, aber er ist von ihnen diametral verschieden, indem er eben die Freiheit der Ueberzeugung, die er mit ihnen gemein hat, zur Erhebung der Individualität über sich selbst benutzt und keineswegs mit dem Principe der entarteten Demokratie übereinstimmt. So ist Sokrates der grösste Sophist, wie der Kreis die grösste aller Figuren, die gleichen Durchmesser haben. Nachdem der athenische Geist das alte Princip überwunden hat, ist er doch genöthigt seinen Wohnsitz in jenem alten Principe aufzuschlagen, da er doch irgendwo wohnen muss und, an sich betrachtet, zu speculativ ist, um sich eine neue Wohnung zu schaffen. Sobald er politisch und positiv auftreten sollte, nahm er auch die ganze Erbschaft des alten Staatsprincips in Anspruch und der neue Geist bedient sich in der Demokratie der alten Formen als Mittel, wie umgekehrt

---

7) Fréret, Acad. des Inscr. T. XLVII. Niebuhr, kl. Schr. I, S. 470. Forchhammer, die Athener und Sokrates oder die Gesetzlichen und der Revolutionär, Berlin 1837. Dagegen Delbrück, Vertheidigung Platons gegen einen Angriff auf seine Bürgertugend. Bonn 1828; Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre dargestellt. Bonn 1829. Preller, Hall. Lit. Z. 1838, N. 88. Limburg-Brouwer, apologia Socratis contra Meliti redivivi calumnias. 1838. Heinsius, Sokrates nach dem Grade seiner Schuld zum Schutze gegen neuere Verunglimpfung. Leipzig 1839. Bendixen, Vermuthungen über die Tendenz des revolutionären Socrates, etc. Husum 1839 u. A. m.

die Vertreter des alten Geistes sich der Mittel der Sophistik bedienen, um den neuen Geist zu bekämpfen. Sie nannten sich zwar Lakonisten [5], waren *τὰ ὦτα κατεαγότες* d. i. Leute mit Prankratiastenohren, weil sie die Gymnastik eifrig betrieben, und zeichneten sich durch eigenthümliche Kleidung und Bart aus, waren aber die Ersten, welche sich in den Unterricht der Sophisten begaben. Sokrates erreichte, was sie nur erstrebten, aber er schlug dazu auch einen andern Weg ein und erzielte dadurch das wissenschaftlich, was bisher nur äusserlich durch das Gesetz erstrebt worden war [9]. Er achtete die Gesetze des Staats, ohne sich darum seine geistige Freiheit und seine individuelle Ueberzeugung von Güte oder Schlechtigkeit der Gesetze zu verderben. Solche Reflexion widerstrebt freilich dem alten Principe, und deshalb ist Sokrates Neuerer wie die Sophisten. Aber wenn diese nur die zufälligen Eindrücke der Gegenwart zum Bewusstsein brachten, gieng er immer auf das Allgemeine und machte zwar den Menschen aber nicht das Individuum sondern die Menschen zum Massstabe der Dinge. Ja selbst die Beschränktheit, in welcher er dies that, war förderlich durch die Bescheidenheit, ohne welche der Krebsschaden der unsittlichen Ueberhebung nicht getilgt werden konnte (Gesch. d. plat. Philos. S. 217). So vereinigte also Sokrates den alten und neuen Geist in sich; Plato gieng weiter, indem er den neuen Geist nur als Mittel zur Aufrechthaltung und Stützung der alten Formen gebrauchen wollte.

Diese Zeit ist die Periode der Trennung des Geistigen vom Körperlichen, zweier Elemente, deren Unterschied erst in der Sophistik recht zum Bewusstsein kommt. Jedes will sich nur für sich entwickeln und im Alterthume sind sie auch nicht wieder vereint worden. Platos Versuch war eben nur ein Ideal. Das Geistige sieht das Körperliche nur als historisch an, aber das Körperliche — das Politische — lässt

---

8) E. W. Weber, de laconistis apud Athenienses. Weimar 1835.

9) Passend lassen sich auf ihn die Worte Ciceros (Rep. I, 2) über seinen geistigen Enkel Xenokrates anwenden: ferunt, quum quaereretur ex eo quid assequerentur ejus discipuli, respondisse, ut id sua sponte facerent quod cogerentur facere legibus.

darum doch, soweit es unbeschadet seiner eignen Existenz geschehn kann, das Geistige ruhig gewähren, wie sich das am deutlichsten in der macedonischen Zeit zeigt. Die Monarchien gestatten da dem Geiste die freiste Entwicklung, wenn er nur aus ihrer Sphäre herausbleibt. Was dann die Herrscher für Wissenschaft und Kunst thaten, zeigt Alexanders Verhältnis zu Aristoteles.

§. 33. Der peloponnesische Krieg und die Entartung Lakedämons.

Aeusserlich tritt der Verfall des Alten durch den peloponnesischen Krieg und in demselben hervor, der, selbst ein Erzeugnis wetteifernder Selbstsucht, nur durch dieselbe genährt werden und nur auf sie hinausführen konnte. Indem er Athens äussere, Lakedämons innere Kräfte aufrieb, untergrub er beide Hauptstützen Griechenlands. Mit altgriechischer Nationalität hängt er nicht mehr zusammen. Wenn ihn daher Thukydides als einen Kampf zwischen Doriern und Ioniern bezeichnet, so ist das ebenso ungenau, als wenn man ihn für einen Streit der Demokratie und Aristokratie halten wollte. Denn dann wäre es auf jeden Fall ein Krieg von Principien, während er nur dazu dient, die Principlosigkeit der kämpfenden Theile in ein helleres Licht zu setzen. Gleichwie Demokratie und Aristokratie — oder richtiger Oligarchie — jetzt auch in den einzelnen Staaten nicht mehr Stufen politischer Entwicklung sondern Gegensätze entwickelter Selbstsucht (S. 183. 184) waren, die durch ihren Kampf daher den Staat nicht vorwärts, sondern nur ins Verderben führen konnten: so verhält es sich auch mit den grössern Gegensätzen, die sich im peloponnesischen Kriege einander entgegentreten. Es ist kein National- sondern ein Staatenkrieg, kein Kampf politischer Entwicklung, sondern entwickelter Selbstsucht, die sich hier nicht einmal in der Form des Ehrgeizes sondern in der vollen Gemeinheit der materiellen Interessen ausdrückt, ein Erzeugnis wetteifernder Habgier [1]),

---

[1]) *διὰ γὰρ τὴν τῶν χρημάτων κτῆσιν πάντες οἱ πόλεμοι ἡμῖν γίγνονται.* Plat. Phaed. p. 66 C. Rep. II p. 373 D. Müller, kl. Schr. I, S. 423.

die deshalb auch fort und fort ins Unendliche wuchs und für den siegenden Staat noch schlimmer als für den besiegten war. Denn sie verzehrte in Athen nur die äussere Macht, aber in Sparta die innere Grösse, so dass der besiegte Staat auch vom schwersten Falle wieder erstehn konnte, während Lakedämon Sisyphos gleich mit jedem Siege tiefer zurücksank, da die innerste Wurzel des Staatslebens unheilbar angefressen war.

Was dem Kriege noch einen Charakter politischer Grösse gibt, ist in seiner ersten Hälfte, wie bei einem Schauspiel von zwei gleich starken Athleten, das Gleichgewicht der beiden streitenden Hegemonien, deren jede sich in der andern getäuscht hatte, als sie im Jahre 445 auf einen dreissigjährigen Frieden gehofft hatten. Eine Reihe kleiner Beschwerden, wichtiger durch den Geist, den sie athmeten, als durch ihre eigne Bedeutung, wie z. B. die Sperrung der Häfen für Megara, führte schon im Jahre 431 im sogenannten Archidamischen Kriege den Bruch herbei. Grosse Resultate wurden jedoch nicht erzielt, der Friede des Nikias brachte schon nach 10 Jahren den status quo zurück: aber das finstere Walten des Alkibiades liess keine Ruhe zu, er hetzte von der einen und von der andern Seite, bis nach der unglücklichen sicilischen Expedition 412 der eigentliche Vertilgungskrieg begann, der Athens Mittel und Spartas Moralität zerstörte, ohne beide je wieder in ähnlichem Masse aufkommen zu lassen.

Die erste Hälfte oder der archidamische Krieg hat noch ein culturgeschichtliches Interesse, indem alle die geistigen Kräfte, welche sich vorher in den Künsten des Friedens geäussert hatten, jetzt auch dem Kriegswesen einen raschen Fortschritt verliehen. Selbst die Lacedämonier, so unbeholfen auch noch ihre Raub- und Zerstörungskriege in Attika sind, verrathen in der Belagerung von Platää (Thuc. II, 75) die ersten Anfänge einer regelmässigen Einschliessung, die dann von den Athenern bei Potidäa (Thuc. I, 64) und bei Syrakus noch vervollkommnet wird, obschon sich in Syrakus

---

Ueber Aristophanes Ansicht vom peloponnesischen Kriege Ulrich, quaestt. Aristophaneae. 1832.

Gylippos als Vertheidiger noch grösser zeigt. Maschinen finden sich im peloponnesischen Kriege vielfach angewendet, nachdem sie Artemon im Samischen Kriege 440 zuerst benutzt hatte [2]. Insbesondere ist es Demosthenes, der durch combinierte Märsche und hellen militärischen Blick gegen die Einfachheit des perikleischen Feldzugsplanes vortheilhaft absticht: sein Beispiel fand bei den Spartanern schon im dekeleischen Kriege Nachahmung. Auch in Sparta zeigen sich grosse Neuerungen, insofern Brasidas zuerst das Beispiel einer persönlichen Auszeichnung ohne öffentlichen Charakter darbietet, wie es die ältere spartanische Geschichte nicht kennt. Bei ihm als echtem Spartaner schadete das zwar nichts, aber nach seinem Tode rief es schädliche Folgen hervor. Als er gefallen und in Athen nach Kleons Tode Nikias an die Spitze getreten war, wäre Ruhe möglich gewesen, wenn nicht, wie schon erwähnt, Alkibiades als der böse Dämon, gleichsam als die personificierte Selbstsucht aufgetreten wäre und zuerst Athen dann Sparta mit sich ins Verderben gerissen hätte. Er war es, der das kaum zwischen Athen und Sparta geschlossene Bündnis auflöste, um Athen mit Argos aufs Neue in den Kampf gegen Lakedämon zu verwickeln, der, als 418 bei Mantinea noch einmal die altspartanische Tapferkeit gesiegt hatte, Athen in den Krieg mit Syrakus stürzte, in dem die Blüthe seiner Mannschaft, seine Schiffe, seine Schätze verloren giengen. Indem er Sparta zur Besetzung von Dekelea veranlasste, riss er es über seine Grenzen hinaus, während er zugleich Athen einen Schaden zufügte, den alle seine späteren Seesiege nicht wieder gut machen konnten. Die Verführung trug er bis ins spartanische Königshaus und bereitete jene Veränderung vor, durch welche dort die Könige ganz der Ephorengewalt weichen mussten. Ueberhaupt waren in politischer Hinsicht

---

[2] Freilich waren sie noch zur Zeit des Archidamos etwas Neues, der bei ihrem Anblick gesagt haben soll: *ὦ Ἡράκλεις, ἀπόλωλεν ἀνδρὸς ἀρετά* (Arsenii Violet. p. 486). Ueber die Fortschritte des Kriegswesens Vischer, Beiträge zur Geschichte des peloponnesischen Kriegs im Schweizer Museum für histor. Wissenschaft. Frauenfeld 1837, I, S. 372. Die nautische Taktik der Athener entwickelt sich z. B. bei Rhion durch Phormion (Thuc. II, 84).

die nachtheiligen Folgen für Sparta weit bleibender als für Athen: denn dieses ward wenigstens seinem Principe nicht untreu, sondern sah dasselbe selbst aus den wiederholten Erschütterungen nur geläutert und gereinigt hervorgehn, während Lakedämon seine äusseren Siege um den Preis seiner ganzen inneren Grundsätze erkaufen musste. Seine talentvollsten Männer wie Lysander wurden durch die Lockungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht geblendet und der heimischen Strenge entfremdet. Mit der Kriegsbeute zog auch der Hang zum Luxus und zu heimlicher Schwelgerei, Habsucht und Geldgier in die Heimat ein, der Staat selbst musste auf seine nationale Politik verzichten und um schnöden Sold mit dem Erbfeinde des griechischen Namens ein Bündnis eingehn, dem die theuer erstrittenen kleinasiatischen Colonien zum Opfer gebracht wurden. Im Innern aber traten die heimlichen Misverhältnisse, die theils durch den Streit der Könige mit den Ephoren theils durch die abnehmende Gütergleichheit hervorgebracht wurden, ans Tageslicht.

Aus diesem Grunde konnte denn Lakedämon weit eher die Ansprüche der selbstsüchtigen Oligarchen als die Hoffnungen der wenigen Edlen erfüllen, die, namentlich aus der sokratischen Schule, in Erinnerung an den ursprünglichen Charakter seiner Staatseinrichtungen mit der Rückkehr seiner Herrschaft über Griechenland auch die Rückkehr des altgriechischen Nationalgeistes [3]) hofften. Aber nachdem Griechenland einmal auf die Höhe der weltgeschichtlichen Bedeutung hinaufgestiegen, war es dem Strome der Zeit anheimgefallen, der es unaufhaltsam mit sich fortriss. Wenn daher die beiden Männer, die wir am herrlichsten in den Strahlen von Griechenlands untergehender Sonne glühn sehn, die Rückkehr der alten Zeit mit dem Genuss der Fortschritte des Jahrhunderts verbinden zu können glaubten, so war es nur ein schöner Wahn, der an der Klippe der Wirklichkeit scheiterte. Der jüngere Dionys von Syrakus, den sich Plato bereits als den Ruhm seines idealen Staats geträumt hatte, ward ein ärgerer Tyrann als sein Vater, der doch wenigstens Energie des Charakters und Menschenkenntnis

[3]) Einheitsideen finden sich selbst bei Arist. Pol. VII, 6, 1.

mit seinem Despotismus verbunden hatte. Der andre, Agesilaos, Xenophons Ideal eines praktischen Staatsmanns und Feldherrn, musste gerade durch seine grössten Thaten den einmal vorbereiteten Ruin seiner Vaterstadt nur um so schleuniger herbeiführen. Wie schwach und zerrüttet Spartas Constitution war, zeigt sich darin, dass die Speisen, die ihm bei seiner Gesundheit zuträglich gewesen waren, jetzt vielmehr zum Schaden ausschlugen, obgleich sie ein Mann wie Agesilaos dem Staate darbot. Schon seine Thronbesteigung hatte üble Folgen, denn als ein Werk egoistischer Intriguen führte sie die Nothwendigkeit herbei, die Obergewalt der Ephoren anzuerkennen. Aber so edel er hierbei auch handelte, um die Eintracht wiederherzustellen, so war es doch ein Riss in der spartanischen Verfassung, wodurch sie zu einer gemeinen Oligarchie herabsank und der Bestechung Thor und Thür geöffnet wurde, zumal da meistens *οἱ τυχόντες* (St. A. §. 45, 6) zu diesem Posten genommen wurden. Was seine kriegerischen Thaten betrifft, so sieht man trotz ihres Glanzes, dass er Lakedämons wahres Interesse wo nicht seinem eignen Kriegsruhm aufopferte, doch verkannte und den Staat, der nur durch Enthaltsamkeit gross sein konnte, in der Bahn der Selbstsucht immer weiter mit fortriss. Statt Sparta, wie nach den Perserkriegen geschehn war, aus der unnatürlichen Stellung, durch die es an die Spitze von ganz Griechenland getreten war, in seine natürlichen Grenzen zurückzuführen, riss er es durch seine Feldzüge in Kleinasien noch weiter über dieselben hinaus und veranlasste dadurch den korinthischen Krieg, der statt der gehofften Demüthigung des Perserkönigs ihn zum Schiedsrichter Griechenlands machte. Lakedämons Uebergewicht selbst ward von der Zersplitterung und Schwächung Griechenlands abhängig. Doch auch damit noch nicht zufrieden, bewog er es aufs Neue zum Friedensbruche und zu jener Schändlichkeit gegen Theben, die ihm in demselben Augenblicke, wo es endlich seiner Hegemonie über ganz Griechenland gewis zu sein glaubte, durch die leuktrische Schlacht und ihre Folgen den Verlust der Früchte jahrhundertelanger Anstrengungen zuzog. Messenien, das für Sparta dasselbe war, was Euböa für Athen, gieng verloren und damit seine hauptsächlichsten inneren

Hilfsquellen. War die Eroberung jenes Landes für den Anfang von Spartas Grösse entscheidend gewesen, so war es der Verlust noch viel mehr für das Ende derselben. Schon die Schwächung seiner Bürgerzahl musste es aus der Reihe der Hauptmächte ausstreichen, auch wenn nicht die Zucht und der kriegerische Geist stets mehr und mehr gewichen wären.

§. 34. Die Folgen des peloponnesischen Krieges und der spartanischen Politik für die übrigen griechischen Staaten [1].

Welche Nachtheile diese falsche Politik Lakedämons für die andern griechischen Staaten hatte, lässt sich leicht begreifen. Schon der peloponnesische Krieg hatte, ganz dem Charakter gemäss, der ihn leitete, grosse Entsittlichung zur Folge gehabt, die von Thuc. III, 82 mit den schwärzesten Farben geschildert wird. Die Ausdehnung, mit welcher beide Theile das Kriegsrecht übten, konnte schon hinreichen, sie einander auf immer zu entfremden. Ein deutliches Zeichen, wie Lakedämon von seinem alten Principe abwich, war, dass es jetzt seine griechischen Feinde nicht besser als die Barbaren behandelte, während es früher stets die hellenische Nationalität im Munde geführt hatte. Noch schädlicher aber wirkte sein Sieg, indem derselbe nicht nur die eine Hälfte Griechenlands, seine Feinde, der blinden Rachsucht einer Partei preisgab, sondern auch die andere Hälfte, seine Freunde, ihm verfeindete. Auf die Greuel, die Lysanders Freunde unter seinem und seiner Creaturen Schutz sich erlaubt haben mögen (Plut. Lys. 13), können wir einen Schluss machen aus dem Schwur, den uns Arist. Pol. V, 7, 19 aufbewahrt hat, überall den Demos ganz und gar zu unterdrücken. Näheres wissen wir freilich nur von den dreissig Tyrannen in Athen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass die vielen Söldner [2], die um diese Zeit plötzlich in

---

[1]) v. Oordt, over de uitwendige politiek van Griekenland, etc. I. Leyden 1852.

[2]) τὰ ξενικά, Drumann, Ideen z. Gesch. des Verfalls der griechischen

Griechenland aufkommen, eine Folge der Verbannungen in Masse waren, durch welche Tausende von Menschen heimatlos wurden. Damit rächte sich denn schon Spartas Politik an ihm selbst, indem gerade diese Söldnerschaaren das Mittel wurden, seinen auf das Kriegshandwerk eingelernten Bürgern ähnliche Menschen entgegenzusetzen, die noch in höherem Grade Krieger von Profession waren und wegen der geringeren Anhänglichkeit an das Alte noch viel tauglichere Werkzeuge für militärische Einübung und höhere Strategie und Taktik abgaben. Dies entwickelt und gebildet zu haben ist namentlich das Verdienst der athenischen Feldherrn Iphikrates und Chabrias. Kaum zehn Jahre nach der Einnahme Athens gab der korinthische Krieg den erwünschten Anlass, verbunden mit Spartas frühern treusten Bundesgenossen seiner militärischen Ueberlegenheit mit dieser neuen Waffe entgegenzutreten. Der äusserliche Grund des korinthischen Kriegs, die Diversion des Perserkönigs, ist schon oben (S. 193) erwähnt worden: der innere Grund aber war die Eifersucht, die Sparta namentlich bei den Böotern erregt hatte, welche sich sein Supremat nicht mehr gefallen lassen wollten, seit sie selbst gleiche und grössere Siege über die Athener erfochten hatten. Schon 421 bei dem Frieden des Nikias hatte Spartas Benehmen seine alten Freunde beleidigt, weil es diesen ohne ihr Zuthun abschloss: nur die Eifersucht zwischen Theben und Argos hatte damals die Vereinigung zersplittert, die ihm gefährlich zu werden drohte. Erst als die Einnahme Athens Theben als einzig ebenbürtige Macht ihm gegenüberstellte, überwand dieses auch jene Rücksicht, und so entstand der korinthische Krieg, der namentlich durch die erste Niederlage ausgezeichnet ist, die ein spartanisches Bürgerheer durch fremde Waffenmacht erlitt. Denn bisher war das spartanische schwere Fussvolk, dessen Exercitium wir namentlich aus Xenophon kennen lernen, an

---

Staaten, Berlin 1815 S. 644. Weber, proll. ad Demosth. Aristocr. p. XXIX. In ihrer Art sind sie auch Sophisten, die jedem Beliebigen um Geld dienen; sie betreiben als Kunst und Handwerk, was früher nur nebenbei beachtet wurde. Da sie keine Heimat haben, ist ihr Spruch: ubi bene, ibi patria.

Schnelligkeit und Präcision der Bewegung von keinem griechischen Heere übertroffen worden und hatte durch die Festigkeit seines Angriffs in geschlossenen Gliedern noch jede Schlacht im offenen Felde glücklich entschieden. Jetzt aber organisierte Iphikrates aus jenen Söldnern das leichte Fussvolk mit thrakischer Bewaffnung, die Peltasten, und war glücklich genug, mit diesen eine spartanische Mora aufzureiben [3]) und überhaupt den ganzen Krieg hindurch dem Feldherrngenie des Agesilaos das Gleichgewicht zu halten.

Den empfindlichsten Stoss erlitt freilich Spartas Taktik durch seine eignen vormaligen Freunde, die Thebaner, als Epaminondas das Geheimnis erfand, durch die schiefe Schlachtordnung und Concentrierung des Heeres auf einen Punct selbst ihre geschlossenen Reihen zu durchbrechen.

Der Unterschied der spartanischen und athenischen Politik lässt sich einfach dahin bestimmen, dass Lakedämon allein gross, Athen schlechthin gross, aber so gross als möglich zu werden beabsichtigte. Mithin bekämpft es nicht wie jenes nur fremde Grösse, sondern sucht alles, was ihm vorkömmt, zu verschlingen und zu unterwerfen, so dass dort die Herrschaft Zweck, hier nur Mittel ist, um die materiellen Interessen zu befriedigen. Wenn Lakedämon [4]) nur darauf bedacht sein musste, seine Bürger nichts was gleich gross oder grösser war, sehn zu lassen, damit sie sich nicht unglücklich fühlten, so musste Athen soviel als möglich zu erwerben suchen, um seine Bürger positiv glücklich zu machen und ihre Ungenügsamkeit zu befriedigen. Wenn aber ebendeshalb Lakedämon einerseits sich mit Schwächung andrer und Einfluss auf dieselben begnügen konnte, während Athen auf volle Unterthänigkeit derselben hinausarbeiten musste: so war auf der andern Seite dort Härte und Beeinträchtigung fremden Nationalgefühls, hier Erpressung und Verachtung fremder Interessen die Folge. Sparta lässt seinen Bundesgenossen die äussere Macht, sucht sie aber im Innern zu

---

[3]) Roscher Klio I, S. 488. St. A. §. 30, 15.

[4]) Seine Politik ist der des Philipp ähnlich, aber sie misglückt, weil die Zeit dazu noch nicht gekommen und weil der Staat nicht dazu gemacht ist: denn es fehlt die Energie.

knechten; reizte es sie später, so wurden sie ihm viel schädlicher: der Abfall der Bundesgenossen Athens schwächte wol die Stadt, aber bedrohte sie nicht. Damit nährte Athen, so verderblich es auch zuletzt seiner äussern Macht wurde, doch seine äussere Grösse, die selbst mit seinem Sturze nicht untergieng, sondern ihm mehr als einmal die Kraft verlieh, sich wieder von demselben zu erheben. Sparta dagegen sank mit jedem Siege tiefer herunter und zog durch seine eigne falsche Politik auch die politische Grösse des Vaterlandes, die an die seinige geknüpft war, mit sich ins Verderben. So lange Griechenlands Unabhängigkeit von aussen bedroht war, fand es an Sparta den trefflichsten Vorkämpfer, sobald aber dieselbe gesichert war, seinen gefährlichsten Feind, der nach jedem Siege seine Waffen am ersten gegen die Freunde richtete, die am meisten zu diesem Siege mitgeholfen hatten.

So bietet Griechenlands Geschichte das seltsame Beispiel dar, dass das nämliche Bedürfnis der Herstellung des gestörten politischen Gleichgewichts [5]), das die Griechen unter Spartas Fahnen vereinigte, immer erst wieder durch Auflösung dieser Vereinigung befriedigt werden konnte, bis zuletzt wechselseitiges Mistrauen alle von einander trennte und selbst in entscheidenden Augenblicken die Vereinigung erschwerte. So gieng Sparta durch seine eignen Fehler unter nnd überliess das zersplitterte Griechenland einem Jeden, der materielles Uebergewicht genug besass, um dieser kleinen Staaten Meister zu werden. Kein anderer Staat konnte für Griechenlands äussere Verhältnisse das werden, was Sparta, weil keiner eine so bewusste Politik und solchen politischen Tact gegen aussen besass wie dieses. Selbst Athen war dazu nicht im Stande, weil es nur darauf bedacht war, seine Zuflüsse zu erweitern oder sie sich nicht abschneiden zu lassen. Es gieng mehr den kleinen, Sparta mehr den grossen Staaten

---

[5]) Zuerst steht Sparta und Theben gegen Athen, dann Theben und Athen gegen Sparta, zuletzt Sparta und Athen gegen Theben. Kömmt Persien in Betracht, so ist das Verhältnis so: zuerst Sparta und Athen gegen Persien, dann Sparta und Persien gegen Athen, zuletzt Athen und Persien gegen Sparta. Ueber die griechische Gegengewichtspolitik Demosth. Aristocr. §. 132, über die Politik Persiens Polyaen. VII, 16, 2.

zu Leibe. Damit schadete Athen dem Ganzen wenig und stärkte sich wenigstens in geistiger Hinsicht. Sparta dagegen schadete, indem es Griechenlands Stärke zerstörte, ohne selbst dadurch stärker gegen aussen zu werden.

Von Theben endlich war gar nichts zu hoffen, da dieses nie eine bestimmte positive Politik hatte, sondern nur das, was es von Sparta und von Athen gesehn hatte, zugleich nachäffte: alles hieng hier von grossen Männern ab, die an der Spitze standen. Aber gerade darin zeigt sich, dass die Zeiten in Griechenland vorbei waren, wo das Ganze als solches den Geist besass und die Einzelnen ihm nur als Organe dienten, dass vielmehr jetzt der Einzelne eben nur des Ganzen sich bedienen sollte. Da jedoch auf der andern Seite die demokratischen Einrichtungen hierauf nicht berechnet waren, so konnte von dieser Seite nichts dauernd Grosses mehr ausgehn und das monarchische Princip musste rechtlich eintreten, wie es thatsächlich längst vorhanden war. Angedeutet liegt das in den Tyrannenherrschaften dieser Zeit, die nur zu unsicher waren, um sich länger zu halten. Selbst Iason von Pherä ist nur eine vorübergehende Erscheinung, so sehr auch dieser grosse Geist die Lage der Dinge durchschaut hatte.

§. 35. Die Entartung Athens und deren Folgen in politischer und geistiger Hinsicht.

Zuletzt musste auch der riesenkräftige Organismus (Bernhardy gr. Lit. I, S. 375) Athens der Heftigkeit, mit der es auf ihn losstürmte, unterliegen, so sehr auch dieser Untergang an Glanz und Ehre für den Staat wie für seine Führer den des spartanischen Staats bei Leuktra (S. 148) überstrahlt. Denn Sparta fiel im ungerechten Kriege gegen Griechen, die es hatte unterjochen wollen, Athen im gerechtesten. Wenn gleichwol sein Fall nothwendig und sogar verschuldet war, so kann man doch nicht sagen, dass es ihn selbst frevelhaft heraufbeschworen hätte: es hatte sich nur der Mittel beraubt ihn abzuwenden, was bei richtigem Gebrauch zur richtigen Zeit nicht schwer gewesen wäre. Athen allein hätte nach der Schlacht bei Mantinea seiner äusseren Macht nach Grie-

chenland fortwährend gegen aussen schützen können: aber das war (S. 197) nun einmal nicht sein Beruf und deshalb musste es sich selbst aufzehren, um den Geist nach allen Richtungen frei werden zu lassen, während seine äussere Macht, in der es stets nur Mittel nicht Zweck sah, nur dazu diente, es noch eine Zeitlang über dem Wasser zu halten. Mit dieser äusseren Macht stand es aber selbst in dieser Zeit nicht schlecht: durch persische Subsidien und Konons Waffenglück war Athen von dem schweren Falle des peloponnesischen Krieges wieder aufgerichtet. Durch Iphikrates Feldherrntalent hatte es den korinthischen Krieg mit Glück bestanden und im Frieden des Antalkidas wenigstens einige seiner Colonien zurückerhalten. Darauf war es an die Spitze eines neuen Bundes getreten, den der Sieg des Chabrias bei Naxos befestigte, und hatte noch 364 durch Timotheos bedeutende Eroberungen an der thrakischen und macedonischen Küste gemacht. In Griechenland hatte es seine Kräfte weislich geschont und an dem Kampfe zwischen Sparta und Theben [1]) nur soviel Antheil genommen, als nöthig war, um erst jenem, dann diesem einigermassen das Gegenwicht zu halten. Endlich aber hatte es auch durch die Blüthe des Handels und der Industrie, namentlich durch die Geldgeschäfte, die fast hier allein betrieben wurden, die inneren Hilfsmittel des Staats in solchem Grade vermehrt, dass es einem Feinde wie Philipp von Macedonien anfangs noch war, mit leichter Mühe hätte widerstehn können, wenn nicht die Selbstsucht seiner Bürger seine Kraft nach aussen gelähmt hätte.

Schon der unglückliche Ausgang des peloponnesischen Krieges war grösstentheils nur eine Folge der Bedrückung, durch welche sich Athen seiner hauptsächlichsten Hilfsquelle, des Tributs seiner Bundesgenossen, beraubte und die reichen Bürger, welche keine Lust zu den kostspieligen Trierarchien und Choregien hatten, zwang, sich gegen die Demokratie zu verschwören, deren Sturz ihm denn unter Spartas Schutz

[1]) Ueber die Parteien in Athen, die böotische unter Aristophon und die spartanische unter Kallistratos, Schäfer Philol. I. S. 190. II. S. 580.

auf kurze Zeit gelang. Kaum war jedoch unter dem Archontat des Euklides die Demokratie wiederhergestellt, als sich der Leichtsinn und die Vergnügungssucht des Volkes wieder allen den Reizungen überliess, die seine selbstsüchtigen Leiter, Demagogen und Sykophanten, an die Hand gaben. Die Vertheilung von Staatsgeldern an die Volksmasse nahm immer mehr und mehr überhand und wirkte um so verderblicher, als die Mittel dazu aus dem Vermögen der Reichen genommen werden mussten, die das Volk mit Grund oder Ungrund vor seinen Richterstuhl stellte. Die natürliche Folge davon war, dass Athens Hauptstärke, seine Flotte, die nicht aus dem Staatsschatz überhaupt, sondern durch ausserordentliche Leistungen der Reichen unterhalten werden musste, in immer schlechteren Zustand gerieth. Daher konnte sich Athen auf der Höhe, zu welcher die gemeinsame Furcht vor Sparta in dem Bunde von Küsten-, See- und Inselstaaten geführt hatte, nur etwa zwanzig Jahre halten und sah sich 355 wieder fast ausschliesslich auf seine Landmacht beschränkt. Aber auch hier war Geld nöthig, da die griechischen Heere jetzt fast durchaus aus Söldnern bestanden und die Bürger zu eignem Waffendienste zu egoistisch waren. Da es nun ebensowol an Energie fehlte um die Waffen selbst zu führen als an Selbstverläugnung, um das Geld, das als Richtersold, Ekklesiastikon, Theorikon [2]) zu ganzen Talenten vertheilt wurde, seiner ursprünglichen Bestimmung, der Kriegskasse, zurückzugeben: so konnte auch nichts geleistet werden, wie es der schmähliche Bundesgenossenkrieg aufs Deutlichste beurkundete. Fehlte es an Sold, so suchten die Feldherrn durch Brandschatzungen bei Freund und Feind das Nöthige zu gewinnen, vermietheten sich und ihre Truppen auch wol einstweilen an persische Satrapen [3]).

In demselben Masse aber, wie die Vergnügungssucht des gemeinen Volks und die Bestechlichkeit seiner Koryphäen, namentlich auch bei ausserordentlichen Commissionen,

---

2) Durch Eubulos von Anaphlystos St. A. §. 170, 13. Freese, der Parteikampf der Reichen und Armen in Athen. S. 80.

3) Rehdantz, vitae Iphicratis etc. p. 208. Ueber Chares Cassian, de Charetis rebus gestis ac moribus. Marburg 1849.

zunahm, wuchs auch bei den Reichen selbst die Prunksucht [4]) und Ehrsucht. In letzterer Hinsicht sind hier namentlich die Bewerbungen charakteristisch, die jetzt um die wenigen aber wichtigen Aemter eintreten, die noch durch Wahl besetzt wurden, und das Gewicht, das man auf die Strategenwürde legte. Darin giebt sich einerseits der Verfall des demokratischen Sinns kund und andrerseits wurde dadurch der Staat der tüchtigen Feldherrn beraubt, da es den Bewerbern nur um den Glanz der Würde, nicht um ihre Pflichten und Lasten zu thun war. Der einzige öffentliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Vermögen machten, war die Choregie, die aber auch nur ihrer Gunstbuhlerei und der Vergnügungssucht des Volks diente. In Privatbauten thaten sie weit mehr (Dem. Ol. III, 25) als für die Stadt und ihre Verschönerung. Das bedeutendste öffentliche Gebäude aus dieser Zeit ist das choregische Monument des Lysikrates, das jedoch ebensowol in seiner Zwecklosigkeit als der Ueberladenheit seines Stils den bloss auf Prunk und Effect gerichteten Geschmack seiner Zeit beweist.

Dieser Geschmack bewährt sich dann auch namentlich in dem, was wir von der Musik und Poesie dieser Zeit hören. Die chorische Poesie nahm völlig den regellosen dithyrambischen Charakter an, der von Melanippides begründet, insbesondere durch Philoxenos von Kythera (S. 165) zu der Stufe gelangte, in welcher er der regellosen Musik entsprach. Die Musik selbst fiel nämlich den unwürdigsten Künsteleien anheim, wie sie uns Plat. Legg. II, p. 669. III, p. 700 geschildert werden.

In der Tragödie beschränkte man sich auf Wiederholung der Stücke älterer Tragiker, von denen die der drei classischen sogar von Staatswegen aufgezeichnet waren, um willkürliche Abweichungen des Textes zu verhindern. Nur in Athen kommen noch neue Dichter vor. Statt der Wichtigkeit aber, welche früher die Dichter besessen hatten, erhielten jetzt die Schauspieler selbständige ja sogar politische Bedeutung [5]). Als *τεχνῖται περὶ τὸν Διόνυσον* waren sie unver-

---

[4]) Meiners, Geschichte des Luxus der Athener, Lemgo 1781. Tychsen, Reitemeier über denselben Gegenstand, Gött. 1782.

[5]) Grysar, de graeca tragoedia circa tempora Demosthenis, Cöln

letzlich: auf der Börse in Teos wurden sie von den Impressari zu den verschiedenen Festen gemiethet. So reisten sie von Ort zu Ort und wurden wegen ihres kosmopolitischen und sacrosancten Charakters nicht selten zu Gesandtschaften gebraucht.

Die Komödie, ihres Chores beraubt, sah sich auf die Persifflage allgemeiner Charaktere und Situationen beschränkt, da sich das Volk nicht mehr stark genug fühlte, den wirklichen Tadel auszuhalten. Denn Rüge kann nur die Kraft ertragen, die Schwäche dagegen, welche weiss, dass sie es nicht besser machen kann, duldet die Rüge nicht. Die mittlere Komödie hat, höchstens durch äussere Eleganz der Sprache verhüllt, die Possenreisserei der älteren ohne ihr sittliches Gegengewicht. Die classische Zeit war für die Poesie vorüber, wenn sich auch die neuere Komödie später in gewisser Hinsicht auf eine hohe Stufe erhob.

Nur die Beredsamkeit, als ganz praktischen und individuellen Zwecken dienende Kunst, konnte in dieser Zeit die classische Höhe erreichen, die wir in den privatgerichtlichen Reden des Isäos und Lysias, in den staatsgerichtlichen des Aeschines und Lykurg, vor allen aber bei Demosthenes bewundern, dem neben der Classicität der Form in grammatischer wie rhetorischer Hinsicht und der Vereinigung der drei genera dicendi namentlich auch die Idealität seines patriotischen Strebens eine höhere Weihe und jene siegende Gewalt über die Gemüther verlieh, welche die Griechen δεινότης nennen. Wenn es trotzdem Demosthenes nicht gelang, Athen vor seinem Sturze zu bewahren, so war es wenigstens nicht seine Schuld. Was Leonidas für Sparta, ist Demosthenes geistig für Athen, und seine Bemühungen stellen ihn trotz ihrer Fruchtlosigkeit unter die grössten Männer Griechenlands, wie er sich auch dessen in der Rede vom Kranze wol bewusst ist [6]. Isokrates war auch durch

---

1830. Gravenhorst, de causis corruptae apud Graecos post bellum Peloponn. artis tragicae, Lüneburg 1838. Kayser, historia critica tragoediae graecae, Göttingen 1845.

[6]) Drumann, Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten, Berlin 1815. Becker, Demosthenes als Staatsmann und Redner, Halle 1816. Niebuhr, kl. histor. Schr. S. 480. Scholten, de Demosth. eloquentiae charactere, Utrecht 1835. St. A. §. 173, 15.

patriotische Gesinnung geadelt, aber unpraktisch: in den Reden ordnete er den Inhalt der Form unter und presste sie in bestimmte Normen und Regeln dermassen ein, dass der Geist gleichsam zahm werden musste, um sich der Form anschmiegen zu können. Bedeutend ist er als Muster für die späteren Redner, weshalb ihn Cicero mit dem trojanischen Pferde vergleicht.

Endlich verdient auch Platos Stil hier genannt zu werden, als ein würdiges Denkmal seines Geistes sowol als seiner Zeit, insofern er darin gerade mit der herrschenden Rhetorik wetteifert. Da seine ganze Philosophie, wie er sie in seinen Schriften niedergelegt hat, rein formaler Art war, so schloss sich auch der Inhalt leicht an die schöne Form an. Je mehr er jedoch dem Leben entgegentritt, desto subjectiver wird er und kann sich allerdings an solcher classischen Reinheit, wie sie eigentlich erfordert wird, wenn sie ein Muster zur Nachahmung sein soll, nicht mit Demosthenes messen. Eine platonische Periode mit ihren Anakoluthien und Gedankenreichthum konnte eben nur Plato selbst schreiben, Demosthenes dagegen machte seine Reden der Menge commensurabel und erhob sie zu objectiver Klarheit und Classicität.

§. 36. Allmähliche Entwicklung des macedonischen Königreichs. [1]

Wenn es nun, wie aus §§. 33—35 hervorgeht, in der Natur der Sache lag, dass Griechenland durch die nämlichen Ursachen, die seine geistige Grösse bedingten und bewirkten, seine politischen Kräfte dermassen spaltete und aufrieb, dass es die Verbreitung jener Resultate, aus welchen eine neue Aera für das Menschengeschlecht hervorgehn sollte, nicht selbst bewerkstelligen konnte, so bedurfte es zur Vollendung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe nothwendig eines Staats wie Macedonien, der zwar nahe genug mit Griechenland verbunden war, um in seine Geschichte einzugreifen, aber durch Lage,

---

[1]) Abel, Makedonien vor Philipp, Leipzig 1847. Lachmann, Geschichte Griechenlands, Bd. II. und in Jahns Archiv 1849, XV. S. 283. Flathe, Gesch. Macedoniens. Leipzig 1832. 1834. St. A. §. 172, 12.

Volkscharakter und Einrichtungen zu verschieden von ihm war, um in seinen Entwicklungsgang hineingerissen zu werden und nicht vielmehr erst nach dessen Vollendung mit ungeschwächter Kraft die Früchte desselben zu geniessen.

Was die Abstammung der Macedonier betrifft, so werden sie zwar von vielen für Pelasger [2]) gehalten, dagegen hat jedoch O. Müller [3]) ihren illyrischen Ursprung nachzuweisen gesucht. Dass sie den Griechen der geschichtlichen Zeit als Barbaren galten [4]), steht fest; obschon ihre Sprache griechisch war. Denn dass die Sieger die Sprache der Besiegten annehmen, findet sich nicht selten in der Geschichte. Jedoch war ihr Griechisch roh und dem äolischen Dialekte verwandt, woraus sich denn auch später, als sie nicht nur zur politischen, sondern auch zur literarischen Uebermacht — durch den Einfluss Alexandrias — in Griechenland gelangt waren, das allmähliche Ueberhandnehmen des sogenannten Iotacismus erklärt, der zwar ein uralter Dialekt, in der classischen Sprache aber gewis früher nicht einheimisch war [5]). Am besten scheint es, wenn man alle Momente gegen einander hält, anzunehmen, dass illyrische Eroberer sich mit pelasgi-

---

[2]) z. B. von Flathe I, S. 10. Droysen, Hellenismus II, S. 554. und Hall. Encykl. Sect. III, Bd. IX, S. 205. Sonstige Liter. St. A. §. 15, 4.

[3]) Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und ältere Geschichte des Makedon. Volks, Berlin 1825 S. 34.

[4]) Voemel ad Dem. Ol. III p. 126. Aristol. Pol. VII, 2, 6. Poll. I, 138. St. A. §. 15, 4 extr.

[5]) Ueber den macedonischen Dialekt überhaupt Jablonski, opusc. III p. 30. Sturz, de dialecto Maced. et Alexandrina, Leipzig 1808. Ueber die Aussprache Havercamp, sylloge scriptorum qui de pronunciatione linguae gr. commentarios reliquerunt, Leyden 1736. Für den Iotacismus ist in der neuen Zeit insbesondere aufgetreten Bloch, Revision der Lehre von der Aussprache des Altgriechischen, Altona 1836. S. auch Ellissen, Vhdlg. d. Gött. Phil. Vers. S. 106—144. Aber schon Plato Cratyl. p. 398 B und 418 B bemerkt, dass der Gebrauch des ι für η der veralteten Sprache oder höchstens der der Weiber angehöre, αἳ τὸ ἀρχαῖον μάλιστα σώζουσιν. Insbesondere sind hier die Inschriften Böotiens wichtig, die zeigen, dass dort zwar iotacistisch gesprochen, aber gleichwol nach etacistischem Gebrauche der Buchstabe η statt αι geschrieben ward. Erst bei Kallimachos finden sich Spuren, dass die Schrift selbst iotacistisch gelesen worden wäre.

schen Urbewohnern vermischt und wie es in der ersten Zeit des Mittelalters in Italien den eingedrungenen Völkern ergieng, deren Sprache und Sitten angenommen hätten. Denn selbst ihre Monarchie [6]) hat grosse Aehnlichkeit mit der homerischen, indem sie auf ebenso grosser Achtung der Volksrechte als der Heiligkeit der Königswürde beruht. Die Successionsordnung ist übrigens der der Slaven und Vandalen ähnlich, weder Majorat noch Minorat, sondern Seniorat, indem nicht selten ein älterer Oheim seinem jüngern Neffen vorgeht, wie z. B. nach Alexanders Tode Arrhidäos folgt, obgleich seine Witwe einen Sohn unter ihrem Herzen trägt.

Die Könige Macedoniens leiteten zwar ihr Geschlecht von den argivischen Herakliden ab (Herod. V, 22), aber bei der bloss allegorischen Bedeutung dieses Namens als Söhne des Ritterthums und bei der Ungewisheit der ältern Königsnamen lässt sich das nur mythisch fassen. Die Königslisten [7]) nämlich (bei Herod. VIII, 139. Justin. VII, 2 und Euseb. Chron.) weichen dergestalt von einander ab, dass die ganze ältere Zeit als ungeschichtlich betrachtet werden muss und eine feste Chronologie erst mit Amyntas I 540 v. Chr. anfängt. Mit dessen Sohne Alexander I φιλέλλην (500—454) tritt dann Macedonien zuerst in die griechische Geschichte ein. Sein Sohn Perdikkas II (454 — 413) spielte bereits im peloponnesischen Kriege eine politische Rolle, wenn auch nicht die ehrlichste [8]). Was diese beiden in politischer Hinsicht, ist in geistiger und wissenschaftlicher Archelaos (413—399) [9]), der zwar äusserlich als Tyrann dasteht, da er der natürliche Sohn seines Vaters war und auch stets despotisch auftrat, aber in Rücksicht auf Beförderung der Kunst ganz den griechischen Tyrannen, wie Ge-

---

[6]) Schlosser, universalhistor. Uebersicht I, 3 S. 199.

[7]) Müller, histor. gr. fr. III p. 688. Heyne, opusc. IV, p. 159. Clinton, fasti Hell. II p. 219. Ritschl, de Agathonis vita, Halle 1829.

[8]) Vischer im Schweizer. Mus. f. d. histor. Wissenschaften, 1837. I, S. 1. Nach Sauppe (inscr. Maced. p. 5) tritt er erst 436 die Regierung an. Wer steht dann zwischen Alexander und Perdikkas? etwa des Perdikkas Bruder Alketas?

[9]) Auch seine Zeitbestimmung ist unsicher. v. Gent, de Archelao, Leyden 1834. Gesch. d. plat. Philos. S. 586.

lon und Hieron, gleich steht. Was Griechenland in der Zeit an schönen Geistern und wissenschaftlich gebildeten Männern besass, lud Archelaos wenigstens an seinen Hof, wenn auch nicht alle wie Euripides und wahrscheinlich auch Herodot dahin giengen. In den nun folgenden Thronstreitigkeiten aber verlor das Reich wieder alle Kraft und ward sogar von Theben abhängig, bis des Amyntas II [10]), der von 393—369 regiert hatte, jüngster Sohn, Philipp, nach dem Tode seiner beiden ältern Brüder Alexander II und Perdikkas III auf dem Throne folgte.

Selten bestieg ein Fürst den Thron unter so ungünstigen Umständen wie Philipp [11]). In der Schlacht mit den Illyriern, die seinem Bruder das Leben gekostet hatte, waren über 4000 Macedonier, der Kern des Heeres, gefallen: von Norden verwüsteten die Päonier das Land, von Osten drohten die Thracier einen andern Kronprätendenten, Pausanias, einzusetzen, und ein dritter, Argäos, wurde von den Athenern unterstützt, so dass er, von allen Seiten bedroht, seine erste Sorge darauf richten musste, die neue Kriegskunst, die er in Theben gelernt hatte, bei den Macedoniern einheimisch zu machen. Bis zur leuktrischen Schlacht war, wie oben (S. 196) gezeigt ist, Lakedämons Taktik durch Sicherheit und Präcision der Bewegung die erste Griechenlands gewesen und hatte in offner Feldschlacht stets den Sieg davongetragen: aber das Beispiel, das Iphikrates von dem Uebergewichte gut eingeübter Massen über die persönliche Tapferkeit gegeben hatte, war an Epaminondas nicht verloren gegangen, und aus diesem nämlichen Principe entsprang dann Philipps berühmte Phalanx, eine Masse von 16000 Menschen, mit schweren und langen Sarissen bewaffnet, die stets das Centrum des macedonischen Heeres ausmachte und auf jeden Wink beweglich in geschlossenen Gliedern stets alles vor sich niederwarf [12]). Doch

---

10) Ueber dessen Vater Sauppe inscr. Maced. p. 16.

11) Brückner, König Philipp, Sohn des Amyntas von Macedonien und die hellenischen Staaten, Gött. 1837. Weiske, de hyperbole errorum in historia Philippi commissorum genitrice, Meissen 1819. Böhnecke, Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner, Berlin 1843. St. A. §. 172.

12) Diod. Sic. XVI, 3: anders Flathe S. 53. Vgl. Haase, hell.

wandte er sich mit offner Waffengewalt zunächst nur erst noch gegen die Barbaren; gegen Athen bediente er sich fürs Erste noch der Politik, die er nicht minder meisterhaft als das Schwert handhabte, und verzichtete selbst auf den alten Streitpunct Amphipolis, ohne es jedoch darum in die Hände der Athener selbst zu liefern [13]. Ob er freilich schon damals mit den grossen Plänen umgieng, die er später ausführte, lässt sich nicht entscheiden. Soviel aber ist sicher, dass sich in seinem Charakter die rücksichtslose Selbstsucht der Zeit mit einem Bewusstsein und einer Consequenz offenbarte, die ihn im Voraus zum Sieger derselben stempelte. Dabei ist übrigens (S. 198) auch die Begünstigung seiner legitimen Stellung als erblicher Fürst nicht zu übersehn. Wie die gährende Entwicklung des Republicanismus in der rechtlich begründeten Demokratie Athens, so vollendet sich in ihm der Process der entgegengesetzten Selbstsucht: dem Siege der Freiheit bei Marathon steht der Sieg der Gewaltherrschaft bei Chäronea entgegen und wie jene in Perikles, so verklärte sich diese in Alexander zu einer kosmopolitischen Idealität, die aber eben darum nur als momentaner Glanz in der Geschichte dastehn konnte und sich durch eigne Erschöpfung untergraben musste.

§. 37. Philipp von Macedonien und seine Einflüsse auf die griechischen Angelegenheiten.

Philipps Politik [1]) bestand ganz einfach darin, die Zwietracht und Eifersucht der griechischen Staaten und den Egoismus der Einzelnen in dem vollen Masse zu benutzen, wie sich dazu nach der Auflösung des spartanischen Supremats die Gelegenheit darbot: sein divide et impera half ihm um so besser als aus den Griechen alle Thatkraft geschwun-

---

Encykl. s. v. Phalanx. Rüstow und Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens, Aarau 1852. S. 216. 234.

13) Weissenborn, Hellen S. 181. Voemel, prolegg. ad Dem. Philipp. 1829.

1) Polyaen. IV, 2, 20. Stob. Serm. II, 20. Paus. VIII, 7, 5: *ὅς γε καὶ ὅρκους θεῶν κατεπάτησεν ἀεὶ καὶ σπονδὰς ἐπὶ παντὶ ἐψεύσατο, πίστιν τε ἠτίμασε μάλιστα ἀνθρώπων.*

den war. Verbunden mit dem mächtigen Olynth, das fast über ganz Chalkidike herrschte [2]), hätte Athen leicht seinen Eroberungen jenseits des Strymon widerstehn können: wechselseitige Eifersucht aber brachte Olynth auf Philipps Seite, bis er den Athenern Amphipolis und alle andern Besitzungen in jener Gegend abgenommen hatte. Dann wandte er seine Waffen gegen Olynth selbst, dem Athen wieder zur rechten Zeit zu Hilfe zu kommen versäumte, und zerstörte es (348). Der ähnliche Fall aber wiederholte sich in Griechenland selbst, wo kein Staat sich einem andern ernstlich zu gemeinschaftlichen Unternehmungen oder auch nur zur Vertheidigung anschliessen wollte, weil jeder gern sah, wenn der andre geschwächt wurde (Dem. de pace 5). In keinem derselben fehlte es jedoch an Leuten, die wie Lasthenes und Eurykrates in Olynth für macedonisches Geld empfänglich waren oder auch durch fremde Autorität zur Oberherrschaft in ihren Städten zu gelangen suchten und sich zu diesem Zwecke wie früher an Lakedämon so jetzt an Philipp anschlossen, der die Tyrannis begünstigte wie Sparta die Oligarchie [3]).

Der Peloponnes war total in sich zerfallen (Dem. Phil. IV, §. 52), Lakedämons schwache Versuche zur Wiederherstellung seiner Hegemonie scheiterten an dem Widerstande der Arkadier, die durch Epaminondas eine gemeinschaftliche Hauptstadt in Megalopolis erhalten hatten (Paus. IV, 28. Dem. pro Megalop.). Aber eben dies weckte Athens Eifersucht auf die Peloponnesier, deren es sich zu versichern versäumte, bis sich Philipp endlich auch dort eine Partei gemacht hatte (Winiewski p. 148). In Mittelgriechenland war Theben durch die Schlacht bei Mantinea auf den Besitz Böotiens beschränkt worden, suchte aber stets aufs Neue Gelegenheit seine Macht auszudehnen und fieng darum den Krieg gegen die Phocenser an. Da aber diese mit ihren Tempelschätzen grosse Söldnerschaaren warben und der Krieg für die Thebaner eine schiefe Wendung nahm, sahn sich diese genöthigt Philipp zu Hilfe zu rufen, der gerade damals

---

2) Voemel, prolegg. p. 50.

3) Winiewski, comm. hist. et chronolog. in Demosth. orat. de corona, Münster 1829.

von den Thessaliern gleichfalls — gegen Pherä — zu Hilfe gerufen war und sich bei dieser Gelegenheit zum Oberherrn Thessaliens gemacht hatte. Da jedoch Philipp nicht ohne Athens Einwilligung hätte durch die Thermopylen kommen können, so benutzte er den Neid, mit welchem Athen Thebens wachsende Grösse verfolgte und lockte ihm durch die Vorspiegelung, seine Waffen gegen Theben selbst kehren zu wollen, 347 den Frieden des Philokrates ab. In Folge davon bemächtigte er sich zuerst des von seinem Bundesgenossen verlassenen Thraciens, drang dann in Phokis ein und nahm, indem er es aus der Reihe der Staaten vertilgte, seinen Platz im Amphiktyonenrathe ein. Das traurige Schicksal der Phocenser war allerdings nicht unverdient: der Tempelraub, den sie an dem Schatze des delphischen Gottes begangen hatten, gab das Zeichen zur gänzlichen Verachtung des Heiligen, wozu diese Zeit nur zu sehr geneigt war (Xen. Hell. VII, 3, 8. Diod. Sic. XVI, 57), beraubte sodann Griechenland seiner herrlichsten Kunstwerke und überfüllte es mit edlen Metallen, die zuerst Schaaren von Söldnern herbeilockten und dann eine plötzliche Steigerung des Luxus in ihrem Gefolge hatten. Doch waren auch die Mittel, deren sich Philipp bediente, nicht viel besser. Die Eroberung von Amphipolis hatte ihn in den Besitz der reichen Goldgruben von Krenides und Skapte Hyle gesetzt, wo er die Stadt Philippi erbaute, von welcher die Goldstücke Philippeer hiessen. Diese Schätze benutzte er dann zur Bestechung der einflussreichsten Männer eines jeden Orts. In Larissa, Theben, Euböa, jeder Stadt des Peloponneses hatte er seine bestochenen Parteigänger, deren Namen Demosthenes (Phil. III, §. 59. de corona §. 48) der Verachtung der Nachwelt überliefert hat. In Athen waren seit 347 mehrere der talentvollsten Redner, worunter Aeschines, in seinem Solde, durch welche er das Volk fortwährend über seine wahren Pläne zu täuschen suchte und die Eifersucht gegen die mächtigsten Staaten unterhielt, die er nach und nach vereinzelt zu besiegen wünschte. Nur ein so kräftiger Widerstand, wie ihn Demosthenes diesen Niederträchtigen leistete, vermochte (340) die Athener nebst dem friedliebenden Phokion zur Rettung von Byzanz zu begeistern und endlich sogar

zum Bündnisse mit Theben zu bewegen, das allmählich selbst einsah, wie Philipps Freundschaft nicht länger dauere als er derselben bedürfe. Aber da war es bereits zu spät; durch Aeschines Einfluss bei den Amphiktyonen (339) zur Hilfe gegen Amphissa eingeladen, stand Philipp schon im Herzen Griechenlands und die Vereinigung Athens und Thebens verhalf beiden nur zu einem rühmlichen Untergange, bei Chäronea, am 7. Metageitnion 338.

§. 38. Alexander, seine Eroberungen und deren culturgeschichtlicher Einfluss. [1]

Nach der Schlacht bei Chäronea stand Philipp nichts mehr im Wege, den Plan zu vollenden, den seit dem Zuge des jüngern Kyros jeder emporragende Geist in Griechenland und namentlich auch Iason von Pherä (Xen. Hell. VI, 1, 4 ff.) genährt hatte. Alles was er dazu bedurfte, hatte er: die schwere Reiterei zog er aus Thessalien, leichtere aus Thracien und Päonien, Fussvolk gab ihm Macedonien selbst, desgleichen Schiffsbauholz, das ja die Athener sogar von jenen Küsten holen mussten (Xen. Hell. VI, 1, 11), und auch Griechenlands versicherte er sich in rechtlicher Form, indem er sich zum Oberfeldherrn gegen die Perser wählen liess. Wie gefährlich aber immer noch die Verblendung des Volkes war, dessen Selbstsucht jetzt sich sogar durch den Schein des Freiheitsstrebens adelte, ward offenbar, als Philipps plötzliche Ermordung die Hoffnung der Unabhängigkeit aufs Neue erweckte.

Ohne Alexanders ausserordentliche Energie, die sich gleich nach Philipps Ermordung zeigte, wären alle Früchte der Anstrengungen seines Vaters verloren gewesen. Denn wie wenig selbst die grausame Zerstörung Thebens im Stande war

---

[1]) Droysen, Geschichte Alexanders des Grossen, Berlin 1833. Gesch. des Hellenismus II, S. 22. Limburg-Brouwer, hist. de la civilisation etc. V, p. 32. Horch, de Alex. Magni ingenio politico, Gröningen 1836.

zu schrecken, zeigte 330 der Aufstand des Königs **Agis** II von Sparta, der Alexanders Abwesenheit in Persien benutzte, um Lakedämons Herrschaft im Peloponnese herzustellen: nur mit vieler Mühe konnte die Bewegung durch Antipater in der Schlacht bei Aegä unweit Megalopolis mit dem Fall des Agis unterdrückt werden. Nur Athen war zu sehr niedergebeugt und von der macedonischen Partei geblendet, auch wol durch die Aengstlichkeit und Friedensliebe der gemässigten Partei, der Phokion angehörte, zurückgehalten: sonst hätte das Gold des dahin geflohnen Schatzmeisters **Harpalos** dem Alexander gerade im entscheidenden Augenblicke eine schlimme Diversion machen können. Der Process des Harpalos bietet manche Aehnlichkeit mit dem Hermokopidenprocesse, indem die eigentlichen Feinde des Staates ihn benutzten, um die einzigen Retter desselben zu stürzen (St. A. §. 174, 7. 8).

Was Alexander und seinen Zug selbst betrifft, so ist es wol sicher, dass nur ein Geist wie der seinige dieser Eroberung den Charakter aufprägen konnte, durch den sie nicht bloss zerstörend sondern auch regenerierend wirkte und dem erlöschenden Funken des griechischen Geistes einen neuen Brennstoff darbot [2]. Philipp würde zu sehr Grieche gewesen sein, um sich über die Engherzigkeit des Nationalunterschiedes hinauszusetzen, der nach dem Erlöschen des wahren Griechenthums keine Bedeutung mehr hatte, und wie Alexander alles Schöne, Grosse und Nützliche, was die eröffnete Welt dem Geiste darbot, zu einem grossen Ganzen zu verschmelzen, in welchem sich Hellenismus und Orientalismus als Form und Stoff verbanden. Auf der andern Seite wäre Philipp zu sehr Politiker gewesen, um dieser Gelegenheit die wissenschaftlichen Resultate abzugewinnen, welche die Menschheit Alexanders philosophisch genährtem Interesse verdankt [3]. Wenn wir Philipp in mancher Beziehung mit Themistokles zusammenstellen können, so lässt sich Alexander mit Perikles mit Recht vergleichen.

---

[2]) Bernhardy, griech. Lit. Gesch. I, S. 14. 417.

[3]) Schlosser, universalhistor. Uebersicht I, 3, S. 224. Zell, Ferienschr. I, S. 155. Hegel, de Aristotele et Alexandro Magno, Berlin 1837. Humboldt, Kosmos II, S. 192.

Sein Zug trägt ebensowol den Charakter einer Entdekkungs- als einer Eroberungsreise und in dem ganzen Gange desselben findet sich strategischer Tact und geographische Wissbegierde auf wunderbare Weise vereinigt [4]). In seinem Generalstabe befand sich förmlich eine geographische Abtheilung [5]) und merkwürdig ist insbesondere das Bestreben, wo möglich keine Gegend zweimal zu berühren, wie sich dies in den äussersten Endpuncten seiner Züge, der grossen Oase des Jupiter Ammon im Westen und der indischen Pentapotamie im Osten zeigt. Nicht zufrieden auf sicheren Umwegen sein Ziel glücklich erreicht zu haben, scheute er beide Male keine Gefahr um den kürzeren Rückweg, dort durch die libysche Wüste, hier durch die Sandufer von Gedrosien und Karmanien [6]) zu nehmen. Und wenn auch damit selbst keine grosse Entdeckungen verbunden waren, so verbreitete er doch wenigstens Licht über Länder, von denen früher nur Märchen durch Hörensagen erklungen waren. Namentlich gilt dies von Indien, dessen Beschreibung bei Herodot und Ktesias zwar nicht allen Grundes entbehrte, das aber doch erst seit Alexander im Gewande der Geschichte erscheint [7]). Leider konnte er nicht bis zum Ganges vordringen, sondern musste in der Mitte des Weges zwischen Indos und Ganges umkehren, am Hyphasis, so dass alle Nachrichten seines Zugs sich nur auf das sogenannte Penjab, das Stromgebiet der fünf Flüsse, Indos, Hydaspes, Akesines, Hydraotes und Hyphasis beziehn: das Weitere lernten die Griechen erst durch Seleukos Krieg mit Sandrokottos (Plin. N. H. VI, 17) und durch die Eroberungen der baktrischen Könige in Indien kennen. Doch war auch schon jene Erweiterung der geographischen Kenntnisse von hohem Werthe, zumal da Alexander damit auch zugleich die Untersuchung

---

4) Droysen, Hellen. II, S. 588.

5) Schlosser, a. a. O. S. 245.

6) Strab. XV p. 686.

7) v. d. Chys, commentarius geogr. in Arrianum, Leyden 1828. Heyne opusc. VI, p. 346. Droysen, Hellenismus II, S. 622. I, S. 519. Megasthenis Indica ed. Schwanbeck, Bonn 1846. Weber in allg. Monatsschr. 1853, S. 672. Lassen, comment. geogr. et hist. de Pentapotamia Indica, Bonn 1827.

der Küste durch die Flotte seines Admirals Nearchos verband, den Onesikritos als Obersteuermann begleitete [8]).

Von grosser strategischer sowol als praktischer Weisheit zeugte ausserdem die Anlage der zahlreichen griechischen Colonien [9]), von welchen manche noch lange hellenische Cultur erhielten und namentlich später auf das parthische Reich [10]) mannigfachen Einfluss ausübten. Insbesondere aber rechtfertigte sich sein Scharfblick in dem schnellen Aufblühn von Alexandria, das an einem früher fast unbenutzten Platze gelegen, bald den Welthandel an sich riss und das Athen der macedonischen Zeit ward [11]).

Selbst seine politischen Massregeln zeigen ein grossartiges organisatorisches Talent: aber in dieser Zeit konnte sich trotzdem ein solches Reich unmöglich lange halten. Alexander fühlte selbst, wie der griechische Geist mit seinem Freiheitsstreben und seiner Selbstsucht nicht geeignet war, dem Despotismus zu dienen, der allein im Stande war, das Reich zu halten. Daher zog er auch immer mehr die Perser den Griechen vor. Aber indem er nun selbst das Raffinement des griechischen Geistes mit der Gelegenheit zur Ausschweifung verband, die ihm seine Stellung darbot, rieb er sich auf und starb [12]), ehe es ihm möglich geworden war, Griechenlands geistige Cultur seinem Uebermuthe zu opfern.

---

8) Vincent, the voyage of Nearchus etc. London 1797.

9) Droysen, Hell. II, S. 29. Guillemin, de coloniis urbibusque ab Alex. M. ejusque successoribus in Asia conditis, Paris 1847.

10) Bayer, histor. regni Graecorum Bactriani, Petersburg 1738. Raoul-Rochette, Journ. d. Savants 1834 Juni, 1836 Febr. Arneth, Wiener Jhrb. Bd. 74 S. 238. 80 S. 218. Müller, Gött. gel. Anz. 1838 St. 21. Grotefend, die Münzen der Könige von Baktrien, Hannover 1839. Lassen, zur Gesch. der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien, Bonn 1838.

11) Droysen, Hell. II, S. 603. Umfang von Alexandria, Mommsen in Abhdl. d. Leipz. Ges. d. Wiss. III, S. 274. Plan in Canina, architettura antica Sezione I, tab. V.

12) Ueber seinen Todestag Ideler I, S. 407 und Abhdl. d. Berl. Akad. 1821 S. 277. Pinder und Friedländer, Beitr. zur ältern Münzkunde I, S. 194, 1.

§. 39. Schicksale des macedonischen Weltreichs überhaupt und Griechenlands insbesondere unter Alexanders Nachfolgern. [1]

Gleich nach Alexanders Tode entstand Zwiespalt über die Nachfolge, indem das Heer der macedonischen Sitte gemäss den grossjährigen obwol blödsinnigen unehelichen Sohn Philipps, Philipp Arrhidäos zum Könige ausrief, die Grossen dagegen Alexanders noch ungebornen Sohn abwarten wollten, für den einstweilen Perdikkas die Vormundschaft führen sollte. Da es sich inzwischen bei diesem Plane nicht sowol um die Person des Königs als um das Uebergewicht des Feldherrn handelte, so erkannte Perdikkas einstweilen den Arrhidäos an und theilte die Regentschaft mit dem vom Heere begünstigten Meleager, bis sich eine schickliche Gelegenheit fand diesen ermorden zu lassen. Dass Perdikkas damit umgieng, sich die Thronfolge selbst zuzueignen, beurkundete schon seine Verlobung mit Alexanders Schwester Kleopatra, deretwegen er des Antipater Tochter Nikäa verstiess. Zugleich sollte der Mord des Antigonos, des thätigsten unter den übrigen Feldherrn folgen; dieser aber entkam und rief Antipater, den Statthalter von Macedonien, zu Hilfe, der eben mit Krateros die gefährliche Empörung der Griechen nach Alexanders Tode, den lamischen Krieg, glücklich beendigt hatte. Da auch der Statthalter von Aegypten, Ptolemäos, sich gegen Perdikkas erklärte, so theilte dieser sein Heer, indem er selbst nach Aegypten zog, den Eumenes aber, der als Nichtmacedonier keine Ansprüche machen konnte, in Kleinasien gegen Antigonos und die diesem aus Macedonien zustossenden Hilfstruppen zurückliess. Während aber Eumenes über Krateros und den Ueberläufer Neoptolemos einen entscheidenden Sieg erfocht, der beiden das Leben kostete, scheiterten Perdikkas sämmtliche Angriffe und endlich empörte sich sein eignes Heer, tödtete ihn und ging zu Ptolemäos über. Antipater kehrte darauf mit der königlichen Fa-

---

[1]) Mannert, Gesch. der unmittelbaren Nachfolger Alex. d. Gr. Leipzig 1787. Droysen, Gesch. des Hellenismus I. Hamburg 1836. Cramer, anecd. Pariss. II, p. 120 sqq.

milie nach Macedonien zurück und überliess es seinem Sohne Kassander mit Antigonos das Kriegsglück weiter zu verfolgen. Eumenes ward endlich im Castell zu Nora hart belagert und Ptolemäos bemächtigte sich Syriens und Phöniciens.

Damit schliesst der erste Act dieses grossen Dramas: der zweite beginnt 319 mit Antipaters Tode, der mit einer seltsamen Berechnung die Regentschaft nicht seinem Sohne Kassander sondern seinem Freunde Polysperchon hinterliess und damit neue Zwietracht säte. Eurydike, die sehr begabte Gemahlin des Arrhidäos, entschied sich für Kassander, und so ward der Kampf unter dem Namen der beiden Könige fortgeführt, indem Polysperchon für den von der Roxane gebornen Alexander Partei nahm (Droysen I, S. 242). Polysperchon stürzte, um sich gegen Kassander zu schützen, überall in Griechenland die macedonisch-oligarchische Partei, die aus Dankbarkeit gegen Antipater dem Kassander anhieng, und führte die Demokratie zurück, bei welcher Gelegenheit auch Phokion umkam. Obschon er sich aber auch des Peloponneses bemächtigte und Eumenes, mit ihm verbündet, gleichzeitig wieder in den Besitz Kleinasiens gelangte: so blieb doch Kassander zur See Meister, nahm Athen wieder ein und versicherte sich der Stadt, indem er eine Besatzung zurückliess und den Demetrios von Phaleron als ἐπιμελητής einsetzte, der Athen in seinem Namen von 317—307 verwaltete. Polysperchon ward in Naxion, einer Stadt Perrhäbiens, belagert und zur Unthätigkeit gezwungen, und als Olympias, diese Streitigkeiten benützend, aus Epirus nach Macedonien zurückkehrte und Philipp Arrhidäos mit seiner Gemahlin tödten liess, um unter dem Namen ihres Enkels Alexander zu herrschen, fiel Kassander in Macedonien ein, nahm Olympias in Pydna gefangen und liess sie tödten, Roxane und ihren Sohn in Amphipolis einsperren. Sodann verheirathete sich Kassander 316 mit Alexanders Schwester Thessalonike, um sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen. Inzwischen hatte aber auch Antigonos Asien wieder erobert, Eumenes getödtet und seine Verbündeten, die Statthalter von Persien, Medien und den Nachbarländern besiegt, so dass mit 316 wieder ein Act des Dramas schliesst.

Als Antigonos, der selbst Alleinherrscher zu werden

wünschte, darauf (315) seinen eignen Bundesgenossen Seleukos aus Babylon verjagt und auch sonst Anlass zur Eifersucht gegeben hatte, bildete sich ein Bündnis gegen ihn zwischen Ptolemäos von Aegypten, Kassander, Lysimachos von Thracien und Asander von Karien, der fast ganz Kleinasien occupiert hatte. Der Krieg ward mit wechselndem Glücke von 315—312 geführt. Während Antigonos dem Asander Kleinasien wieder abnahm, ward sein Sohn Demetrios bei Gaza in Phönicien von Ptolemäos aufs Haupt geschlagen und Seleukos gründete durch die Wiedereroberung von Babylon das neue Reich, dessen Aera mit 312 beginnt. Syrien erhielt dagegen Antigonos im Frieden 311 zurück, Macedonien sollte Kassander bis zur Grossjährigkeit des jungen Alexander verwalten. Auf Polysperchon ward keine Rücksicht genommen, sondern Griechenland, dessen wichtigste Plätze er fortwährend, namentlich durch seinen Sohn Alexander, in Besitz hatte, für unabhängig erklärt.

Als aber Kassander 310 den Sohn der Roxane ermorden liess [2]), machte Polysperchon noch einmal den Versuch, mittelst eines andern Sohns des Alexander, Herakles, den die Perserin Barsine geboren hatte, Macedonien für sich zu gewinnen. Die Aussichten waren höchst günstig: da bestach Kassander den Polysperchon selbst, dass er den jungen Herakles aus dem Wege räumte. So war denn das letzte Hindernis weggeräumt, welches die Ehrgeizigen abhalten konnte, selbst die Königswürde anzunehmen (Droysen I, S. 462): das ist der Schluss des vierten Acts.

Was jenen Schritt denn endlich wirklich herbeiführte, war der Sieg, den Demetrios, Antigonos Sohn, 307 über Ptolemäos Bruder bei Salamis in Cypern zur See erfocht und womit Antigonos, der von seinem Sohne als König begrüsst wurde, schon die Hoffnung verband, Alles wieder unter seinem Scepter zu vereinigen. Athen ward allerdings durch ihn damals von der Besatzung des Kassander befreit: aber

---

[2]) In dem chronologischen Kanon von Alexandrien werden für Philipp Arrhidäos 7, für den jungen Alexander 12 Regierungsjahre gezählt. Pinder und Friedländer, Beiträge zur älteren Münzkunde I, S. 195.

zum Unglück des Antigonos mislang der Angriff auf Aegypten selbst und die Belagerung von Rhodos 304, während welcher Athen wieder an Kassander fiel. Ja die bedrängte Lage, in welche Demetrios den Kassander im Jahr 303 versetzte, führte nun zu einem neuen Bündnisse zwischen Ptolemäos, Seleukos und Lysimachos, in Folge dessen Antigonos bei Ipsos 301 Schlacht und Leben verlor [3]).

In seine Länder theilten sich (Droysen I, S. 549) die Sieger so, dass Lysimachos Asien bis an den Taurus, Seleukos Syrien erhielt. Demetrios Poliorketes sah sich, einige wenige Seestädte und Inseln ausgenommen, auf seine Flotte beschränkt, bis ihm die Eroberung Athens wieder festen Fuss in Griechenland gab. Schon war er Herr des grössten Theils des Peloponneses und bedrohte Lakedämon, als ihm 295 die Thronstreitigkeiten in Macedonien unter Kassanders Söhnen Gelegenheit gaben, sich dort einen neuen Thron zu sichern, von welchem er erst nach siebenjähriger Herrschaft durch Lysimachos und Pyrrhos vertrieben wurde. Vergebens suchte er jetzt Kleinasien zu erobern: der Abfall seines Heeres zwang ihn 286 sich an Seleukos zu ergeben, in dessen Gewahrsam er zu Apamea 284 starb. Aber auch seine Gegner freuten sich ihres Sieges nicht lange. Pyrrhos, von Lysimachos gedrängt, folgte dem Rufe nach Italien: Lysimachos verlor in einer Schlacht gegen Seleukos in Phrygien sein Leben, und dieser selbst ward von Ptolemäos Keraunos, dem ältesten Sohne des Ptolemäos Soter, 281 erschlagen, Ptolemäos nach einjähriger Herrschaft von den Kelten in Macedonien überwunden. Nachdem auch diese von Antigonos Gonatas, dem Sohne des Demetrios, 276 besiegt und Pyrrhos 272 in Argos gefallen war, ruht endlich die Geschichte.

---

3) Ueber das Datum der Schlacht (Mai — Juni?) Droysen, R. Rhein. Mus. II, S. 399.

§. 40. Veränderte Richtung der griechischen Wissenschaft seit Aristoteles. [1])

Es lag in der Natur der Sache, dass das griechische Wissen durch jene Verbreitung der griechischen Herrschaft über Gegenden, welche theilweise vorher kaum dem Namen nach bekannt waren, ungemein erweitert wurde und dass die Entstehung sovieler neuer Staaten und glänzender Höfe, die über ungeheure Schätze des Orients verfügten, ja selbst jene mörderischen Kriege dem Erfindungsgeiste und Kunstfleisse reichliche Nahrung darboten. Aber hier trat das alles in desto höherem Masse ein, weil die griechische Cultur gerade auf der Stufe stand, wo sie ebenso fähig als empfänglich war, diesen Stoff zu verarbeiten.

Die Philosophie selbst hatte Aristoteles zu der Einsicht erhoben, dass die sichtbare Welt in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung selbst soviel Aehnlichkeit mit den Denkgesetzen, soviel Uebereinstimmung und Gesetzmässigkeit darbiete, dass sie selbst unmittelbarer Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung werden könne und der Geist weder nach der Einfachheit eines ursprünglichen Grundzustandes zu suchen noch in der Sphäre einer metaphysischen Abstraction zu verweilen brauche, um der Wahrheit gewis zu sein. In Sokrates hatte schon eine dunkle Ahnung davon gelegen, aber Plato hatte nachher die Wissenschaft wieder rein auf die übersinnlichen Bereiche beschränkt. Die Logik des Aristoteles stellte nun in den Formen der Wirklichkeit die Gesetze des Gedankens selbst auf, indem sie die Wahrheit an die Urtheile nicht an die Begriffe band und damit denselben Unterschied zwischen wesentlichen und zufälligen Bestimmungen im Prädicate selbst möglich machte, wie er sich in der Wirklichkeit nebeneinander fand, ohne dass jene hätte in ein höheres Reich entrückt oder aus dem Subjecte allein entnommen werden müssen. Seine Physik zeigte,

---

[1]) Droysen, Geschichte des Hellenismus Bd. II, Hamburg 1843 S. 10 ff. Matter, essai sur l'école d'Alexandrie, Paris 1820. 2. Ausg. Paris 1840—44. II p. V.

wie selbst das beständige Werden, das man bisher aller philosophischen Auffassung für incommensurabel gehalten hatte, philosophisch betrachtet und daran das Gesetz der Natur erkannt werden könne, die aus beständigem Widerspruche zusammengesetzt, gerade darin ihr rechtes Leben offenbare. Seine Ethik endlich wies den Menschen einfach auf die Realisierung seines Begriffs von vernünftiger Thätigkeit an, zu welchem sie ihm bloss das Vermeiden oder Verbinden aller Extreme, das Halten der Mittelstrasse — die μεσότης — anempfahl. Statt also wie Plato alle Wahrheit nur in den Formen der Dinge zu finden und die Wirklichkeit nur als Schein und Abbild von jener zu betrachten, nahm er die abstracten Begriffe nur als Substanzen zweiten Ranges, während gerade die Individuen πρῶται οὐσίαι sind und die Wahrheit eines Dinges in der Wirklichkeit — ἐνέργεια — und Wesentlichkeit seiner individuellen Existenz — ἐντελέχεια — besteht. Indem er daher die oben (§. 31) bezeichnete subjective Richtung der Sophistik in eine objective verwandelte und jedes Ding als solches zum Träger der Idee stempelte, begründete er den Verein einer ebenso systematisch wissenschaftlichen als historisch praktischen Auffassung der Wirklichkeit, den wir von nun an in allen Richtungen des griechischen Wissens wahrnehmen. Daher tritt auch die Ethik, wenigstens nach Aristoteles in den Stoikern, in den Vordergrund, während anfangs die Physik, dann die Dialektik das Uebergewicht gehabt hatte. Bei Plato hatte sich freilich schon eine subjective Harmonie dieser drei Theile gezeigt, die vom philosophischen Geiste getragen wurde, aber zur eigentlich objectiven Harmonie gelangen sie erst bei Aristoteles, wenn dieser auch mehr andeutete was die Spätern dann ausgeführt haben.

Die nächsten Nachfolger des Aristoteles hielten sich vorzugsweise an die empirische Seite der Aristotelischen Philosophie und verloren darüber bald die wissenschaftlichen Elemente mehr und mehr aus den Augen. Bei Aristoteles selbst hieng noch alles eng zusammen; wie er denn auch in sachlicher Hinsicht nicht wenig zur Erweiterung des griechischen Wissens beitrug. Er sammelte selbst Didaskalien der Schauspiele, Nachrichten über die verschiedenen Staats-

verfassungen [2]) u. dgl.: mochten das auch nur Collectaneen zu seinen systematischen Werken sein, so zeigt sich doch gerade hierin, wie er sich überall auf einen historischen Standpunct stellt.

Freilich konnte auch jetzt erst, wo die Vergangenheit abgeschlossen hinter den Griechen lag, von einer einigermassen wissenschaftlichen Auffassung der Geschichte die Rede sein, wie wir denn jetzt auch von dem ersten Universalhistoriker, Ephoros [3]), hören. Auch die Zeitgeschichte blieb bei so grossen Ereignissen nicht unbeachtet: Griechenlands letzte Zeiten und Philipps Geschichte schrieben Anaximenes von Lampsakos und Theopompos. Natürlich lockten auch Alexanders Thaten eine grosse Menge von Geschichtsschreibern hervor, unter denen jedoch nur Ptolemäos, der erste König von Aegypten, und Aristobulos von Arrian für glaubwürdig erklärt werden [4]); den übrigen, wie z. B. Klitarchos, Klisthenes und selbst dem Philosophen Onesikritos schadete die übertriebene Schmeichelei und mehr noch als das die Phrasenmacherei, die Wundersucht und das Haschen nach rhetorischem Schmucke, der selbst den besseren Historikern dieser Zeit aus der Schule des Isokrates anklebte. Aus diesem Zwiespalte der selbständig gewordenen Wissenschaft und der hergebrachten hohlen bloss auf Genuss und Effect berechneten Manier der vorhergehenden Zeit beruht denn auch die Feindschaft des Aristoteles gegen Isokrates, dessen bloss auf äussere Form beschränkter Kunst er eine auf Logik und Psychologie basierte Rhetorik als eigenthümliche Wissenschaft entgegenstellte [5]).

---

2) Von dieser Sammlung ist noch gerade genug übrig, um den Werth des Verlornen schätzen zu lehren; und mit welchem echt historischen Blicke er alles betrachtete, zeigt auch seine Politik in hinlänglichem Masse.

3) Isokrates Schüler, Cic. Or. 51.

4) Sainte-Croix, examen critique des historiens d'Alexandre le Grand, Paris 1775. Geier, Alexandri historiarum scriptores, Leipzig 1844. Müller, fragmenta historicorum graecorum, Paris. 1841—51. 4Bde

5) Stahr, Aristotelia. I. Halle 1830 S. 65. Daher das bekannte: *αἰσχρὸν σιωπᾶν, Ἰσοκράτη δ' ἐᾶν λέγειν.*

Vorzüglich gross aber waren die Verdienste des Aristoteles um die ganze Naturgeschichte, worin Alexander die Bemühungen seines Lehrers mit königlicher Freigebigkeit unterstützte, indem er ihm 800 Talente zur Anschaffung aller nöthigen Exemplare und Nachrichten schenkte und alle neuen Entdeckungen mittheilen liess [6]). Was er für Zoologie, sein Schüler Theophrast für Botanik und Mineralogie that, muss als die erste Begründung dieser Wissenschaft angesehn werden.

Einen andern seiner Schüler, Aristoxenos [7]), kennen wir als wissenschaftlichen Schriftsteller über Musik und Rhythmik, einen dritten, Dikäarchos, als Geographen. Und wenn auch Aristoteles selbst in dieser Hinsicht nichts schrieb, so hatte er doch gewis auch grossen Einfluss auf Alexanders Bemühungen für Topographie und mathematische Geographie, wodurch die leider verlorenen Arbeiten von Bäton und Diognetos [8]) sowie später unter Seleukos die von Daimachos und Megasthenes veranlasst wurden. — Die theoretische Mathematik war schon vor Aristoteles durch Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos und Menächmos von Sikyon soweit gebracht worden, wie wir sie in dem System des mit Aristoteles gleichzeitigen Euklides erblicken. Für die Anwendung derselben dagegen wirkte Aristoteles gleichfalls als Schriftsteller mit, wenigstens was die Lehre vom Hebel oder die Mechanik betrifft, die auch durch das militärische Bedürfnis der Zeit insbesondere gefördert wurde. Die Begründung der Statik oder der Lehre vom Gleichgewicht war freilich erst dem Archimedes, dem Zeitgenossen Hieros II von Syrakus, vorbehalten.

Was die äussere Form der Werke dieser Zeit betrifft, so mangelte ihnen freilich die künstlerische Classicität. Diese blieb solchen Schriften überlassen, die, wie die rhetorischen, nicht in sich selbst praktisches Interesse genug hatten, um

---

6) Plin. N. H. VIII, 17. Athen. IX, 58. Schneider, Arist. de animalibus historiae libri X. Leipz. 1811. Prolegg. Einige Zweifel sind ausgesprochen von Humboldt, Kosmos II, S. 191.

7) Mahne, diatribe de Aristoxeno, Amsterdam 1793.

8) βηματισταί Kampe, Philol. IV, S. 137.

durch ihren Inhalt allein anzuziehn. Während aber diese den Mangel echter Idealität und Genialitat durch erkünstelte Regelrichtigkeit mühsam zu ersetzen suchten, gab jenen die Behandlung des Gegenstands selbst nach Regel und Gesetz einen inneren Organismus der Darstellung, der den Mangel des Aeussern ersetzte und wenn auch kein ästhetisch anziehendes, doch ein in seiner Art vollständig befriedigendes Bild gewährt. Ja die Schriften des Aristoteles, in welchen er auf die Form geachtet hatte, scheinen so wenig Anklang gefunden zu haben, dass sie bald verloren gegangen sind. Nur der feine Conservationston entwickelte sich in dieser Zeit ganz besonders, was mit der Ausbildung der Komödie zusammenzuhängen scheint.

§. 41. Charakter und Schicksale der Kunst unter der macedonischen Herrschaft.

Vollkommen dem angegebnen Charakter dieser Zeit entsprechend ist auch das Verhältnis der praktischen Technik zur schönen Kunst. Solange jene nur instinctmässig die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens zu befriedigen bestimmt war, konnte sie höheren geistigen Werth und höheres geistiges Interesse nur durch die Verzierung der schönen Kunst, durch ästhetische Form, erhalten, in welcher sich damals allein die Idee durch die Erzeugnisse des Genies aussprach. Als aber in gleichmässiger Entwicklung mit der Emancipation der Individualität auch die Bedürfnisse des Lebens theoretische Anerkennung fanden, erhielt die praktische Technik durch ihre Verbindung mit der wissenschaftlichen Theorie eine erhöhte Selbständigkeit und einen eigenthümlichen Werth. Die schöne Kunst dagegen mühte sich ohne echte Genialität, ganz der Rhetorik gleich, im Hervorbringen äussern Effectes ab.

Namentlich war es die Mechanik, die durch die Veränderung der Kriegskunst, wie sie die Vereinigung der Streitmittel des Orients und Occidents herbeiführte, einen höhern Schwung erhielt. Kaum waren 100 Jahre verflossen, seit Artemon für Perikles bei der Belagerung von Samos die ersten Wurf- und Belagerungsmaschinen gebaut hatte (S. 191. Arist.

Pol. VII, 10, 8) und schon finden wir jene mit Leichtigkeit selbst im offenen Felde angewendet, um die ungeheuren Massen von Streitern und namentlich die den Indern entlehnten Elephanten zusammenzuschmettern. Bei Belagerungen dagegen finden sich noch ganz andre Mittel, wovon namentlich die von Tyros durch Alexander (Diod. XVIII, 41—46), von Rhodos durch Demetrios, der sich dabei den Beinamen Poliorketes [1]) verdiente (Diod. XX, 85), und später die Vertheidigung von Syrakus durch Archimedes [2]) Zeugnis geben können.

Was mit solchen Mitteln der praktischen Architektur möglich war, zeigt die Anlage von Alexandria mit seinem Hafen und dem Leuchthurm auf der Insel Pharos insbesondere, der als eins der sieben Wunder der Welt betrachtet ward (ad Lucian. de conscr. hist. p. 350). Wie die Pläne ins Ungeheure giengen, beweist, was Alexander beabsichtigte: eine Heerstrasse sollte von der libyschen Wüste bis zu den Säulen des Herakles geführt, als Grabmal des Philippos eine Pyramide, der grössten ägyptischen gleich, errichtet, sechs Tempel, jeder für 1500 Talente, an verschiedenen Orten Macedoniens und Griechenlands erbaut werden u. dgl. m. (Droysen I, S. 52. Diod. XVIII, 4).

Auch die Schiffsbaukunst [3]) stieg immer höher, so dass, während sonst Trieren die grössten Kriegsfahrzeuge gewesen waren, jetzt Schiffe aus 4—7 Ruderreihen über einander bestanden. Bei Admiralschiffen [4]) gieng man noch

---

1) Seine Helepolis, von Epimachos gebaut. Droysen I, S. 478. — Ueber Katapulten Böckh, Seewesen S. 410 und über die Maschinenbauten Vitruv. X, 19. Athenaeus de machinis (in Mathem. vett. ed. Thevenot, Paris 1693) p. 3. Ueber Mechanik schrieb auch Polyidos Thessalos, Böhnecke, Forschungen S. 737. Ueber Bitons dem Attalos I gewidmete Schrift Gräfenhan, Gesch. d. Philol. II, S. 156. Wegener, de aula Attalica p. 259.

2) Sein Verhältnis zur alexandrinischen Schule Matter II, p. 110.

3) F. S. de Schmidt, de commerciis et navigationibus Ptolemaeorum in opusc. Carlsruhe 1765. p. 125—379.

4) Das des Perseus hatte 16 Reihen über einander. Maji exc. Vatic. ex Dione Cass. p. 546. Polyb. XVIII, 27. XXXVI, 3. — Böckh, Seewesen S. 75. Droysen I, S. 603. Müller, Arch. 152, 1.

weiter und die Nachrichten (Athen. V, 37—40: Poll. I, 82) über die beiden grossen Schiffe Ptolemäos IV mit 40 und Hieros II mit 20 Ruderreihen erwecken eine ebenso grosse Bewunderung vor den Kräften der Mechanik als sie freilich auf der andern Seite den Luxus und die traurigen Verirrungen des Kunstgeschmacks beklagen lassen.

Denn die schöne Architektur konnte dabei nur an ihrem Ebenmasse verlieren, und wenn sie schon vor Alexander dem colossalen und überladnen Geschmacke anheimgefallen war, wie das Mausoleum [5]) in Halikarnass 353 bewies, so erreichte dieser jetzt seinen höchsten Gipfel in den abenteuerlichen Prachtschöpfungen, die selbst nur zu vorübergehenden Zwecken aufgeführt wurden, wie der Scheiterhaufen von Alexanders Freunde Hephästion und der Leichenwagen, auf dem der Körper Alexanders nach Alexandria gebracht ward [6]). Ja wie selbst tüchtige und geniale Männer sich in dieser Hinsicht verirren konnten, zeigt das Beispiel des Dinokrates (oder Dinochares?), den wir als Erbauer von Alexandria [7]) und als Wiederhersteller des ephesischen Tempels kennen und achten lernen. Derselbe nämlich hatte die Riesenidee entworfen, den Berg Athos zu einem knieenden Bilde Alexanders umzuformen, das in der einen Hand eine Stadt von 20000 Einwohnern halten, aus der andern einen grossen Fluss ins Meer ergiessen sollte [8]).

Der Zauber der Idee, der in der reinen einfachen Schönheit lag, hatte keinen Reiz mehr für den Geist oder machte wenigstens nur noch insofern Eindruck auf ihn, als sich

---

5) an dem Skopas, Praxiteles und Leochares gearbeitet hatten, Müller Arch. 151. Es ist zu Budrun wieder aufgefunden worden, Gerhard, Arch. Zeit. 1847, N. 11. 12. Newton in class. Mus. 1847, T. V. p. 170. Braun, Annal. de l'Inst. 1849 p. 74. 1850 p. 285. — Orelli ad Philon. Byzant. de septem miraculis mundi, Leipzig 1816 p. 127.

6) Diod. XVII, 115. XVIII, 26. Bötticher, Tektonik S. 68. Stark, Zeitschr. f. Alt. W. 1852 S. 62. Quatremère de Quincy, Mém. de l'Acad. des Inscr. IV, p. 395.

7) Osann, de columna Alexandrina (d. i. die sogenannte Pompejussäule) in den Mem. del Inst. di corresp. arch. III p. 339.

8) Ad Lucian. de conscr. hist. p. 91. Strab. XIV, 641. Plut. Alex. 72.

Sinnenkitzel oder Beschäftigung der Phantasie durch ausdrucksvolle Charaktere und Attitüden damit vereinigten. Das zeigt sich so recht in der Malerei und Bildhauerkunst, selbst schon in der vorhergehenden Zeit, wo sogar die treuste Nachahmung der schönen Natur nur insofern gefiel, als sie der Leidenschaft oder Entsittlichung entsprach, die der Charakter der Zeit war. Das ist der Boden, auf dem Skopas und Praxiteles den Ruhm ihrer plastischen Schöpfungen aufbauten: mögen sie auch durchaus nicht zu verwerfen sein, so enthielten sie doch weder jene Grossartigkeit der Bedeutung, wie bei Phidias, noch jene stille und stätige Regelrichtigkeit, wie bei Polyklet und Myron [9]; sondern sie drückten entweder wilde bakchantische Bewegungen oder sinnenkitzelnde Ueppigkeiten der Stellungen und Gruppen aus.

Bald gewährte auch dies dem übersättigten Geschmacke der Zeit keine Befriedigung mehr. So wurde denn, wie es bei den schlechten Rednern der Sophistenschulen zu geschehn pflegte, das höchste Ziel der Kunst, die Herrschaft des Geistes über den Stoff, in die Besiegung der grössten äussern Schwierigkeiten gesetzt, die man denn auch nicht mehr wie früher von der schöpferischen Kraft der Idee, der Gewalt des Genies, sondern von der Vervollkomnung der Technik und Mechanik erwartete. Ganz war freilich auch damit die Genialität nicht verschwunden, und wie sehr Alexander selbst dies erkannt und die Meister auszuwählen verstanden hat, zeigt seine bekannte Verordnung, dass er nur von Lysippos plastisch gebildet, nur von Apelles gemalt, nur von Pyrgoteles in Stein geschnitten werden wollte (Plin. N. H. VII, 38). Insofern aber das Genie nicht mehr den Geschmack beherrschte, sondern von ihm abhieng oder ihn gar selbst theilte, beschränkte es sich auf Originalität der Erfindung und technische Wissenschaft, ohne damit gerade auf jene höhere Harmonie zu sehn, in welcher der Geist sich gleichsam seine Formen selbst schafft (Roscher, Klio I, S. 76).

Am besten stand es noch mit der Malerei [10], eben

[9]) Eine Vergleichung der grossen griechischen Bildhauer in Roscher, Klio I, S. 77. Wieland Werke 24, S. 288.

[10]) Ueber die Wichtigkeit der Zeichnenkunst Ath. VII, 37.

weil diese der vorhergehenden Zeit mehr als der Gegenwart sich anschloss. Und je mehr die Leidenschaftlichkeit der Bewegung und die Weichheit, das Schmelzende der Form, der Malerei angemessner ist als der Plastik, desto weniger dürfen wir uns darüber wundern, dass sie gerade in dieser Zeit durch Apelles [11]) und seine Zeitgenossen, namentlich Protogenes, ihre höchste Höhe erreichte. Jedenfalls stehn diese einem Skopas und Praxiteles weit näher als den Bildhauern ihrer Zeit. Was dort die bekannte knidische Venus des Praxiteles, ist hier die Anadyomene des Apelles: was dort die Phryne und andre Hetären desselben Meisters, ist hier die στεφανηπλόκος Glykera des Pausias; und die Darstellung der Charaktere und Affecte in der Malerei, die dem Thebaner Aristides (Plin. N. H. XXXV, 36, 19) zugeschrieben wird, war in der Plastik schon bei Leochares u. A. sichtbar gewesen, die Müller (Arch. §. 128) mit Skopas und Praxiteles zu der neuen Schule von Athen rechnet [12]) (Plin. N. H. XXXIV, 19, 17). Diese Richtung der Plastik ist für uns noch in der Gruppe der Niobe ersichtlich, rücksichtlich deren schon das Alterthum zweifelhaft war, ob sie von Skopas oder Praxiteles herrühre (Plin. N. H. XXXVI, 4, 8). Manches mochte dazu die belebtere Gesticulation der Schauspieler und Redner beigetragen haben, die früher (Aesch. Tim. §. 25) weit einfacher gewesen war.

Unter den Malern könnte höchstens der Athener Nikias in seinem colossalen Bestreben, ὕλην εὐμεγέθη λαβόντα γράφειν (Demetr. de eloc. 72) mit Lysippos verglichen werden, dessen 25 Reiterstatuen der am Granikos Gebliebenen ganz dem Geschmacke jenes Malers entsprachen [13]). Doch lag an sich im Charakter der Malerei jene colossale Richtung nicht, wie

11) „Apelles ein Menander im Lebenvollen und in Grazie ein Lysias", sagt Welcker (Rh. Mus. II S. 491) und vergleicht ihn mit Euripides.

12) Leochares war ja mit Skopas zugleich am Mausoleum thätig (S. 224, 5).

13) Möglich dass in dem 1831 zu Pompeji aufgefundenen Mosaik, welches die Alexanderschlacht darstellt, eine Copie nach ihm oder wenigstens in seiner Manier enthalten ist (Minutoli, Notiz über den am 24. Oct. 1831 zu Pompeji aufgefundenen Mosaikfussboden, Berlin 1835). Die Perspective ist hier ausgezeichnet angewandt, die Reihen der Krie-

sie durch Lysippos und seine Schule für die bildende Kunst üblich wurde.

Die Entartung der Plastik zeigt sich recht deutlich in der Gruppe des farnesischen Stiers, aus der rhodischen Schule, einer Gruppe, die von keinem Standpuncte aus einen schönen Totaleindruck gewährt. Sonst sind aus dieser Zeit am bekanntesten die beiden Colossalstatuen des Zeus und des Herakles zu Tarent [14]) und der sogenannte Coloss von Rhodos, ein eherner Helios, den Chares, ein Schüler des Lysippos, anfertigte [15]). — Ausserdem ist es übrigens für die veränderte Richtung der Kunst höchst charakteristisch, dass Lysippos und sein Bruder Lysistratos als die Ersten genannt werden, die Porträtbüsten angefertigt haben (Plin. N. H. XXXIV, 12, 44). Denn die Ehre der Statue war zwar schon früher einzelnen ausgezeichneten Individuen zuerkannt worden: dass aber ein Künstler sich die Mühe genommen hätte, den individuellen Charakter im Bilde wiederzugeben, war nicht eher möglich, als bis die Individualität selbst die Stelle occupiert hatte, welche früher im Geiste des Griechen nur die Idee einnahm. Die Porträts, welche wir noch haben, z. B. von Sokrates, Aesop u. A. sind erst von Lysipp entworfen oder wenn sie aus früherer Zeit stammten, so waren sie doch nur durch äussere Kennzeichen markiert, wie das des Perikles durch den spitzen Kopf. Selbst Könige hatten ihr Bild noch nicht auf Münzen zu setzen gewagt. Erst mit der Vergötterung, die sich Alexander bei seinen Lebzeiten beilegte, trat dies ein. Aber sogar sein Bild wurde erst nach seinem Tode auf die Münzen gesetzt, er selbst liess dieselben noch mit dem Herakleskopfe prägen, der erst später seine Züge annahm [16]). Wer von seinen Nachfolgern zuerst Alexanders Bild auf die Münzen setzte, ist ungewis [17]).

---

ger sind hinter einander geschoben und zeigen die kühnsten aber richtigsten Verkürzungen.

14) Plin. N. H. XXXIV, 7, 18. Strab. VI p. 278 B.

15) Böttiger, Andeutungen S. 199—201. Er wurde durch das Erdbeben 227 umgeworfen. Droysen, Hellen. II, S. 574.

16) Müller, numismatique d'Alexandre le Grand. Koppenhagen 1855, p. 13.

17) Müller, Arch. §. 162. Stieglitz, archäol. Unterhaltungen, Leipzig 1820 II, S. 107.

Die Plastik und Malerei dieser Zeit haben mit einander gemein die Charakteristik der Individualität ohne Rücksicht auf eine darin liegende Idee, die Verschiebung der Proportionen und die Farbeneffecte, die seit Silanion auch in der Plastik angewendet wurden; die Naturtreue war überall vorherrschend geworden.

§. 42. Die Behandlung der Literatur und Poesie in der macedonischen Zeit, insbesondere zu Alexandria. [1]

Welchen Einfluss die ganze Geistesrichtung der Zeit auf die schöne Literatur und Poesie haben musste, ist leicht einzusehn; die historisch-empirische Richtung der aristotelischen Schule vereinigte sich mit dem Gefühle, dass ein grosser Tag der griechischen Geschichte vorüber und der neue vielmehr zum Sammeln und Sichten der ältern Geisteserzeugnisse und des in ihnen enthaltenen Stoffs, als zum Hervorbringen eigner Schöpfungen bestimmt sei. Wie sehr namentlich alle poetische Productionskraft erloschen war, zeigt sich am deutlichsten darin, dass selbst Alexanders grosse Thaten trotz der Schmeichelei keinen bedeutenderen Dichter zu ihrer Besingung begeistern konnten oder wenigstens nur solche wie die, von deren Erbärmlichkeit wir bei Curt. VIII, 5, 8 ein Zeugnis finden. Mit Ausnahme einzelner Epigramme auf Statuen u. dgl. und lyrischer Nachklänge kennt die alexandrinische Zeit eigentlich nur gelehrte Sachen und die neuere Komödie. Die lyrischen Producte unterlagen von vorn herein der Beschränkung der Taktgleichheit, wodurch gleich jeder Gedanke selbst an eine gelehrte Nachahmung der alten grossen Rhythmen verschwand, indem alles nur auf eine Silbenzählerei hinauslief und man nur für die Augen, nicht für das Ohr, dichtete. Daraus entstanden denn solche Misgeburten, wie der aus wiederholten ionicis

[1]) Heyne, de genio saeculi Ptolemaeorum opusc. acad. I p. 76. Droysen, Hell. II, S. 303. 595. Letronne in Journ. des Savants 1841. Dec. p. 749. Matter, essai hist. sur l'école d'Alexandrie. Bernhardy, griech. Lit. I S. 435 ff.

a majore bestehende unzüchtige sotadische oder wie der in zwei Hälften geschnittene glykoneische Vers. Eine Erscheinung, wie der Päan des Aristoteles auf die Tugend (Ath. XV, 51) ist daher nur als ein Nachklang aus der alten Zeit anzusehn. Sonst tritt uns überall die kalte objective Anschauung entgegen, gerade wie die Grammatiker die homerischen Gedichte ansahen, nicht um sich an ihnen zu erwärmen, sondern um ihre Bemerkungen dazu zu machen. In der ersten Zeit sehn wir freilich noch einige individuelle Wärme, die wenigstens noch empfindet. So kann man die erotische Elegie des Hermesianax und das Idyll des Theokrit, weil sie noch der gelehrten, massenhaften Poesie vorausgehn, mit Skopas und Praxiteles, wie Apollonios mit Lysipp vergleichen. Aber der Stoff wusste bald den schwachen Funken der Empfindung zu ersticken, so dass sie, wie ein Kohlenfeuer, langsam verglimmte, statt, wie später wieder bei den Römern, durch den Stoff genährt in hellen Flammen zum Himmel emporzuschlagen.

Auch die neuere Komödie des Philemon und Menander, so wenig man ihr den Kunstwerth der Form und die Wahrheit der Naturnachahmung absprechen kann, entbehrt der Höhe des Aufschwungs und hat von Idealität keine Spur mehr. Noch in der mittleren Komödie war doch wenigstens so viel Idealität vorhanden, dass man den Gegenstand aus dem Ideenreiche nahm und mythologische Stoffe travestierte und parodierte, oder aber in einer Person die Merkmale eines ganzen Standes zu vereinigen und darzustellen suchte. Darin liegt doch noch eine Spur des alten Strebens nach Idealität, dass man sich noch immer über dem gewöhnlichen Leben zu erhalten sucht. Denn wenn sie auch nur auf das Lachen des Publikums berechnet ist und sich dadurch von der älteren Komödie des Aristophanes, die direct auf bestimmte Persönlichkeiten und Culturzustände gerichtet war, unterscheidet, indem sie sich nur in fingierten Kreisen bewegt: so hält sie sich doch andrerseits ebenso sehr von der neueren Komödie fern, indem sie das Publicum noch die Alltäglichkeit des gemeinen Lebens vergessen machen will und einmal einen Festtag einschiebt, wo der Mensch sich auslachen und sein Elend vergessen soll. Die neuere

Komödie [2]) dagegen führt auch auch auf der Bühne die Misère des gewöhnlichen Lebens vor die Augen, wenn auch in etwas geordneter Weise. Die Begebenheiten entwickeln sich bis zum befriedigenden Schlusse, können aber nicht mehr Interesse in Anspruch nehmen, als ein Genrebild oder eine Landschaft, die bei aller Kunst doch immer unter einem historischen oder religiösen Bilde stehn. Der Spass erscheint in dieser neuen Komödie, von der der Heautontimorumenos des Terenz ein Bild gibt, nur als eine spärliche Würze, die hier ebenso selten vorkömmt, wie in mancher bürgerlichen Familie im Leben selbst. Manche spasshafte Figuren, wie der Miles gloriosus, der Thraso und Gnatho des Terenz, werden deshalb der mittleren Komödie entnommen und hier eingelegt. Die Komödie stellte das gewöhnliche Leben dar und ist so das treue Bild der platten Gemeinheit, die sich desselben in jener Zeit bemächtigt hatte. In andrer Beziehung kann man wieder diese neuere Komödie gleichsam als gelehrte Behandlung des Lebens der Wirklichkeit ansehn, wie z. B. manche Charaktere des Theophrast als lebendige Commentare zu Personen des Menander dienen können. Vom Leben konnte nichts Grossartiges und Schöpferisches mehr ausgehn, denn es erlag unter der Last des Stoffartigen, dessen seine hohlen Formen nicht mehr Meister werden konnten. Erst als die Wissenschaft selbst durch die Sammlung und kritische Behandlung der alten classischen Muster eine grammatische, ästhetische, mythologische und historische Erudition hervorgebracht hatte, erzeugte gelehrter Stolz das Bestreben, seine Kenntnis der Regeln und des Stoffs in ähnlichen Schöpfungen zu zeigen, deren ganzer Werth dann aber auch nur in correcte Glätte der Form und Besiegung der Schwierigkeiten des Inhalts und der Sprache gesetzt ward.

Das erste Requisit einer Wiederherstellung der Literatur war daher die Anlegung von Bibliotheken. Darum ward denn auch Alexandria Mittelpunct und fast ausschliesslicher Sitz aller literarischen Thätigkeit, weil dort allein die Könige

---

[2]) Guizot, Ménandre. Etude historique et littéraire sur la comédie et la société grecques, Paris 1855.

im Stande waren, für Anschaffung von Büchern und Besoldung von Gelehrten den nöthigen Aufwand zu machen, theils wegen ihrer Reichthümer, theils, weil Aegyptens einheimisches Material, der Papyrus, die Vervielfältigung erleichterte, dessen Ausfuhr man nur zu verbieten brauchte, um überall gleichsam eine literärische Hungersnoth hervorzubringen, bis man sich später durch das Pergament zu entschädigen suchte [3]).

Zwar nahmen auch andre, wie selbst Antiochos von Syrien [4]), einen solchen Anlauf, und besonders gaben sich die Könige von Pergamon seit Attalus I und Eumenes II alle Mühe, mit ihnen zu wetteifern und ersetzten den Mangel jenes Materials durch die Bereitung der Häute, die von der Stadt Pergamon den Namen erhielten, sowie sie denn auch eine bedeutende Bibliothek sammelten. Aber ihr Wirken war doch nur vorübergehend [5]).

Zudem ist auch die Pergamenische Schule noch geistloser, als die Alexandrinische. Ihr erster Dichter ist Nikander mit seinen beiden Lehrgedichten, den *Θηριακά* und *Ἀλεξιφαρμακά*: auch schrieb er von seiner Studierstube aus, ohne alle praktische Kenntnisse, über den Ackerbau. Der hauptsächlichste Name in Pergamon ist Krates von Mallos, der, zugleich stoischer Philosoph und Grammatiker, die Interpretation des Homer nach den Principien seiner Schule ausübte und mit seinem Zeitgenossen Aristarchos von Alexandria den berühmten Streit über Anomalie und Analogie oder Usus und Regel anfieng [6]). Aristarch vertheidigte die

---

3) Parthey, das Alexandrinische Museum, Berlin 1838. Klippel, über das Alex. Museum, Gött. 1838. Ritschl, die Alex. Bibliotheken, Breslau 1838 und Heffter, Zeitschr. f. Alt. W. 1839 N. 108, 1840 N. 23.

4) Meineke, analecta Alexandrina p. 9.

5) Wegener, de aula Attalica, literarum artiumque fautrice, Koppenhagen 1836. Göttling ad Hesiod. p. LXVIII. Wolf, prolegg. ad Homer. p. 276. Ranke, de Aristophanis vita p. 163. Bernhardy, griech. Lit. I S. 441. Die Bibliothek von Pergamon schenkte Antonius der Kleopatra zum Ersatz für die bei dem Brande des Brucheums zu Grunde gegangenen Bücher (Heeren, Gesch. des Studiums der class. Lit. I, S. 27.

6) Gell. N. A. II, 25. Lersch, die Sprachphilosophie der Alten,

Analogie und begründete damit die wissenschaftliche Behandlung, wie er auch durch seine Exegese, namentlich des Homer, von Krates und allen früheren Interpreten abwich. In Homer — für den Griechen das Buch der Bücher — wollte man nämlich alle Fortschritte des Geistes und der Philosophie hineindeuten, aus seinen Mythen Allegorien machen, um damit die philosophische Moral reimen und in Einklang bringen zu können. So hatten schon zu Platos Zeiten die Herakliteer ihre ganze Lehre vom ewigen Flusse in Homer hineingedeutet und waren zu dem Ausspruche gekommen: „*Ὅμηρος πάντως ἠσέβησε, εἰ μὴ ἀλληγόρησεν*". Aristarch zuerst stellte den richtigen Grundsatz auf, den Dichter aus sich selbst heraus zu erklären und wurde für Kritik und Grammatik dasselbe, was Euklid für Mathematik, Eratosthenes für Geographie, Hipparch für Astronomie. Wenn auch Homer der Mittelpunct der Thätigkeit Aristarchs war, so beschränkte er sich doch keineswegs auf ihn, sondern behandelte auch andre Schriftsteller, namentlich Dichter. Sein Lehrer Aristophanes v. Byzanz [7]) begann und Aristarch vollendete den Kanon mustergültiger Dichter [8]), welche so zur Nachahmung empfohlen wurden. Ueberhaupt knüpfte sich alle alexandrinische Thätigkeit an die Polyhistorie, die mit der Bibliothek und deren Bedürfnis unzertrennlich verbunden war. Die gelehrte Liste der alexandrinischen Bibliothekare ist zugleich die der ersten Gelehrten ihrer Zeit. Demetrios von Phaleron unter Ptolemäus Lagi scheint mehr den ersten Anstoss gegeben zu haben. Der erste eigentliche Bibliothekar war 276 Zenodotos, dem in den letzten Jahren seines Lebens Kallimachos mit seinem raisonnierenden Kataloge (*πίνακες τῶν ἐν πάσῃ ἐπιστήμῃ διαλαμψάντων*) folgt. Sodann der grosse Polyhistor Eratosthenes Beta, darauf Apollo-

---

dargestellt in dem Streite über Analogie und Anomalie. 3 Bde. Bonn 1838—41. Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis. Königsberg 1833.

[7]) Aristophanis Byzantii fragm. coll. Nauck. Halle 1848.

[8]) Der Kanon der Prosaiker ward erst zu Augusts Zeit zum Behufe der Rhetorik entworfen, wenn sich auch die Alexandriner bereits mit den Prosaikern beschäftigten und sie mit Accenten und Interpunction, die auch von Aristophanes erfunden sein sollen, versahen.

nios von Rhodos, Aristophanes von Byzanz, und endlich Aristarch, mit dem auch diese Thätigkeit ihren Culminationspunct erreicht. Wenn nun aber auch alle diese, nur Zenodot, Aristophanes und Aristarch ausgenommen, zugleich als die hauptsächlichsten Dichter ihrer Zeit gelten und was uns sonst noch an Dichtern aus dieser Zeit genannt wird, wie Euphorion, Rhianos, Alexander Aetolos u. A. grösstentheils zugleich gelehrte Erklärer des Homer waren, so können wir uns leicht denken, was für Poesie das gewesen sein mag. Wenige erhoben sich zu einer wirklichen Einsicht in das Wesen des Epos, wie Apollonios, dessen Gedicht uns daher auch fast allein von den Werken dieser Dichter überkommen ist. Die Meisten begnügten sich damit, ihre gelehrten Forschungen oder Sammlungen in homerische oder sonst dichterische Sprache einzukleiden, um neben der sachlichen auch die sprachliche und metrische Gelehrsamkeit zu beweisen, und hielten sich dabei in ein Halbdunkel herbeigezogener ungewöhnlicher Namen und Phrasen, so dass sie schon ihren Zeitgenossen fast ungeniessbar wurden. In dieser Weise muss man sich die Hekale nnd Aitia des Kallimachos denken, kein Wort, keine Phrase, die nicht irgendwo schon gebraucht wären, so dass Kallimachos selbst von sich sagen konnte: *ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω.*

Aehnlich gieng es mit der Tragödie [9]). Freilich wurde auch damals ein Siebengestirn von Dichtern gezählt: aber man kann sich von ihrem Geiste schon aus dem bekannten äschylisierenden Monologe der Kassandra — oder vielmehr gelehrter Alexandra — des Lykophron einen Begriff machen.

Selbst die Elegie (S. 229) [10]) blieb von diesem Streben der Zeit nicht ganz frei, obschon sie in dem erotischen Charakter, den ihr Philetas und Hermesianax jetzt aufs Neue mittheilten und den wir noch aus den römischen Nachahmungen beurtheilen können, unstreitig zu dem Gediegensten gehört, was die alexandrinische Zeit hervorgebracht hat. Ist diese Elegie auch manieriert, so ist sie doch elegant

---

9) Naeke, schedae criticae, Halle 1812.

10) Rauch, die Elegie der Alexandriner, Heidelberg 1845. Hertzberg ad Propert. prolegg. p. 189. Merkel ad Ovid. Trist. prolegg.

und reizend, und was wir als gelehrte Ueberladenheit ansehn, war für jene Zeit, wo Gelehrsamkeit und gerade diese Art derselben zur Sache jedes Gebildeten geworden war, kein Ballast, sondern vielmehr leere Fässer, um sie über den Wogen der Gemeinheit emporzuhalten. Künstelei musste den Mangel an Idealisierung der Wirklichkeit ersetzen: aber fehlte auch das Genie, so gab es doch noch Geschmack und richtige Berechnung des Effects in diesem Zweige der Poesie.

Die idyllische Poesie [11]) culminiert als ein epigonisches Gewächs erst jetzt, in einer Zeit, die sonst aller Originalität und Classicität durchaus entbehrte. Freilich zeugt sie schon in ihrem Namen von der Entartung des plastischen Charakters der ältern Poesie in das Scheinleben, das mit diesen mehr blendenden und schillernden als auf realem Grunde beruhenden Bilderchen verbunden ist. Denn so anmuthig auch namentlich Theokrits bukolische Gedichte durch das Talent des Dichters gerathen sind, so ist doch sowol die Form in der gelehrten Affectation des dorischen Dialekts als der Inhalt in seiner erkünstelten und raffinierten Naivetät ein trauriges Zeichen des gesunkenen Geschmackes, der solcher Reizmittel bedurfte. Und doch war es auf der andern Seite wieder die beste Art, dieser Zeit ein neues Element abzugewinnen, das wenn auch nicht die Kunst selbst erhöhte, doch ihr Gebiet beträchtlich erweiterte. Wie die Bauern von Ostade und andern niederländischen Malern zwar kein Gegenstand der Plastik wären, aber doch in der Malerei sich ganz gut ausnehmen, so liess jetzt die malerische Richtung — auch im Epos, dem sie sich zum Behuf der Episoden mittheilte — eine Behandlung von Gegenständen zu, die früher nichts weniger als tauglich für die Poesie gewesen waren.

Wenn früher Lehrgedichte verfasst wurden, so geschah es, weil diese Form dazu hergebracht war und der Gegenstand noch nicht Organismus in sich genug darbot, um des poetischen Vehikels entbehren zu können. Jetzt schrieb man solche, um gleichsam den widerspenstigen Stoff in die widerstrebende Form zu zwängen und zu zeigen, was

---

11) Haupt, Verhandl. d. Leipz. Gesellsch. d. Wiss. 1849 S. 39.

sich selbst aus solchen Gegenständen machen liesse. Charakteristisch dafür ist, dass die wenigsten dieser Dichter im Stande waren, sich selbst den Text zu ihren Gedichten zu machen. Eratosthenes, der Polyhistor, konnte freilich auch den Stoff zu seinem astronomischen Gedichte Hermes aus sich selbst schöpfen; die meisten aber benutzten nur fremde Weisheit, wie Nikander von Kolophon und Aratos, der (Cic. de or. I, 16) seinen Stoff namentlich aus Eudoxos von Knidos entnahm. Damit wurde aber die poetische Form zu der gleichen Selbständigkeit erhoben, wie sie in der vorhergehenden Periode die rhetorische erhalten hatte, verfiel aber damit freilich auch in alle Fehler und Ausartungen derselben wie das z. B. die vielfachen metrischen Spielereien zeigen. Weil natürlich die poetischen Theile in solchen Gedichten meist nur wie eingelegte Arbeit erscheinen, so können sie auch selbständig für sich behandelt werden, was der frühere Charakter der Poesie durchaus nicht zugelassen hatte. Damals konnten solche Ingredienzen der Poesie nur mit dem Ganzen organisch und harmonisch verwachsen sein: jetzt erscheint ein solches Gedicht aber vielmehr als ein Cento, ein Conglomerat, ohne harmonisches Band. Wie jede Kleinigkeit auch für sich selbständig behandelt werden kann: das sehn wir an der Menge von Epigrammen, die nicht mehr, wie früher, als Inschriften zum gemeinen praktischen Nutzen dienten, sondern bloss als Spielereien in ein paar Verschen auftraten; wird doch dem Kallimachos deshalb das Wort in den Mund gelegt: „μέγα βιβλίον, μέγα κακόν". So zersplitterten sich alle Richtungen mehr und mehr in solchen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, die kein grosses Ganze mehr zu Stande kommen liessen. Mochten auch die Einzelheiten alle sehr schön und gut geformt sein, so bildeten sie doch kein harmonisches Ganze mehr, sondern nur eben einen zusammengewürfelten Cento, aus dem man ohne Schaden wegnehmen kann, was man will, und zu dem man wieder hinzusetzen kann, wozu man Lust hat.

§. 43. Die Umgestaltung der Philosophie und Literatur in der macedonischen Zeit.

Von der eigentlichen Rhetorik und schönen Prosa ist dagegen in Alexandria keine Spur, weil sich dafür kein Publikum fand, selbst nicht für Prunkreden; denn die Alexandriner schrieben nicht um gehört, sondern um gelesen zu werden. Dazu kömmt dann zweitens, dass die Prosaiker noch bei Weitem nicht so sehr Gegenstand des Studiums geworden waren, wie später, und endlich drittens dass der Stoff noch zu mächtig war. Für diesen haben die Alexandriner durch eigne Thätigkeit und Beispiel so eifrig gewirkt, dass sie darin als würdige Nachfolger des Aristoteles zu betrachten sind. Diesem Forschen genügte die Form, welche die Wissenschaft sich selbst gab, weil ihnen Sammeln und Zusammentragen die Hauptsache war, was nur in den sogenannten exacten Wissenschaften bei der mechanischen Nothwendigkeit der Gesetze ihres Gegenstands zu einer systematischen Ordnung führen konnte. Hier aber ist es gerade diese Periode, der die Geographie durch Eratosthenes, die Mathematik durch Euklides, Apollonios von Perga (und Diophant?), die Mechanik durch Ktesibios und Heron, die Zergliedrungskunst durch Herophilos und Eresistratos [1]), die Astronomie durch Aristarchos und Hipparchos ihre systematische Aufstellung verdankte. Wenn auch für die eigentliche Geschichte, um die Gesetze des Geistes in den scheinbaren Wirkungen des Zufalls und der Willkür zu finden, eine praktische Einsicht nöthig war, die ihnen ganz abgieng, so erhielt doch auch ihr mathematischer Theil, die Chronologie, durch Apollodor und Eratosthenes so viel Vorschub, als ohne tiefere Kritik möglich war. Die geschichtlichen Darstellungen erscheinen natürlich trocken und nüchtern in Folge der geistlosen rein compilatorischen Art, wie man sie betrieb. Zu welcher Vollendung indessen die Historiographie gelangen konnte, wenn sie nicht durch die Schwüle der Hofluft niedergedrückt, sondern durch rege

---

1) Hecker, Gesch. der Heilkunde I, Berlin 1822 S. 269. Marx, commentt. Gott. VIII, p. 101.

Theilnahme an einem bewegten praktischen Leben angeregt ward, zeigt Polybios, dessen Werk zwar nicht ästhetisch-anziehend, aber doch interessant und lehrreich, zwar nicht künstlerisch dargestellt aber doch klar und gut geschrieben ist [2]).

Eine ganz andre Erscheinung bietet dagegen der Gang der wissenschaftlichen und literärischen Cultur im eigentlichen griechischen Mutterlande, namentlich in Athen, der, in seinen Grundlagen weit scientifischer und speculativer, zwar bei der herrschenden Geistesarmuth bald in die Einseitigkeiten getrennter Schulen zerfiel, dennoch aber weit fruchtbarer auf Leben und Sitte wirkte als die Alexandrinische Stubengelehrsamkeit. Freilich bedurfte auch Aegypten, wo ein despotischer Wille alle öffentlichen Angelegenheiten lenkte und der Hofton auch für das Privatleben alleinige Norm war, der Philosophie nicht so sehr wie Griechenland, wo die hohlen Formen der alten Republiken das sittliche und religiöse Bedürfnis des Gebildeten nicht mehr zu befriedigen hinreichten. Das Streben des Geistes nach Ungebundenheit hätte keine Fesseln gefunden, wenn es sich nicht selbst welche durch die eigne Construction ihrer Nothwendigkeit angelegt hätte. Eben deshalb aber bewahrt auch hierin selbst das sinkende Griechenland seinen intensiven Charakter, während Alexandria — gerade wie später Rom in politischer Hinsicht — mehr den extensiven einer geistigen Weltmonarchie in sich trägt.

Nur die Aristoteliker gaben sich grösstentheils auch jener Vielwisserei hin, die ohne die höheren Principien des Meisters, die sie, wie es scheint, zeitig verloren hatten [3]), sie ganz von der philosophischen Bahn entfernen musste. In philosophischer Hinsicht giengen eigentlich vielmehr die Stoiker und Epikureer auf dem von Aristoteles eingeschlagenen Wege fort, der Natur selbst ihre Gesetze abzu-

---

2) Nitzsch, Polybios, Kiel 1842, p. 102 ff. Creuzer, historische Kunst der Griechen, Darmstadt 1845, S. 400 ff.

3) Ueber die Schicksale der Originale der Aristotelischen Schriften Strab. XIII, p. 608. Plut. Sulla 26. Brandis in Niebuhr Rh. Mus. I, S. 236. Stahr, Aristot. II, p. 1.

gewinnen. Konnten sie dies auch bei der praktischen Einseitigkeit ihres Strebens, womit sie die Theorie nur als Mittel zum Zwecke betrachteten, selbst nur einseitig erreichen, so dass sie deshalb auch in zwei Extreme auseinandergiengen, so muss man doch beiden einräumen, dass sie das geistige Bedürfnis der Zeit wol begriffen hatten und ihm nur verschiedene Mittel zu seiner Befriedigung darboten. Herrschaft des Geistes über den Stoff und Unabhängigkeit von demselben, die Losung der Zeit, ist auch das letzte Ziel der stoischen sowol als der epikureischen Philosophie, das sie beide durch ein naturgemässes Leben zu erreichen suchen. Indem sie sich aber bemühten, dies näher zu bestimmen und philosophisch zu begründen, giengen sie in zwei Extreme auseinander. Zenon setzte die Unabhängigkeit von der Aussenwelt darein ihrer nicht zu bedürfen, Epikur sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Zenon fasste die Natur des Menschen in ihrer reinsten Abstraction, Epikur in ihrer concretsten Aeusserung auf. Beide provocierten auf die natürliche Bestimmung des Menschen, die ja auch Sokrates schon als letzten Erkenntnisgrund der Moral angedeutet hatte; je nachdem sie aber die Natur, der gemäss der Mensch leben sollte, in die allgemeinsten und einfachsten Bedürfnisse aller, wie jener, oder in die individuelle Beschaffenheit und Neigung jedes Einzelnen setzten, wie dieser, standen sie sich auf ähnliche Art gegenüber wie früher Aristippos und Antisthenes, als deren wahre Fortsetzungen sie auch zu betrachten sind. Die Kyrenaiker dagegen und namentlich die Kyniker [4]) der späteren Zeit hatten keine wissenschaftliche Bedeutung mehr, sondern bedienten sich des Philosophennamens nur zur Beschönigung der Ausgelassenheiten und Ungebundenheiten, für die sie unter keiner andern Form die öffentliche Duldung hätten beanspruchen können.

Uebrigens blieben allerdings jene beiden auch nicht bei der Ethik stehn, sondern begründeten ihre Theorien auch durch entsprechende Lehren von der Natur der Dinge, die der menschlichen Freiheit gegenüber die Stoiker von einer unabänderlichen Nothwendigkeit, die Epikureer von einem

---

4) Göttling, ges. Abhdlgn. S. 251.

blinden Zufalle abhängen liessen. Doch ist es im Grunde nur die alte herakliteische Physik auf der einen und die demokritische Atomistik auf der andern Seite. Wenn sich auch die Stoiker namentlich Chrysippos durch den Rigorismus ihrer Lehre auch um wissenschaftliche Gestaltung der Physik und Dialektik bedeutende Verdienste erwarben, so verachteten dagegen die Epikureer alles, was nicht auf den Genuss oder vielmehr die Gemüthsruhe hinwirkte, die sie als das höchste Gut betrachteten. Nur die sogenannte Kanonik oder die Lehre von den Kriterien d. h. die Theorie des Erkenntnisvermögens bedurfte Epikur sowol als Zenon, um sich als Dogmatiker zu behaupten, im Gegensatze zum Skepticismus, der zuerst von Pyrrhon begründet, dann sonderbar genug in Platos Schule, der Akademie, seinen Hauptsitz fand, wo zuerst Arkesilaos, dann Karneades und Philon durch allzuernstliche Auslegung, wie es scheint, der sokratischen Ironie die Lehre von der Unmöglichkeit einer sichern Erkenntnis und von der Nothwendigkeit einer Zurückhaltung im Urtheile aufstellten. In der Ethik scheinen sie sich ziemlich an die Peripatetiker gehalten zu haben, die der stoischen Sittlichkeit als alleinigem höchstem Gute die Lehre von den dreierlei Gütern entgegensetzten, ohne aber sonst ihre Gegner viel anders als durch eine Chronique scandaleuse in ihren literär-historischen Arbeiten zu bekämpfen [5]), wodurch denn diese Quellen ziemlich trübe geworden sind.

Ihren Hauptsitz hatten alle vier Schulen in Athen, wo ihre Häupter, die sich in ununterbrochener Reihenfolge succedierten, in bestimmten Localen — Akademie, Stoa, Lyceum, Gärten des Epikur — regelmässige Vorträge hielten, zu welchen die Jugend aus allen Theilen Griechenlands zusammenströmte und förmliche Confessionen bildete [6]).

Von den drei Rednerschulen war dagegen nur eine in Athen, deren charakteristisches Merkmal Klarheit und Nüchternheit der Darstellung war: sie scheint sich (Quint. II, 4, 42) an Demetrios von Phaleron anzulehnen und hatte

---

5) Luzac, lectiones Atticae ed. Sluiter, Leyden 1809.

6) Zumpt, über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen, Abh. d. Berl. Akad. 1843.

ihr Ideal in dem tenue dicendi genus des Lysias. Die asiatische, deren Vertreter z. B. Hegesias von Magnesia ist, zeichnete sich durch Schwulst und Phraseologie oder durch blumige Eleganz aus. Zwischen beiden steht dann die rhodische, durch Aeschines gestiftet, die sich durch Molo später in Rom Geltung verschaffte, wo Hortensius der asiatischen sich zuneigte und die attische besonders zur Zeit des August ihre Vertreter fand. — Von grossen praktischen Rednern hören wir gleichwol aus dieser Zeit nichts. Hauptbeschäftigung waren die Declamationen über fingierte Süjets, die Demetrios von Phaleron eingeführt haben soll.

Ebensowenig scheint aber die Rhetorik auf die künstlerische Gestaltung der übrigen Literatur gewirkt zu haben. Die Schriften der Philosophen werden vielmehr als das non plus ultra von Trockenheit geschildert, sowol die des Chrysippos als die halbbarbarischen des Epikur und seiner Schüler [7]. Auch die geschichtlichen Werke, die meistens Localsagen und Städtegeschichten — z. B. die Atthiden — enthielten, trugen mehr den Charakter von gelehrten Abhandlungen als von Kunstwerken und sind ausserdem reich an den gröbsten Versehen und Irrthümern. Nur die ganz veränderten Lebensumstände, wie sie Polybios umgaben (S. 237), konnten ein von den Vorigen verschiedenes Product liefern.

Wie sich Polybios unter den Geschichtsschreibern seiner Zeit, so zeichnet sich unter den übrigen Zweigen der Literatur (S. 229) die neuere Komödie aus, die in Menander und Philemon zu einer nicht geringern künstlerischen Vollendung in ihrer Art gedieh als die alte. Nur ist sie freilich ihrem ganzen Geiste nach ein trauriges Zeichen der Zeit, die die Gemeinheit ihres alltäglichen Lebens künstlerischer Objectivierung werth hielt und ihr eigenes Bild in einem Spiegel wolgefällig belächelte, während die Charaktere und Motive selbst für die sittliche Verwahrlosung des öffentlichen und Privatlebens charakteristisch sind. Um der Milites gloriosi, der Parasiten, der Prellereien der Eltern, der Untreue der Sklaven nicht zu gedenken, so sind Verführung und Wiedererkennung geraubter Kinder die stehenden Süjets: und wenn

---

7) Kleomedes, κυκλ. θεωρ. II, 1.

dies ein schreckliches Zeichen für die ungestrafte Thätigkeit furchtbarer Räuberhorden ist, die, aus den Söldnerschaaren entstanden und im Trüben fischend, das verödete Land verheerten, so beurkundet jenes die laxen Begriffe, die man hinsichtlich der Würde des weiblichen Geschlechts hegte und die namentlich auch jene früher unerhörte Achtung der Hetären [8]) herbeiführten. Mag auch der Reiz des Verhältnisses zu ihnen manches empfindende Gemüth zu Schöpfungen der Kunst und Poesie begeistert haben, immer bleiben sie, aus dem Gesichtspuncte des Lebens betrachtet, eine verwerfliche Erscheinung, die dem männlichen Geschlechte gleich aus Sitte und Zucht herausgetreten war, ohne sich wie dieses durch geistige Freiheit selbst wieder eine Schranke schaffen zu können. Und wenn selbst die Nahrung, welche die Philosophie dem Egoismus gewährte, als ein Abfall von dem alten hellenischen Principe gelten muss, so sind die Hetären das entschiedenste Zeichen von dem Untergange desselben und von dem laxen Bande, das den Einzelnen noch an das Staatsganze fesselte [9]).

§. 44. Letzte politische Gestaltung des unabhängigen Griechenlands. [1])

Je entschiedener sich aber die Selbständigkeit des Privatlebens entwickelte, desto mehr verschwanden die schädlichen Ansprüche und Einflüsse, welche die Selbstsucht auf das Staatsleben geübt hatte, indem beide sich jetzt vertrugen und damit, wenn sie auch das Princip der alten Bürgergrösse aufgaben, doch für das Bedürfnis des Augenblicks sorgten.

---

[8]) Jacobs verm. Schr. IV, S. 311. Limburg-Brouwer IV, S. 174. Becker, Charikles I, S. 109.

[9]) Von Athens damaligem Charakter ein treffliches Bild bei Müller, griech. Lit. Gesch. II, S. 273.

[1]) Schorn, Gesch. Griechenlands von Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes bis zu der Zerstörung Korinths, Bonn 1833. Helwing, Geschichte des achäischen Bundes, Lemgo 1829. Merleker, Achaicorum libri tres, Darmstadt 1837. Brandstäter, die Geschichte des ätolischen Landes, Volkes und Bundes, Berlin 1844. Droysen, Hellen. I S. 420. II S. 15. 182. 260. 301. 402. 555. Gundolf, der Charakter der Griechen in der Zeit von der macedonischen bis zur römischen Eroberung, Paderborn 1846. Gravenhorst, de saeculi Polybiani ingenio commentatio, Gött. 1844. St. A. §. 183 ff.

Je mannigfaltiger eben sich Genuss- und Gewinnsucht in den einzelnen Kreisen äusserten, desto mehr ward der Staat als Schutzmittel von allen geachtet. Die Selbstsucht, früher jugendlich übermüthig, war praktisch verständig geworden und so bietet Griechenland noch in der letzten Zeit das Bild eines praktisch geordneten öffentlichenLebens dar, das, ohne wie ein Kunstwerk sich aus der lebendigen Macht der Idee heraus entfaltet zu haben, doch den wohlthuenden Eindruck gesunder Technik macht [2]).

Im Innern ist es meistens eine gemässigte Demokratie, die zwar die höchste Staatsgewalt von der Gesammtheit ausüben lässt, die meisten und wichtigsten Geschäfte aber in die Hände gewählter und öfters wiedergewählter Beamten, Staatsschreiber und Strategen, legt. Nach aussen dagegen sehen wir die Staaten geneigt, sich zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit in grösseren Bünden zu vereinigen, die aber ohne die Hegemonie eines einzelnen allen volle Rechtsgleichheit einräumen. Solcher Bünde sind namentlich zwei von Bedeutung, der ätolische und der achäische, dieser 281 gestiftet oder erneuert, jener schon seit Alexanders Tode politisch wichtig, beide übrigens in der Zeit ihrer Blüthe mehrfach auch über die Nachbarstaaten ausgedehnt. Nur Böotien, Athen und Lakedämon blieben im stolzen Bewusstsein ihrer ehemaligen Macht jeder grösseren Vereinigung fortwährend fremd.

Anfangs herrschte freilich Macedonien noch vielfach in Griechenland selbst: ausser Thessalien, das ihm erb- und eigenthümlich zugehörte, hatte es noch manche der festesten Plätze inne, ja selbst Athen war 262 von Antigonos Gonatas wieder erobert worden und fast der ganze Peloponnes hatte Tyrannen, die nur unter seinem Schutze regieren konnten. Aber seit Aratos erst 251 seine Vaterstadt Sikyon mit dem Bunde vereinigt, dann 243 die macedonische Besatzung von Akrokorinth vertrieben und die von Athen durch Bestechung zum Abzug bewogen hatte und in demselben Jahre Antigonos Gonatas gestorben war, sank unter Demetrios II (243—233) der macedonische Einfluss. Die meisten Tyrannen traten

---

[2]) Ist doch auch die Philosophie dieser Zeit nichts weiter als moralische Technik!

freiwillig zur griechischen Partei über und schon schien es, als ob der ganze Peloponnes unter einem Bunde vereinigt werden sollte, als der plötzliche Aufschwung Spartas unter Kleomenes alles vereitelte. Schon Agis IV (243—239) hatte hier die eingerissene Güterungleichheit und Entsittlichung rückgängig zu machen gesucht, war aber an der Macht der Oligarchie gescheitert. Erst dem Sohne seines vertriebenen Gegners Leonidas, Kleomenes III (236—222), war die grosse Reform vorbehalten, die Spartas alten kriegerischen Ruhm noch einmal auffrischte und ganz hergestellt hätte, wenn die Zeit dazu gewesen wäre, so aber seinem Heraklidengeschlechte wenigstens ein ruhmvolles Ende bereitete. Schon stand Kleomenes siegreich unter den Mauern von Korinth, da rief Aratos in der Verzweiflung selbst den Beistand des macedonischen Königs Antigonos Doson an und erkaufte die augenblickliche Rettung um den Preis dauernder Abhängigkeit. Antigonos schlug 222 die Spartaner bei Sellasia aufs Haupt und errichtete darauf, durch den Besitz von Akrokorinth und Orchomenos in Arkadien gesichert, den Bund, der fast ganz Griechenland aufs Neue unter Macedoniens Hegemonie stellte. Ausser den neutralen Staaten, Elis und Messenien, war nur Aetolien frei, das, als Antigonos bei seinem Tode 221 die Regierung seinem sechzehnjährigen Neffen Philippos hinterliess, freie Hand zu haben glaubte, um sich erst Messenien, dann den ganzen Peloponnes zu unterwerfen, woraus dann der sogenannte Bundesgenossenkrieg entstand. Aratos, ein ebenso ungeschickter Feldherr als gewandter Staatsmann, ward 221 bei Kaphyä in Elis geschlagen und Lakedämon trat auf Aetoliens Seite. Erst als Philipp sich jetzt mit nie gesehener Energie an die Spitze des Bundes stellte, bekam der Krieg eine andre Wendung. Ja vielleicht hätte Philipp ganz Griechenland völlig unter seinem Scepter vereinigt, wenn ihn nicht die Einflüsterungen des Demetrios von Pharos zum Kriege gegen Rom gereizt hätten, das freilich damals schon in Folge desselben Kriegs gegen die Illyrier, der Demetrios flüchtig gemacht hatte, Corcyra und einige Puncte an der Küste des ionischen Meeres selbst besass.

Philipp schloss 218 Frieden mit Aetolien und ein Bündnis mit Hannibal, der gerade damals auf der Höhe seiner Siege stand, liess aber die günstigste Zeit mit nutzlosen De-

monstrationen hingehn und zog sich dadurch nur, sobald die Römer wieder freie Hand hatten, einen Krieg in seinem eignen Lande zu, der, da die Römer an Aetolien und Sparta Beistand fanden, von 211 bis 205 mit wechselndem Glücke geführt ward. Wenigstens drang Philipp wiederholt in das Herz Aetoliens ein und Philopömen, der Feldherr der Achäer, erschlug bei Mantinea 208 den spartanischen König Machanidas mit eigener Hand. Gleichzeitig ward auch durch ein Bündnis Philipps mit Prusias von Bithynien der pergamenische Attalos an dem beabsichtigten Beistande für die Römer verhindert. So mannigfache Vortheile auch die Römer für sich erfochten hatten, so liessen sie doch im Frieden 205 den Philipp ungestört im Besitze des Supremats über Griechenland, das er durch den Besitz der drei Festungen — Akrokorinth, Chalkis, Demetrias — die er die Fesseln Griechenlands nannte, aufrecht hielt. Doch eben damit zog er sich das Mistrauen seiner Verbündeten zu. Als er daher im Jahre 200 durch seine wiederholten Angriffe auf Athen und Attalos mit den Römern zum zweiten Male in Krieg verwickelt worden war, liess sich der achäische Bund durch Aristänos vermögen, zu den Römern überzugehn, freilich nur um den stammverwandten Herrn mit einem ausländischen zu vertauschen. Philipp aber unterlag 197 bei Kynoskephalä und so fiel alles in die Hände des Siegers Flamininus, der zwar durch seinen Edelmuth alle Herzen gewann, aber mit allem dem nur ein Possenspiel einleitete, das bald den despotischen Eingriffen Roms und dem gänzlichen Untergange Griechenlands Platz machte, als endlich Achaja unter Kritolaos und Diaeos noch einmal zu den Waffen gegriffen hatte. Dieser letzte Versuch war nur ein Wahnsinn der Verzweiflung. Aber Griechenland wurde, nachdem es politisch gefallen war, von den Römern auf den Thron des Geistes gesetzt: die Verbreitung seiner geistigen Wirksamkeit musste um diesen Preis erkauft werden, damit des Dichters Wort (Hor. Epp. II, 1, 56) sich erfüllen konnte:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio.

Druck der Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.

Druck der Universitätsbuchdruckerei v. E. A. Huth in Göttingen.

KARL FRIEDRICH HERMANN'S

CULTURGESCHICHTE

DER

GRIECHEN UND RÖMER.

AUS DEM NACHLASSE DES VERSTORBENEN

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. KARL GUSTAV SCHMIDT.

ZWEITER THEIL. (SCHLUSS).

GÖTTINGEN,

VANDENHOECK UND RUPRECHT'S VERLAG.

1858.

Es wird gebeten die Rückseiten des Umschlags zu beac

NEUESTER VERLAGSBERICHT
von
VANDENHOECK & RUPRECHT in Göttingen.

Mythologie der griechischen Stämme

von **H. D. Müller.** Erster Theil. Die griechische Heldensage in ihrem Verhältniss zur Geschichte und Religion. 20½ Bog. gr. 8. geh. 1 Rthl. 15 Sgr.

Dr. Val. Chr. Fr. Rost.

Griechische Grammatik (die größere)

7. umgearbeitete Aufl. 1856. 54 Bogen. gr. 8. geh. 2 Rthl.

Desselben

Deutsch-Griechisches Wörterbuch

7. durchaus umgearbeitete und vermehrte Aufl. ca. 60 Bogen. Lex. 8. 1856. 3⅓ Rthl.

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische

von Dr. **Val. Chr. Fr. Rost** und Dr. **E. Fr. Wüstemann.**
1. Theil. 8. berichtigte Aufl. 1856. 22½ Sgr. 2. Theil. 3. verb. Aufl. 25 Sgr.

Die deutsche Rechtschreibung

vom Standpunkte der historischen Grammatik beleuchtet von
Ludwig Ruprecht
Oberlehrer am Gymnasium zu Aurich.
2. umgearbeitete Auflage. 8 Bogen. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Die Religion in unsern Gymnasien und höheren Schulen

und das Familienleben unsrer Zeit. Pädagogisch-psychologische Betrachtungen von Dr. **August Schröder**, Oberdomprediger und Professor zu Brandenburg a. H. 12. Bog. gebunden. 20 Sgr.

Evangelische Religionslehre für höhere Lehranstalten

von **Friedrich Lohmann**, Dr. der Theol., Pastor zu Wesel und Religionslehrer am Gymnasium. 2. verb. Aufl. 9 Bogen. gr. 8. geh. 12½ Sgr.

Lehrbuch der Kirchengeschichte

für höhere Lehranstalten, von Demselben. 15 Bog. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Die beiden letztern Bücher erlauben wir uns ganz besonders zur Einführung in Gymnasien etc. zu empfehlen, und stützen wir uns hierbei, neben vielen andern günstigen Beurtheilungen, so namentlich auf die von der rheinischen und der westphälischen Provinzial-Synode ausgegangene Kritik. Dort werden die genannten Bücher auf's dringendste zur Anschaffung empfohlen.

Dr. Heinr. Lud. Ahrens
(Director des Lyceums zu Hannover)

Griechische Formenlehre des Homerischen u. des Attischen

Dialektes, zunächst zum Gebrauch für den Elementarunterricht, aber auch als Grundlage zu einer historisch-wissenschaftlichen Behandlung der Griech. Grammatik.
19 Bog. gr. 8. geh. 20 Sgr. (25 Sgr.)

Griechisches Elementarbuch aus Homer.

1r Cursus. 10 Bogen. gr. 8. geh. 15 Sgr.

KARL FRIEDRICH HERMANN'S

CULTURGESCHICHTE

DER

GRIECHEN UND RÖMER.

AUS DEM NACHLASSE DES VERSTORBENEN

HERAUSGEGEBEN

VON

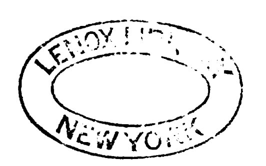
DR. KARL GUSTAV SCHMIDT.

ZWEITER THEIL.

GÖTTINGEN,

VANDENHOECK UND RUPRECHT'S VERLAG.

1858.


LENOX LIBRARY
NEW YORK

Dritte Periode.

Geschichte des römischen Staates und seiner Entwickelung bis zum macedonischen Kriege.

---

§. 45. Landesbeschaffenheit und ursprüngliche Völkergrenzen des alten Italiens [1]).

Italien ist im älteren römischen Sinne die Halbinsel, die sich vom 44. bis zum 38. Grade N. B. zwischen dem tyrrhenischen oder unteren Meere als westlicher und dem adriatischen oder oberen Meere [2]) als östlicher Grenze in südöstlicher Richtung und zwar mit solcher Schiefe ins Mittelmeer erstreckt, dass sie, obschon im Durchschnitt selten mehr als 25 Meilen breit, doch vom 28. bis über den 36. Grad der Länge reicht. Diese Richtung ist bedingt durch den Gebirgszug des Apenninus, der sich etwa unter dem 27.

---

[1]) Kapp, Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst, Berlin 1837. Grotefend, zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien, Hannover 1840—42. Wernicke, Italien im Verhältniss zur Cultur und zur Geschichte der Menschen, Thorn 1843. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft, Stuttgart und Tübingen 1843. Nägele, Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben, Schaffhausen 1849. Mommsen, die unteritalischen Dialecte, Leipzig 1850.

[2]) Italien liegt central im Mittelmeere, worin schon die Alten eine Prädestination zur Weltherrschaft erkannten. Vitruv. VI, 1, 10. Plin. N. H. III, 5, 39: XXXVII, 13, 201.

Längengrade an die Seealpen anschliesst und in seiner ziemlich ausgedehnten Verzweigung mit den schmalen Küstenstrichen, die sich deutlich als Alluvionen des Meeres beurkunden, den ganzen Körper des Landes bildet, das er seiner Länge nach durchzieht. Der Kamm des Gebirges jedoch liegt dem adriatischen Meere viel näher. Durch diese östliche Richtung wird es zugleich auch die hauptsächliche Nordgrenze des Landes: nur dass an der Küste zwei kleine Flüsse, westlich die Macra, östlich der Rubico die Ebene nördlich vom Apennin oder das Stromgebiet des Padus, das heutige Oberitalien, abtrennten. Das Land vom Varus bei Nizza bis zum Timavus bei Aquileja ward erst, seit Augustus den cisalpinischen Galliern das römische Bürgerrecht ertheilt hatte, zu Italien gezogen.

Das eigentliche Italien bietet wenig fruchtbare Ebenen dar. Die im Verhältnis zu Griechenland höchst buchtenarmen Küstenstriche sind oft meilenweit mit Sand bedeckt, so dass durch das Eindringen des Seewassers Sümpfe entstehen, die das Land in der heissen Jahreszeit sehr ungesund machen. Das gilt auf der Westküste namentlich von der Gegend der Maremmen und der pomptinischen Sümpfe [3]. Nur wo die Vorhöhen des Gebirges bis an das Meer reichen, bringt das günstige Klima mit der milden Seeluft verbunden, den Reichthum an Baumfrüchten und Wein hervor, der Italiens vorzüglichste Zierde bildet. Getreide dagegen bedurfte es schon früh aus Sicilien und Afrika, namentlich seit das kornreiche pomptinische Gefilde, in welchem die Stadt Suessa Pometia lag, im 5. Jahrh. v. Chr. durch ein Naturereignis (Tzetzes ad Lycophr. 1276), das sich nur durch Hypothese erklären lässt, zu einem Sumpf geworden war. Möglicher Weise ist durch dasselbe Ereignis das Vorgebirge Circeji bei Terracina, welches Theophrast noch als Insel kannte, mit dem Festlande verbunden worden.

Der Apenninus selbst ist als Kalkgebirge wasserarm und kahl. Schon in mässiger Höhe gedeiht nur der genügsame Oelbaum und nur stellenweise, namentlich im Süden, findet sich Hochwald. Allein der Fuss des Gebirges, durch das

[3]) Adler, Nachricht von den pontinischen Sümpfen und deren Austrocknung, Altona 1783.

durchsickernde Wasser befruchtet, ist gewöhnlich mit üppigem Graswuchs bedeckt und weist so die Einwohner auf Viehzucht als Hauptbeschäftigung hin. — Die Seen, an welchen der mittlere Theil des Landes so reich ist, scheinen, da sie keine überirdischen Abflüsse haben, meist vulkanischen Ursprung zu haben, also ausgebrannte Krater zu sein. War der unterirdische Abzugscanal verstopft, so entstanden Ueberschwemmungen, wie bei dem lacus Albanus, ehe der emissarius vollendet war, und bei dem Fucinus, dessen Abzugscanal Claudius bauen liess [4]). Jedenfalls tragen nicht nur die Umgebungen des Vesuv, sondern auch namentlich die Umgegend von Rom und Cumä die deutlichsten Spuren von Vulkanen. Dass übrigens vor Plinius Zeit von wirklichen Ausbrüchen eine geschichtliche Erinnerung vorhanden gewesen wäre, geht auch aus Diod. Sic. IV, 21 und Vitruv. II, 6 nicht hervor. Nur die Erdarten bezeugen den vulkanischen Charakter, wie z. B. der Tuff in der Nähe von Rom, der Peperin (lapis Albanus oder Gabinus), der sich durch Farbe und Bestandtheile vom Gestein des Apenninus unterscheidet. Dieser selbst liefert nämlich den Kalktuff oder Travertin (lapis Tiburtinus), der gegen das Ende der Republik bei Bauten üblich ward. Dazu kommt seit der ersten Kaiserzeit dann der carrarische oder lunesische Marmor. Von den Bergwerken aber, die Italien (Plin. N. H. III, 25) früher besessen haben soll, ist selbst in der Naturbeschaffenheit des Landes keine Spur mehr zu entdecken.

Die mittlere Höhe des Gebirges ist im Ganzen gering und steigt selten über 2000—3000 Fuss: der höchste Punct ist der Gran Sasso bei Aquila, etwa 9000 Fuss hoch, von wo sich das Gebirge in grösster Verzweigung ausbreitet und die Landstriche bildet, die als Ursitze der Sabeller betrachtet werden müssen, von denen Marser, Peligner, Vestiner, Marruciner und Picenter Unterabtheilungen sind. Weitere Verzweigungen sind die Sabiner, die sich zwischen den Flüssen Anio und Nar bis zur Tiber in der Nähe von Rom heruntergezogen, und die Samniter, die in südlicher Richtung nicht

---

[4]) Kramer, der Fuciner See, ein Beitrag zur Kunde Italiens, Berlin 1839.

nur den ganzen Gebirgsrücken einnahmen und fast bis Tarent hin wohnten, sondern zuletzt auch (im 5. Jhrh. v. Chr.) einen beträchtlichen Theil der Westküste oder Campanien und Lucanien nebst dem Lande der Picentiner eroberten. Auch östlich gehörten die Hirpiner und Frentaner zu ihnen, so dass sie die ganze Küstenstrecke zwischen Ancona und dem Vorgebirge Garganus besassen. Die samnitische Eroberung dehnte sich, nachdem einmal der Silarus überschritten war, auch auf das ursprünglich pelasgische Land der Oenotrer und Peuketier aus, die bis zur sicilischen Meerenge wohnten. Auch die grossgriechischen Colonien wie Posidonia (Paestum), Hippo (Vibo), Elea fielen in ihre Gewalt. Die Schlacht bei Laos (390) brachte die Entscheidung; durch dieselbe wurden die von den Griechen unterworfenen Italioten wieder frei und es bildete sich aus ihnen das Volk der Bruttier.

Abgesehen von den Sikulern, die ursprünglich an der Westküste Italiens, auch an der Stelle, wo nachher Rom lag, ehe sie von den Aboriginern vertrieben wurden, wohnten, deren Abstammung zweifelhaft ist, ist die ganze unteritalische Bevölkerung pelasgisch. Die Apuler und Iapygier, die Calabrer, Messapier u. a. sind alle Pelasger, aus Epirus herübergesiedelt. Vielleicht haben auch die Illyrier Antheil an dieser Urbevölkerung [5]). Ebenso waren die älteren Einwohner der westlichen Spitze oder des späteren Lucaniens und Bruttiums bis an das Vorgebirge Palinurus oder den Ausfluss des Silarus, die Oenotrer und Peuketier mit ihren Stämmen den Chonen und Morgeten unzweifelhaft Pelasger.

Das Volk aber, das zu Anfang der geschichtlichen Zeit die Küste von der Mündung des Silarus an bis zum Vorgebirge von Terracina oder Circeji, ja vielleicht noch weiter hinauf, bewohnte, sind die Ausoner, Aurunker, Opiker oder Osker, deren Reste selbst nach der samnitischen Eroberung noch die Landessprache bestimmten und unabhängig noch in Minturnä, Suessa und Teanum sassen. Ja aller Wahrscheinlichkeit nach umfassten sie auch Aequer, sowie Volsker und

---

[5]) Gerhards archäol. Zeit. 1848. S. 206. Mommsen S. 85.

Herniker [6]), also alles, was zwischen Anio und Liris wohnte.

Im nördlichen Theile des Landes, an Tiber und Aesis aufwärts, sollen ursprünglich an beiden Meeren die Umbrer geherrscht haben und noch in späterer Zeit sind die Städte Telamo und Ravenna ein nicht von der Hand zu weisendes Zeugnis für die Wahrheit dieser Angabe. In der geschichtlichen Zeit jedoch finden sich dieselben auf einen kleinen Strich zwischen Tiber und Nar beschränkt. Westlich und nördlich von der Tiber bis zur Macra wohnten die Etrusker, die Nachfolger der Umbrer, die Ostküste nahmen später die Gallier ein, die ums Jahr 600 über die Alpen gegangen sein sollen und zuerst die Etrusker aus den Gegenden am Po — mit Ausnahme von Mantua — vertrieben, sodann aber bei dem steten Nachrücken neuer Stämme sich bis zum Aesis ausdehnten.

§. 46. Von den hauptsächlichsten Völkerschaften des alten Italiens, insbesondere den Etruskern [1]).

In der vorhistorischen Zeit sind Umbrer und Osker die Hauptvölker in Italien, jene im Norden, diese im Süden, bis sie von anderen Völkern allmählich aus ihren Sitzen verdrängt wurden. Durch die Latiner und Aboriginer kamen umbrische Elemente in das römische Blut, aber hiervon abgesehen, bilden Umbrer und Osker nur sehr unbedeutende Elemente Italiens in der historischen Zeit. Die von ihnen erhaltenen Reste sind im Ganzen zu gering, als dass man danach eine bestimmte Charakteristik derselben entwerfen könnte, obschon sie in neuster Zeit vielfach Gegenstand der Behandlung gewesen sind. Die Hauptsache bleibt jedenfalls die Auskunft über das Stammverhältnis, das die sprachlichen Reste an die Hand geben, unter denen für Umbrien insbesondere die eugubinischen Tafeln [2]), für die oskische Sprache

---

[6]) Niebuhr, 3. Ausg. Berlin 1828-32. I, S. 113.; während die letzten nach Serv. ad Virg. A. VII, 684 Sabeller wären.

[1]) Schwegler, röm. Geschichte I, 1 S. 154 ff. Linker, Zeitschrift für österr. Gymn. 1854 S. 47. Mommsen, die unterital. Dialecte, Leipzig 1850.

[2]) Kämpf, Umbricorum specimen, Berlin 1834. Lassen, Rhein.

die Inschriften von Bantia und Abella [3]) zu merken sind. So weit wird freilich nicht leicht Jemand gehen, wie Grotefend, die umbrische [4]) Sprache für die Mutter aller andern zu erklären, während er die sabellische für ein spätes Gemisch aus ihr und der tuskischen Sprache nimmt. Denn das Etruskische muss jedenfalls ganz aus dem Spiele bleiben, und nach den Unterschieden, die Varro zu wiederholten Malen zwischen oskischen und sabinischen oder samnitischen Ausdrücken macht [5]), kann man die Verwandtschaft des Sabinischen mit dem Umbrischen keinesfalls so nahe annehmen, wie Manche [6]) gewollt haben. Dagegen ist das Umbrische sowohl mit dem Oskischen, als auch mit dem Lateinischen [7]) aufs Engste verwandt. Am sichersten verfährt man demnach, wenn man zwei eingeborne Volksstämme, den umbrisch-oskischen und den sabellischen, scheidet und diesen selbst dann wieder zwei eingewanderte Völker, die Etrusker und Pelasger, entgegensetzt.

Die Umbrer und Osker hatten zahlreiche alte Städte. Reste davon finden sich noch bis auf den heutigen Tag in den cyklopischen Mauern z. B. im volskischen Arpinum und im umbrischen Spoletum und Telamon. Diese Befestigungsart ist von der etruskischen wesentlich verschieden und hört mit der Herrschaft der Römer auf, die überall Quaderbau einführten.

Mus. I. S. 360. II. S. 141. Grotefend, rudimenta linguae Umbricae, I—VIII, Hannover 1835—38. Lepsius, de tabulis Eugubinis, Berlin 1833; inscr. umbricae et oscae, Leipzig 1841. Aufrecht und Kirchhoff, die umbr. Sprachdenkmäler, Berlin 1849—51.

[3]) Klenze, philol. Abhandlungen S. 25. Grotefend, rudimenta linguae Oscae, Hannover 1839. Curtius, Zeitschr. f. Alt. W. 1847, N. 49. Kirchhoff, das Stadtrecht von Bantia, Berlin 1853. Lange, die Tabula Bantina, Göttingen 1853.

[4]) Thierry, sur les Gaulois p. 32 hält die Umbrer sogar für Kelten. Vgl. Keferstein, Keltische Alterthümer, Halle 1846 S. 212.

[5]) Müller, die Etrusker I S. 41. Ihne, Forschungen S. 27, nimmt die Osker und Sabiner zusammen. Corcia, storia delle due Sicilie, 1843 I p. 72 verbindet Umbrer und Sabiner.

[6]) Z. B. Kämpf p. 64. Henop de lingua latina, Altona 1837.

[7]) Knötel, der oskisch-latinische Volksstamm, seine Einwanderung und Verbreitung in Italien, Glogau 1853.

Im Sabinerlande finden sich solche befestigte Städte nur sehr wenig, denn die Sabiner und Samniter [8]) wohnten als einfaches unvermischtes kräftiges Hirtenvolk zerstreut in den Bergen (vicatim Liv. IX, 13) und hatten nur wenige feste Puncte, wohin sie in Kriegszeiten ihre Habseligkeiten mit Weib und Kind flüchteten. Aus dieser Art zu wohnen folgte die Zerklüftung dieses Volkes in zahlreiche einzelne Stämme und der Mangel an politischer Einheit, der es den Römern leicht machte sie zu unterwerfen. Auch zwischen den Mutterstädten und den Colonien fand nur ein sehr loser Zusammenhang statt. Diese zahlreichen Auswanderungen traten an die Stelle der ursprünglichen Menschenopfer: die ganze männliche Bevölkerung, die in einem bestimmten Jahre geboren war, musste den bürgerlichen Tod sterben d. h. ins Exil ziehen und sich anderswo niederlassen [9]). Mars (Mavors, Mamers) war der Hauptgott und der Specht sein heiliger Vogel, von dem Picentia und Picenum den Namen haben; ausserdem werden noch andere Götter verehrt, wie der Sonnengott Ausil und daneben ein weibliches Princip Aurelia [10]). Die Sabiner sind oft mit den Spartanern verglichen worden, wegen des kriegerischen Charakters und der Einfachheit der beiden Völker. Ein heiteres Leben jedoch findet sich bei den Sabinern nicht, der Charakter ihres Cultus ist finster, dämonisch und furchterregend. Vielleicht hängt es gerade hiemit zusammen, dass die Griechen die Unterwelt und was damit in Verbindung steht, gern nach Italien verlegten, weil ihnen diese Völker und ihre Religion einen finstern und blutigen Charakter zu haben schienen. Ein Beweis dafür ist z. B. die Todesweihe der Decier (Liv. X, 38. Flor. I, 16, 7). Doch finden sich daneben auch viele Spuren von sittigenden und ordnenden Einflüssen unter ihren Religionsgebräuchen,

---

[8]) Schwegler S. 239 ff. Zinkeisen, Samnitica, Leipzig 1831. Die Münzen mit Safinim Friedländer, osk. Münzen, Berlin 1850 S. 78; annali dell' inst. arch. 1846 p. 147. Mommsen, annali di numism. I, 1846 p. 35.

[9]) Ver sacrum. Dion. Hal. I, 16. Göttling, röm. Staatsverfassung S. 7. Aschenbach, de vere sacro veterum Italorum, Ilfeld 1830. Grotefend, z. Geogr. und Gesch. von Altitalien IV, S. 8. 13.

[10]) Müller, kl. Schr. I, S. 357. Curtius, Philol. III, S. 747.

die später auf Rom übergiengen. Namentlich hatten sie ein festes Kriegs- und Völkerrecht ausgebildet, dem auch die römischen Fetialen angehören mögen [11]. Ebenso stammt auch das Auspicien- und Auguralwesen [12] ohne Frage von den sabellischen Völkern her. Bei den Etruskern finden sich auch Andeutungen davon, aber ihnen waren die Blitze und die Eingeweideschau (haruspicina [13]), die Hauptsache, welche die Sabeller nicht kannten. Die Haruspices liessen die Römer noch bis zur Kaiserzeit stets aus Etrurien kommen und eigneten sich nie dieselben ganz an, während jeder römische Patrizier in die Augurien und Auspicien eingeweiht war.

Heimat und Herkunft der Etrusker [14] ist wie ihre Sprache ein Räthsel. Einige haben sie für nordische Einwandrer, Andere für Pelasger, noch Andere für Lyder [15] gehalten. Ebenso verschieden sind die Meinungen über ihr Verhältnis zu den Griechen, indem Manche feindliche Vertreibung, Andere eine Verschmelzung annehmen. Diejenigen, welche sie aus dem Norden kommen lassen, stützen sich auf ihre Stammverwandtschaft mit den Rhätiern [16], die uns Liv. V, 33 berichtet und die durch den einheimischen Namen Rasena (Dion. Hal. I, 30) eine Bestätigung erhält. Freilich dachten sich die Alten dabei nur einen zersprengten Haufen, der durch die Eroberung des circumpadanischen

---

[11]) Liv. VIII, 39, wie sie auch zunächst von den Aequern zu den Römern gekommen sein sollen. Osenbrüggen, de jure gentium apud Rom., p. 32. 33. Göttling S. 21 spricht den Sabinern die Fetialen ab.

[12]) Göttling S. 15. Christiansen, röm. Rechtsgesch. S. 90. Anders Franke, exercitt. Niebuhr. 1841, I p. 27. Ueber den Unterschied zwischen auspex und augur, Göttling S. 201.

[13]) Frandsen, haruspices, Berlin 1823. Müller, Etrusker II, S. 178 ff.; kl. Schr. I, S. 129—216. Schwegler S. 253 ff. Raven, utrum haruspices Romae origine Etrusci an Romani fuerint, Gött. 1822.

[14]) Müller, die Etrusker, Breslau 1828.

[15]) Hamilton Gray, the history of Etruria, London 1843, hält sie gar für die Hyksos. Grotefend, Gött. gel. Anz. 1846 S. 137.

[16]) Göttling. S. 29. 37. Steub, die Urbewohner Rhätiens und ihr Zusammenhang mit den Etruskern, München 1843. Dagegen Kaiser, über den Stamm und die Herkunft der alten Rhätier, Dissentis 1838. J. Jahrb. 1839, XXV S. 238. Nägele, Stud. S. 86 stimmt für Verschmelzung des rhätischen Stammes mit Pelasgern.

Landes [17]) durch die Gallier getrennt und in die nördlichen Gebirge getrieben worden wäre. Niebuhr dagegen benutzt jene Angaben, um das ganze Volk aus Rhätien südwärts wandern und die tyrrhenischen Pelasger vertreiben zu lassen, von deren einstigen Wohnsitzen an der Westküste die griechischen Namen bis Pisa hinauf zeugen. Die Schwierigkeit, die aus der Namensähnlichkeit der barbarischen Tyrrhener oder Etrusker und dem Stamme der tyrrhenischen Pelasger, die wir zu Anfang der geschichtlichen Zeit im Mutterlande und später in Lemnos und an der thracischen Küste (Thuc. IV, 109) sesshaft finden, hervorgeht, fühlte schon das Alterthum. Myrsilos von Lesbos machte daher jene Pelasger zu ursprünglichen Tyrrhenern, Hellanikos [18]) dagegen die Etrusker zu wirklichen Pelasgern. Dionys von Halikarnass sucht beide Meinungen so zu vereinigen, dass er die Auswanderung, die jener den barbarischen Tyrrhenern zuschreibt, auf die Pelasger des Hellanikos selbst überträgt, die er wie dieser von Spina aus das mittlere Italien einnehmen und dann wieder durch jene Tyrrhener vertreiben lässt. Diese Ansicht unterscheidet sich von der Niebuhrschen nur in zwei Puncten, dass 1) Niebuhr die Pelasger nicht von der Ostküste herüberleitet, sondern als einen Zweig der Sikuler von der Westküste selbst betrachtet, und dass 2) Dionys über den Ursprung seiner Rasena nicht entscheidet, sondern sie gleichfalls für Urbewohner zu halten geneigt ist, mit welchen die Pelasger sogar lange zusammengewohnt hätten. Die dritte Ansicht, die sich bei Herodot (I, 94) findet, nach welcher die Tyrrhener lydische [19]) Colonisten sein sollen, verwerfen

---

[17]) Mantua war auch in historischer Zeit noch etruskisch und in Bononia hatte sich der alte Name Felsina erhalten.

[18]) Lepsius, über die tyrrhen. Pelasger in Etrurien, Leipzig 1842, hält die Etrusker für eine Mischung eingewanderter Pelasger und unterjochter Umbrer. Aehnlich ist die Ansicht von Millingen, transactions of the society of literature 1834, T. II p. 2 Suppl. — S. dagegen Steub a. a. O. und Schömann, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1842, S. 1235.

[19]) Manche Analoga sind nicht von der Hand zu weisen, Extemporalia de quibusdam nom. Etrusc. formis, Mém. de l'inst. arch. 1843 p. 18. Plaut. Cistell. II, 3, 20 nennt etruskische Sitte, was sonst lydische heisst, Becker Charikles II, S. 433. Das *μητρόθεν καταλέγειν ἑαυτόν*

beide aus unverächtlichen Gründen und in der Art, wie sie das Alterthum fasste, wird sie wol nur der Gelehrte vertheidigen, der in Etrurien schlechterdings orientalische Elemente finden will [20]). Dagegen hat sie Müller auf eine andere Art gefasst, nach dem Vorgange von Ryckius [21]), indem er nämlich die pelasgischen Tyrrhener selbst von der lydischen Küste aus Torrha oder Torrhebis kommen und sich dann ums Jahr 1000 mit den Rasenen vereinigen lässt, die er gleichfalls von Norden herleitet. Als Repräsentanten dieser Vereinigung betrachtet er Tarchon d. i. Tyrrhenos, den mythischen Gründer von Tarquinii und dem Zwölfstädtebunde, und erklärt daraus denn auch jene sonderbare Mischung griechischer und barbarischer Elemente auf den etruskischen Kunstdarstellungen, sowie die durchgängige Empfänglichkeit der Etrusker für Nachahmung griechischer Muster. Ein barbarisches und ein pelasgisches Element ist jedenfalls in den Etruskern verschmolzen, mag man nun die Pelasger vom adriatischen Meere her zuwandern lassen oder die Tyrrhener selbst als Pelasger fassen und sie mit den Rasenen verschmelzen lassen. Freilich kann ein guter Theil desjenigen, was sich aus griechischer Mythologie und Heldensage auf etruskischen Monumenten findet, auch durch die späteren griechischen Colonien, namentlich die campanischen, wie z. B. Kumä, auf sie übergegangen sein. Insbesondere gilt letzteres wol von der Schrift, die nach der gewöhnlichen Angabe sogar erst ums Jahr 600 ein korinthischer Flüchtling Demaratos nach Etrurien gebracht haben soll (Tac. A. XI, 14. Plin. N. H. XXXV, 43). Da inzwischen etruskische und oskische Schrift mit wenigen Ausnahmen gleich sind und beide der ältesten griechischen Schrift, die wir kennen, theils durch die Schreibung von der Rechten zur Linken, theils durch die Schriftzüge entsprechen, so mag jene Sage wol

---

haben die Etrusker wie die Lykier Her. I, 173. Es steht indessen auch nichts im Wege, dergleichen aus dem bedeutenden Handelsverkehre der Etrusker auf der einen und aus ihrer Assimilationsgabe auf der andern Seite zu erklären.

20) Dorow, Etrurien und der Orient, Heidelberg 1839.

21) de primis Italiae colonis c. 6.

nur auf dauernden Verkehr deuten. In der Sprache [22]) der Etrusker dagegen ist keine Spur eines griechischen Elementes zu erkennen. Die Römer verkehrten mit ihnen nur durch Dolmetscher [23]) und betrachteten ihre Sprache als eine vollkommen fremde.

Die Verfassung des Volkes war ein Föderativsystem von zwölf Städten, unter denen Tarquinii, Veji, Arretium, Cortona, Clusium, Rusellae, Vetulonia, Volterra, Perusia und Volsinii am sichersten nachgewiesen sind, ausserdem werden Populonia und Caere dazu gerechnet, mit demselben Rechte lassen sich aber auch Falerii und Horta dazu zählen [24]). Auch im circumpadanischen Lande und in Campanien, wo sie vor der Eroberung der Samniter über die Osker herrschten, ist Aehnliches anzunehmen, wenn sich auch hier die Städte nicht so bestimmt nachweisen lassen. In den einzelnen Städten war die Gewalt in den Händen der Aristokratie, der Lucumonen, die ritterlichen und priesterlichen Charakter vereinigt zu haben scheinen: aus ihrer Mitte wurden bisweilen, aber nicht ständig, Könige als Heerführer gewählt. Der Aristokratie gehörte das Landeigenthum, das durch Hörige bebaut wurde. Ein freier Mittelstand lässt sich nicht nachweisen, ebenso wenig wie eine bürgerliche Gesetzgebung. Auch von Literatur finden sich keine Spuren: die ganze geistige Thätigkeit der Gebildeten scheint sich auf das Studium und die Auslegung des Ritualbücher und Geheimlehren beschränkt zu haben, welche die Sage von einer Wundererscheinung, Tages [25]), herleitete. Diese bildeten die Grundlage der etruskischen Religion, der Opferschau und Himmelsbeobachtung. Aeusserliche Analogien zwischen der griechi-

---

22) Lanzi, saggio di lingua Etrusca, Florenz 1824—25. Pott, Hall. Encykl. II, 18, S. 25. Grotefend II, S. 12. IV, S. 19. Doederlein, de vocum aliquot Latinarum, Sabinarum, Umbricarum, Tuscarum cognatione graeca, Erlangen 1837. Als Probe der mannigfachen Auslegung des Etrusk. S. Bullet. arch. 18 38 p. 113.

23) v. Heusde, de Aelio Stilone p. 18.

24) Ratti, atti dell' accademia Rom. d'archeol. 1835, V.p. 156. Einige haben unter den 12 Städten wieder Tetrarchien nachzuweisen gesucht. Sachsse, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1846. N. 97.

25) Cic. divin. II, 23. Laur. Lyd. p. 275 Bekker. Schwenck, W.

schen und der etruskischen Religion [26]) finden sich wol, wie z. B. die Zwölfzahl der herrschenden Götter, aber mehr darf man nicht suchen. An der Spitze der Zwölf steht eine Trias von Tinia, Cupra und Menerva (Zeus, Hera, Pallas), wie sie den Griechen fremd ist: über Allen die sogenannten verhüllten Götter, Schicksalsmächte, den nordischen Nornen ähnlich. Diese Duplicität entspricht der Duplicität der Nation selbst. Unter den obern Göttern steht aber noch eine zahllose Schaar von Genien und Laren, jene für den einzelnen Menschen, diese für alle Verhältnisse des häuslichen und physischen Lebens. Eine genauere Bestimmung ist jedoch wegen der steten Gefahr der Verwechslung mit den römischen Gottheiten nicht möglich. Nur das steht fest, dass das Leben in allen seinen Beziehungen aufs Engste mit der Geisterwelt in Zusammenhang gesetzt wurde und dadurch zwar auf der einen Seite eine höhere Bedeutung, auf der andern aber auch eine strenge und ängstliche Abgemessenheit erhielt, deren Fatalismus jeden freieren Fortschritt hemmen und allmählich eine dumpfe Fäulnis herbeiführen musste [27]). Für den geistigen Druck entschädigte sich das Volk durch den gemeinsten Sinnengenuss, so dass sie die Sybariten unter den Barbaren genannt werden (Diod. V, 40. VIII fr. 22). Wenn auch mit dieser Richtung auf materiellen Genuss eine reiche Technik verbunden war, so geht ihr doch aller ideale Charakter ab. Der bedeutende Handel- und Seeverkehr, den sie wenigstens bis zur grossen Niederlage durch Hieron bei Kumä (470) hatten, trug viel zur Entwicklung ihrer Cultur bei. Die mannigfaltigen Berührungen mit dem Osten und Westen nährten Luxus und Prachtliebe, so wie sie den Wolstand des Landes förderten (Arist. Pol. III, 5, 10). Zeugnis davon legen noch die Reste der Hauptstädte des Landes ab und die gewaltigen mit Wandgemälden geschmückten unter-

---

Rh. Mus. V, S. 394. Braun, Tages und der Minerva heilige Hochzeit, München 1839.

26) Gerhard, Monatsber. d. Berl. Akad. 1847 S. 127, über die Gottheiten der Etrusker, Berlin 1847; über die etrusk. Götternamen Zeitschr. f. d. Alt. W. 1847 N. 85.

27) Dempster, de Etruria regali, Florenz 1723. Passeri, paralipomena, Luca 1767.

irdischen Grabkammern, insbesondere die Todtenstadt bei Tarquinii und andere Denkmäler, wie sie schon das Alterthum bewunderte [28]). Die Mauerreste ihrer Städte verrathen bei Weitem mehr Kunst und Plan als die der Volsker, Herniker, Umbrer u. s. w., die ganz aus unregelmässigen Polygonstücken bestehen. Sie haben ferner zuerst die Sprengung des Bogens geübt, wodurch die Architektur eine ganz neue Richtung erhielt, wenn auch griechischer Stolz diese Erfindung dem Demokrit beilegte (Seneca ep. 90). Eine Menge kleinerer Kunstwerke fördert der etruskische Boden noch immer zu Tage. In Stein werden zahlreiche Todtenkisten mit allerlei Sculpturen gefunden, wie überhaupt ein grosser Theil der Kunstthätigkeit der Ausschmückung der Gräber gewidmet war. Hervorzuheben aber sind insbesondere die früher Pateren genannten, jetzt als Spiegel erkannten Arbeiten in Erz [29]) und die Vasen von Thon [30]). Auf jenen sind theils Leichenspiele und Todtenopfer, theils mythologische Scenen dargestellt und zwar sind die letzteren entweder der griechischen Mythologie entlehnt und durch beigeschriebene Namen bezeichnet oder sie enthalten die finsteren Spukgestalten der eigenen Religion. Was die Vasen betrifft, so ist streitig, wie viel davon den Etruskern eigenthümlich, wie viel durch Handelsverkehr eingeführt ist. Korinth und Attika ist allerdings die Heimat der Vasen und die Etrusker, wie die andern Italioten, empfiengen sie zuerst nur auf dem Handelswege, aber nicht alles was sich jetzt davon in Etrurien findet, ist importiert, ein grosser Theil mit der den Etruskern eigenthümlichen Assimilationsgabe nachgebildet. In derselben Weise haben sie ägyptische, babylonische und andere asiatische Kunst- und Schmucksachen nachgeahmt, woraus fälschlich auf orientalischen Ursprung des Volkes geschlossen worden ist. Der etruskische Kunststil entspricht im Ganzen dem

---

28) Das Riesengrab des Porsena Plin. N. H. XXXVI, 13, 91. Dennis, the cities and cemeteries of Etruria, London 1848, übers. von Meissner, Leipzig 1850—52. Avvolta, annali del inst. di corr. arch. I, p. 92. Inghirami, monumenti Etruschi, Florenz 1821—27.

29) Gerhard, über die Metallspiegel der Etrusker, Berlin 1838.

30) Müller, Archäol. §. 171.

älteren griechischen, aber in dem Verhältnis der altdeutschen zur altitalienischen Malerei. Das Streben nach treuer Naturnachahmung tritt hier schon bei Weitem freier und sichtlicher hervor, als bei der ältesten ägyptischen Kunst, die in dieser Hinsicht sich etwa mit der byzantinischen des Mittelalters vergleichen lässt. Aber der düstere und monotone Charakter des öffentlichen Lebens hemmte die Genialität, aus welcher die Verschmelzung der Theile und ein inneres Leben des Ganzen hätte hervorgehn können. Daher zeigt sich selbst bei grosser Correctheit der Zeichnung eine Härte in den Umrissen und eine Plumpheit der Stellungen und Formen, die den mechanischen, handwerksmässigen, nur auf das Materielle gerichteten Sinn des Volks verräth, der der fortschreitenden Cultur auch nur Ueppigkeit und Schwelgerei, keinen höheren geistigen Aufschwung verdankte (Athen. IV, 39: XII, 14).

§. 47. Die Latiner und die Entstehung des römischen Staates aus ihrer Mitte.

So viel sich mit historischer Wahrscheinlichkeit über die ursprüngliche Entstehung und die Schicksale dieses Völkchens ermitteln lässt, das aus den unscheinbarsten Anfängen zur Herrschaft der Welt gelangte, so war es ein Zweig des umbrisch-oskischen Stammes, dessen erste Sitze Varro (Dion. Hal. I, 14) noch in den Ruinen alter Städte in der Gegend von Reate erkannte. Aus diesen wären sie dann durch die Sabiner vertrieben worden und hätten ihrerseits wieder die Sikuler von der Küste verdrängt. Da aber die Sikuler, die wir in der geschichtlichen Zeit noch in Sicilien finden, wahrhaft griechischen d. i. pelasgischen Ursprungs waren [1], so möchte nicht sowol eine Vertreibung als vielmehr eine Ueberwältigung oder Verschmelzung derselben mit den Aboriginern — Niebuhrs Caskern oder Priskern — anzunehmen sein. So er-

---

[1]) Niebuhr I, S. 52. — Klotz, lat. Lit. Gesch. S. 169 und Keferstein, kelt. Alterth. S. 213 machen die Sikuler zu Kelten, so gut wie Umbrer und Pelasger S. §. 46, 4.

klärt sich am besten die Mischung der lateinischen Sprache aus einem griechischen und italischen Idiome, die trotz der entgegengesetzten Ansicht vieler neueren Gelehrten nicht abzuweisen scheint. Gerade dieser Mischlingscharakter des Volkes bringt ein Temperamentum hervor, wie es die griechische Nation nie erreichte. Bei Rom arbeitet Alles zur Vereinigung, bei Griechenland zur Trennung, und daher findet sich hier Entwickelung der schlummernden Keime, dort Vereinigung der entwickelten Gegensätze zum Allgemeinen. Je weniger sich aber in Rom und Latium überhaupt unmittelbare Nationalität, sondern nur ein vermitteltes Staatsganzes findet, desto empfänglicher waren seine Formen für alles Fremde, während Griechenland diesem entgegenstand.

Näheres lässt sich freilich über Latiums Urgeschichte nicht ermitteln. Die mythischen Könige Saturnus und Faunus sind natürlich nur Feld- und Waldgötter, wie überhaupt die ganze Religion [2]) des Volkes sich auf Ackerbau, Viehzucht und andere ländliche und häusliche Verhältnisse bezog, deren gute und schädliche Principien sie alle in eignen Gottheiten personificierte. Nur Janus als Gott des Lichts an der Spitze — und vielleicht Diana zur Seite — macht eine Ausnahme, ist aber deshalb der älteste Hauptgott, während Jupiter und Juno erst der Vergleichung mit den etruskischen Göttern ihre Oberstelle verdanken mögen. Uebrigens sind auch diese nur hilfreiche Götter; eine tiefere Symbolik kennt die latinische Religion nicht, dagegen ist aber auch ihre Mythologie frei von allen jenen grob-sinnlichen Vorstellungen, die uns in der griechischen begegnen und diese mehr als eine Naturreligion darstellen, während es die latinisch-römische mehr mit den Grundlagen des geselligen Lebens zu thun hat. Von diesem Charakter der Reflexion

---

[2]) Walz, rel. Rom. antiquissima, Tübingen 1845. Ambrosch, Studien und Andeutungen, Breslau 1839 S. 63. Zumpt, die Religion der Römer, Berlin 1845. Hartung, die Religion der Römer, Erlangen 1836 2 Bdde. (I. S. 248.) Lacroix, recherches sur la religion des Romains d'après les fastes d'Ovide, Paris 1846.

rührt es auch her, dass die Religion der Römer von Mythen nur sehr wenige hat, die sich mit dem Leben und Reichthum der griechischen nicht vergleichen lassen.

Die bürgerliche Organisation des Volkes hängt mit der Sage von der trojanischen Colonie zusammen, die sich unter des Latinus Regierung mit den Aboriginern vereinigt haben soll. Aeneas selbst sollte Lavinium erbaut haben, dessen frühere Wichtigkeit sich noch später im Cultus der Penaten zeigt [3]), von denen die römischen nur Absenker sind. Sein Sohn Askanius gilt als Gründer von Alba, der Mutter der 30 Städte, deren Namen wir aus Plin. N. H. III, 9 und Dion. Hal. V, 61 kennen lernen. Die wichtigsten darunter sind: Ardea, Aricia, Cora, Gabii, Laurentum, Lavinium, Labicum, Lanuvium, Nomentum, Norba, Praeneste, Setium, Tibur und Tusculum. Jede derselben hatte einen König oder Dictator [4]) und zusammen machten sie einen Bund aus, dessen Versammlung am Fusse des Mons Albanus im Haine der Ferentina gehalten wurde. Dieser Bund ist geschichtlich sicher: was dagegen die Sage von Aeneas [5]) selbst betrifft, so ist sie um so gewisser als mythisch zu betrachten, als der Name des Aeneas öfters an der thracischen und anderen Küsten in ähnlicher Weise wiederkehrt, ja derselbe nach anderen Nachrichten gar nicht aus Asien entwichen sein, sondern mit Vergünstigung der Griechen fortwährend über Reste der Teukrer am Hellespont geherrscht haben sollte. Fraglich ist also nur, wie die Sage zu fassen sei: darüber aber zeigen sich die allerverschiedensten Ansichten. Der eine hält

---

[3]) Niebuhr II, S. 21.

[4]) Lorenz, de dictatoribus Latinis et municipalibus, Grimma 1841. Henzen, Ann. del Inst. arch. XVIII p. 253. Gervasio, sopra l'inscr. puteol. de'Lucceji, Napoli 1851 p. 35. Der Name blieb lange noch als Bezeichnung der obersten Municipalbehörde.

[5]) Klausen, Aeneas und die Penaten, 2 Bde., Hamburg und Gotha 1839—40. Rec. Hall. Lit. Zeit. 1841 N. 161. Klausen, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1839, N. 72. Rückert, Trojas Ursprung, Blüthe, Untergang und Wiedergeburt in Latium, Hamburg 1846. Bochart, num umquam Aeneas fuerit in Italia, Hamb. 1672, dagegen Klotz acta liter. III p. 7.

den Aeneas für phönicisch [6]), der andere für thracisch [7]), Niebuhr [8]) denkt an Samothrake, wo einerseits Dardanos Verwandtschaft mit Troja beurkundet, andrerseits später die Tyrrhener vorkommen. Auch Bamberger [9]) fasst die Sache so, dass die Troer Pelasger und insofern mit jenen Sikulern verwandt gewesen wären, die wir auch z. B. in Segesta auf Sicilien finden. O. Müller [10]) leitet dagegen das Ganze aus den sibyllinischen Büchern her, die aus dem kleinasiatischen Kyme die Kunde von Aeneas mitgebracht hätten. Kurz die Frage hängt mit den Lebensfragen der griechischen Vorgeschichte über die Nationalität der Troer, über Pelasger und Leleger u. s. w. aufs Engste zusammen. Nur soviel ist sicher, dass Aeneas ein Heros ist, der sich allerwärts wiederholt, wo sein Volksstamm sich niedergelassen hatte. An der Sage ist also wenigstens soviel geschichtlich, dass das Volk, welches der Name Latinus — freilich proleptisch — repräsentiert, wirklich gemischt gewesen, in der Weise, wie es Virg. Aen. XII, 192 heisst:

Sacra deosque dabo, socer arma Latinus habeto.

Dass Aeneas im Cultus nicht sowol als eingewandert wie als einheimisch betrachtet wurde, zeigt schon seine Verehrung als Jupiter indiges nach seinem Tode. So stellte er am Ende wol gar das vor den Aboriginern in Lavinium ansässige Volk dar, während diese dann nach ihrer Vereinigung mit jenem die neue Hauptstadt Alba gegründet hätten. Von Anwesenheit pelasgischer Ansiedler zeugt auch die Sage von Evander und wenn wir auch dessen arkadischen Ursprung mit Niebuhr und Müller lediglich aus einer Namenverwechse-

---

6) Fiedler, de erroribus Aeneae ad Phoenicum colonias pertinentibus, Wesel 1827.

7) Uschold, Gesch. d. trojan. Krieges S. 314, der auch die Etrusker zu Thrakern macht.

8) I, S. 207.

9) Rhein. Mus. VI, 1839, S. 82. Für Pelasger hält die Trojaner auch Göttling, röm. Verf. Gesch. S. 41. — Zinzow, de Pelasgicis Romanorum sacris, Berlin 1851.

10) Causae fabulae de Aeneae in Italiam adventu, Class. Journ. 1822 Vol. XXVI N. 52; Dorier I, S. 222. Klausen und Schwegler sind vielen Resultaten Müllers beigetreten.

lung zwischen Pallantium und Palatium ableiten, so scheint doch Pales selbst der griechischen Pallas nicht eben fremd [11]). Faunus erinnert offenbar an Pan [12]), Vesta entspricht der Hestia und selbst Ceres kann man in der samothrakischen Axiokersa wiederfinden, wie überhaupt Ceres, Liber und Libera eine merkwürdige Analogie zu jener Dreizahl sind. Ebenso werden die Penaten öfters mit den Kabiren [13]) verglichen. Nicht minder sprechen viele Ortsnamen zu Gunsten dieser Ansicht, selbst bei Tibur fand sich ein Sicilicum zum deutlichen Zeichen der ehemaligen Anwesenheit dieses Stammes und auch Falerii behauptete griechischen Ursprung.

Weiter aber können wir nicht eindringen. Ganz unhistorisch ist die Reihe von Königen, [14]) mit der die gewöhnliche Sage die Lücke zwischen dem trojanischen Kriege und der traditionellen Gründungsepoche Roms — Ol. 6, 3 oder 7, 1 — ausfüllt. Und wenn wir sehen, wie zahlreiche Schriftsteller des Alterthums Roms Erbauung bis in die Zeit des Aeneas hinaufrücken [15]) und bald an einen Romus, bald an eine Roma anknüpfen, so verschwindet auch der schwache Schein von Geschichte, in welchen Diokles von Peparethos und Fabius Pictor die Entstehung der Weltkönigin eingehüllt haben, gänzlich. Romulus und Remus selbst sind nur Personificationen: und je sonderbarer dieser Dualismus erscheint, desto leichter löst er sich, sobald wir darin den Sieg des guten Princips der Stadt über den bösen Genius derselben erblicken, der deshalb auch seinen Platz an der Lemuria i. e. Remuria am Aventinus hat, wo früher bereits Kakos, das Gegenbild zu Evander, gehaust hatte [16]).

Soviel geht jedoch selbst aus der entstellten Sage von

---

11) Creuzer, Symbol. II, S. 937.

12) Gerhard, osservazioni del dio Fauno e de' suoi seguaci, Neapel 1825, hyperboreisch-röm. Stud. II, S. 77. Klausen, a. a. O. S. 843. 1141. Auch mit Evander lässt sich Faunus durch Ableitung von favere in Verbindung bringen.

13) Ambrosch, Studien S. 132.

14) Ritter in R. Rh. Mus. II, S. 484. 491.

15) Plut. v. Rom. 2. Grotefend, Alt-Italien III S. 8. Ueber spätere griechische Einflüsse auf italische Urgeschichte Nitzsch, Polybius S. 103.

16) Ovid. Fast. V, 445. Blume, Einleitung in Roms alte Gesch., Berlin 1828 S. 180.

Numitor und Amulius u. s. w. hervor, dass Rom seine erste Entstehung inneren Zwistigkeiten in Alba verdankte [17]), in deren Folge die überwundene Partei sich in die Niederungen am Ufer der Tiber [18]) zurückzog. Ausgestossen aus der Rechtsgemeinschaft des Bundes musste sie natürlich ihre Existenz mit Gewalt der Waffen sichern, verstärkte sich aber durch Zuzug von anderen Städten und vereinigte sich endlich mit einem benachbarten sabinischen Stamme zu einem geordneten Gemeinwesen, in welchem die religiöse und bürgerliche Einrichtung der beiden Völker aufs Engste verschmolz.

§. 48. Von der ältesten Geschichte der Stadt Rom und den verschiedenen Elementen ihrer Bevölkerung [1]).

Die älteste Grenze des Stadtgebietes ward noch zu Strabos [2]) Zeit zwischen dem 5. und 6. Meilensteine durch Ambarvalien gefeiert. Was den ersten Umfang der Stadt selbst betrifft (Tac. A. XII, 24), so beschränkte sie sich ursprünglich auf den palatinischen Berg und dessen nächste Umgebung und betrachtete daher auch das Fest der Pales, den 21. April, als ihren Gründungstag, insofern Pales als die älteste Ortsgottheit angesehen wurde. Als Citadelle diente der saturnische, nachmals capitolinische Berg; die anderen umliegenden Hügel wurden erst nach und nach angebaut, als die

---

[17]) So auch Göttling, S. 44.

[18]) Dass die Lage Roms keine solche war, die freiwillig erkoren sein würde, haben schon die Alten bemerkt (*ἐν τόποις οὐ πρὸς αἵρεσιν μᾶλλον ἢ πρὸς ἀνάγκην ἐπιτηδείοις* Strab. V, 239 extr. Becker, Topogr. p. 83). Es war ein Zufluchtsort in einer früher schwach bevölkerten Gegend, der indessen für eine versprengte Partei Schutz darbot. Die Niederung ist rings von Hügeln umgeben, unter denen der palatinische und capitolinische vortrefflich zu Burgen und Verschanzungen verwendet werden konnten.

[1]) Niebuhr, Abriss der Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten und der Wiederherstellung der neuen Stadt Rom, kl. Schr. I, S. 417. Becker, de Romae veteris muris atque portis, Leipzig 1842.

[2]) V. p. 230. Hertzberg in J. J. Suppl. V. 1839 S. 421. Göttling, S. 148.

Zerstörung von Alba Longa und die Besiegung Latiums die Einwohnerzahl erheblich wachsen liess. Doch darf man die sieben Hügel, auf die sich das alte Fest septimontium [3]) bezog, nicht mit den grösseren sieben verwechseln, um derentwillen Rom gewöhnlich die Siebenhügelstadt heisst. Jene umfassen ausser dem Palatin mit seinen Kuppen, Velia und Germalus, nur noch den Coelius und einen Theil des Esquilin, die Spitzen Oppius und Cispius mit den Thälern Subura und Fagutal zwischen Esquilin und Coelius [4]). Den Quirinalis und Viminalis zog erst Servius, den male ominatus Aventinus [5]), obgleich schon von Ancus Martius angesiedelt, erst Kaiser Claudius in das Pomoerium d. i. den heiligen Stadtkreis. Dies Pomoerium war jedoch wol mehr symbolisch angedeutet als durch zusammenhängende Befestigungswerke abgegrenzt. Nur wo der Abhang des Hügels nicht selbst einen natürlichen Schutz bildete, half man durch Kunst nach, wie Ancus durch die fossa Quiritium, Tarquinius durch den agger, den er quer über die Ebene von der porta Collina bis bis zur Esquilina (Dionys. Hal. IX, 68. Cic. Rep. II, 6) zog, wo dann wieder Bergabhänge sich anschliessen, welche theilweise die Befestigung unnöthig machen.

Die Bedeutung der Namens des Stadt liegt im Dunkel: ob Valentia — als Uebersetzung des für griechisch gehaltenen Wortes Roma — oder was sonst der geheimnisvolle Name gewesen, den der Aberglaube geheim hielt, muss dahingestellt bleiben [6]). Das vereinigte Volk hiess populus Romanus Quiritium oder populus Romanus Quirites. Dieser Name wurde entweder von Cures, als der Heimat des sabinischen Königs Titus Tatius hergeleitet oder auch mit quiris Lanze in Verbindung gebracht, als dem Symbole des Gottes Quirinus.

---

[3]) Ambrosch S. 175. 191.

[4]) Festus s. v. — Müller in Böttigers Archäol. und Kunst, Breslau 1828, S. 69.

[5]) Gell. N. A. XIII, 14; wahrscheinlich ist er die Todtenstadt gewesen. Braun, bull. dell inst. arch. 1841 p. 36.

[6]) Ueber den Geheimnamen Solin. Polyhist. I, 1 und Plin. N. H. III, 9. Plut. VIII p. 347. Hutten. Laur. Lyd. de mensib. p. 97. Böttiger kl. Schr. III, S. 289. Letronne, Rev. archéol. IV, 1, p. 132. Lobeck Aglaoph. p. 274. Osann ad Cic. Rep. II, 9.

Niebuhr hat zur Erklärung des Namens eine alte Stadt Quirium angenommen auf dem quirinalischen Hügel, die mit der romulischen Stadt verschmolzen sei; aber sie lässt sich nicht nachweisen. Man muss die Quiriten als die in den Curien vollberechtigten Bürger ansehen 7), der Name kömmt also nicht etwa ausschliesslich den Sabinern zu.

Die älteste Geschichte der Stadt ist durch Sagen dunkel; historischer Kern aber muss ihnen zu Grunde liegen, wenn er auch nur wie einzelne Inseln aus dem Meere hervorragt. Man darf ebensowenig die ganze Königsgeschichte für Mythus halten als alles für wirkliche geschichtliche Facta ansehn 8). Romulus und Numa sind Personificationen, letzterer repräsentiert alle religiöse und gesetzliche Ordnung. Titus Tatius ist der Heros eponymos der Tities. Aber die folgenden Könige tragen bei Weitem mehr historischen Charakter, mag auch manches Spätere auf sie übertragen sein, wie es in Griechenland mit Lykurg und Solon der Fall ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Reihe der römischen Könige künstlich zusammengedrängt worden und eine längere Existenz der Stadt anzunehmen, als sie durch die sieben Herrscher repräsentiert wird: die Namen fehlten für die früheren und so entstand das künstliche Gebäude der albanischen Königsreihe.

Die Sage führt schon auf Romulus, also auf die Gründung der Stadt, die Eintheilung in die drei Tribus der Ramnes, Tities und Luceres zurück. Indessen lassen vielfache Angaben schliessen, dass erst eine Zweitheilung Statt gefunden hat, ehe der dritte Stamm dazu kam. Eine ursprüngliche Duplicität im Cultus wegen des latinischen und sabinischen Elementes ist nicht zu verkennen und damit ist am Leichtesten die Ansicht zu widerlegen, als seien die Sabiner durch blosse Eroberung dem römischen Staate einverleibt

---

7) Becker, Alterth. II, 1, S. 25. Lange Jahns Jhrb. 1853 LXVII S. 42

8) Gerlach, die ältesten Sagen der Latiner, Basel 1850. Gerlach und Bachofen, Geschichte der Römer, Basel 1851. Lasaulx, Abhdlgn. der Münch. Akad. 1849, V S. 83. Petersen, de originibus hist. Rom. p. 37. — Schömann, de Tullo Hostilio, Greifswalde 1847. A. Karsten, de hist. Rom. antiquissimae indole et auctoritate deque primis Romae regibus, Utrecht 1849. Heffter, Jahns Jahrb. 1850, LX S. 181.

worden; es ist nicht eine Eroberung, sondern eine Verbindung und Verschmelzung, wenn man auch nicht mehr alle Einzelheiten herausschälen kann. Weit schwieriger ist die Erklärung der Verbindung mit dem dritten Stamme.

Die Luceres führen die Alten auf einen etruskischen Lucumo Caelius Vibenna zurück, der sich schon unter Romulus auf dem caelischen Berge angesiedelt haben sollte [9]. Der Ansicht, dass die Luceres den altpelasgischen oder sikulischen Einwohnern entsprächen, die von den Aboriginern unterdrückt vielmehr Hörige als Gleichfreie gewesen wären, steht entgegen, dass der latinische Theil des römischen Volkes vorzugsweise zu demjenigen Elemente Latiums gehört zu haben scheint, der oben als das pelasgische oder troische nachgewiesen ist. Vesta, das Palladium, die Penaten in Lavinium, Aeneas selbst und seine fortwährende Bedeutung führen darauf hin, und so könnte gerade die schon erwähnte Entzweiung auf dem alten Stammesunterschiede in der Mitte der Latiner selbst beruht haben, den auch der doppelte Name des Erbauers von Alba, Julus und Ascanius, vielleicht ebenso sehr als die Duplicität von Amulius und Numitor vermuthen lässt. So wären denn nicht die Luceres, sondern gerade die Ramnes pelasgischen Ursprungs.

Für den etruskischen Ursprung der Luceres spricht auch die niedrigere Stellung, die sie in dem bekannten Verse 'Ramnenses Titiesque viri Luceresque coloni' einnehmen, insofern der König, dem sie die Gleichstellung verdanken, Tarquinius Priscus, nach allen Nachrichten nicht, wie Niebuhr annimmt, ein Latiner sondern ein Etrusker ist. Unter den vier ersten Königen wechseln nur Latiner und Sabiner [10]; die Elemente, deren Verschmelzung dem Numa beigelegt wird, sind entweder latinisch, wie die Vestalinnen, oder sa-

---

9) Cic. Rep. II, 8. Tac. A. IV, 65 c. nott. Lips. Der etrusk. Ursprung der Luceres ist lebhaft vertheidigt von Franck, exercitt. Niebuhr. p. 11. 23. Linker Zeitschr. f. österr. Gymn. 1854 S. 49. — Schwegler (I, S. 512 ff.) hält sie für die unter Tullus Hostilius nach Rom versetzten Albaner, ebenso Lange, Gött. gel. Anz. 1851. S. 1878.

10) Ueber die Priorität des sabinischen Elements vor dem etruskischen Grotefend, Altitalien III, S. 32.

binisch wie die Salier, Fetialen und Auguren: und in allen Priesterthümern und Aemtern herrscht die Zweizahl, woraus allerdings auf das Deutlichste hervorgeht, dass der dritte Stamm noch nicht gleiche Rechte erhalten hatte. Eben deshalb muss man aber annehmen, dass die Veränderung, welche die Zahl der patres von 200 auf 300, der Vestalinnen von 4 auf 6 erhob, zu Gunsten gerade desselben Stammes geschehen sei, dem der König angehörte, von dem sie ausgieng, wenn gleich der Name minorum gentium fortwährend ihre geringere Geltung aussprach. Die näheren Umstände dieser wichtigen Veränderungen verschweigt freilich die Geschichte, wie sie denn überhaupt in dieser Zeit nur die hervorragendsten Ereignisse mit einem nur äusserlichen Bande verknüpft, dessen Willkür und Zufälligkeit sie selbst nicht verhehlt. So viel ist aber deutlich, dass von jetzt an das etruskische Element wichtiger wird. Der mythischen Abstammung des Tarquinius selbst zu geschweigen, sind solche Werke wie die Cloaca maxima, der Circus und die Substruction des Capitols, deren Reste noch heute Bewunderung erregen, Zeugnisse der etruskischen Kunst. Auch die Bestimmung dieser Werke führt darauf, indem sowol Wettrennen und Kampfspiele etruskische Sitte waren, als sich die Vereinigung von Jupiter, Juno und Minerva im capitolinischen Tempel [11]), wo die altlatinischen Culte förmlich verdrängt wurden, ähnlich bei den Etruskern findet. Als Etrusker konnte Tarquinius Priscus auch Götterbilder mitbringen und als solchem brachten ihm die etruskischen Städte die Königsinsignien, Scepter, Sella curulis, Trabea und die 12 Lictoren, die er nun auch in Rom einführte [12]). In der Zeit von Tarquinius Priscus bis Tarquinius Superbus bildete sich schon eine Art römisches Reich, und das ist die Hauptbedeutung der Regierung der Tarquinier: es war nun nicht mehr ausschliesslich die Stadt Rom, sondern es gehörte auch ein Gebiet im Norden und Süden dazu.

---

[11]) Ambrosch S. 172 hält dagegen auch die capitolinischen Götter für sabinisch, s. a. S. 196 über das Verhältnis des capitolinischen Cultus zum palatinischen und quirinalischen.

[12]) Majus ad Cic. Rep. II, 17.

In dieser Mischung der drei Stämme vereinigte nun das römische Volk alles Schöne und Grosse [13]), das die übrigen Völker Italiens nur vereinzelt darbieten. Der kriegerische Charakter der Sabeller ist mit dem soliden Fundamente des latinischen Landbaus verbunden, dessen sich selbst die Vornehmsten nicht schämten: und mit der etruskischen Cultur kam auch die Strenge der religiösen Satzungen hinzu, die Roms ganzes öffentliches Leben mit einem Ernste und einer Bedächtigkeit ohne Gleichen weihte. So konnte denn auch Roms welthistorische Bestimmung nur durch seine Aristokratie erreicht werden, die aus den bisher betrachteten Elementen bestand. Die Plebs haftet lediglich an der latinischen oder — in weiterer Ausdehnung — der oskischen Nationalität, die ohne den Zusatz der andern Elemente nie aus ihrem bloss materiellen, vegetierenden Leben erwacht wäre und noch in späteren Zeiten in ihrem Gedankenkreise nie über Italien hinausgeht, sondern sich auf die heimische Scholle beschränkt. In Griechenland dagegen war die Demokratie von kosmopolitischer Bedeutung und die Aristokratie der Hemmschuh ihrer Bestrebungen.

§. 49. Aelteste Verfassung und Charakter des römischen Bürgerthums.

Zunächst ist jedoch erst die Form zu finden, in welcher sich die drei erwähnten Elemente zu einem Staatsorganismus gestaltet hatten, ehe die Plebs entstand. Ursprünglich kann freilich auf Rom keiner der für Verfassungsformen üblichen Namen Anwendung finden. Es zeigt sich vielmehr auch darin sein eigenthümlicher und von dem Naturleben des griechischen Volkes ganz verschiedener Mischlingscharakter, dass eine gemischte Verfassung, wie sie in Griechenland erst durch Solons und Lykurgs Bemühungen möglich ward, hier von vornherein Statt hat. Dadurch ist dann das Verhältnis

---

[13]) Flor. III, 18: quippe quum populus Romanus Etruscos Latinos Sabinosque miscuerit et unum ex omnibus sanguinem ducat, corpus fecit ex membris et ex omnibus unus est. Orioli, Ann. dell inst. arch. 1831 p. 64.

der Gewalten gleich anfangs so fest bestimmt, dass, so gänzlich verschiedene Elemente sich auch nach und nach dieser Formen bemächtigen, gleichwol bis auf Augustus [1]) keines derselben für nöthig hält die Formen selbst zu verändern. Auch später, wo jene Bezeichnungen anwendbar sind, sind sie doch stets mehr Namen für die herrschende Partei oder Richtung, für den die Formen erfüllenden Geist, als für die äussere Form selbst.

Man sagt freilich wol, Rom sei zuerst eine Monarchie gewesen, dann zur Aristokratie übergegangen und endlich mit der Gleichstellung der Plebs eine Demokratie geworden. Indessen das hindert nicht, dass in allen drei Zeiten Volksversammlungen, Senat und Beamte bleiben, welche letzteren wenigstens in vieler Hinsicht nur als Erben der Königsgewalt erscheinen. In Griechenland ist die Rechtsidee und ihr Träger souverän, in Rom der Staat und jeder Einzelne, soweit er daran betheiligt ist: da also hier nicht wie in Griechenland die Richtergewalt Sitz der Souveränetät ist, so kann auch die Verantwortlichkeit, welche durch die provocatio ad populum herbeigeführt wird, nicht als eine so wesentliche Veränderung wie in Griechenland angesehen werden. Gewählt waren schon die Könige, so gut wie nachher die Magistrate, beide regierten jussu populi. Was aber in Rom der göttlichen Weihe, die in Griechenland die Souveränetät bestimmte, entsprach, die Auspicien, blieben fortwährend den Magistraten. Wenn auch das den Schein einer Aristokratie hervorbringt, dass die Patrizier eine Zeitlang die Auspicien für sich allein hatten, so wird sich doch zeigen, dass gerade so lange die Plebs gleichsam ausserhalb des Staatsganzen stand [2]). So kann also Rom in jener Zeit nur ebenso uneigentlich eine Aristokratie genannt werden als Lakedämon wegen der Herrschaft der Spartiaten über die Periöken, die kein inneres, sondern ein äusserliches Verhältnis war, denn im Innern fand demokratische Gleichheit Statt.

---

[1]) Ja selbst Augustus übte die Herrschaft in republikanischen Formen.

[2]) J. de Bas, de vi religionis in jus Rom. civile usque ad Constantini M. tempora, Gravenhaag 1831. Wöniger, das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer, Leipzig 1843. Ambrosch S. 187.

Ueberhaupt kann Rom in vieler Hinsicht mit dem lykurgischen Lakedämon verglichen werden. Die Mischung der Königsgewalt mit Senats- und Volksrechten, der kriegerische Charakter beider Staaten und die darauf beruhende Sudordination, die Gliederung des Gemeinwesens durch Tribus, Curien [3]), Gentes, Familien bieten reiche und fruchtbare Vergleichungspuncte dar. Um so schärfer aber wird sich auf der anderen Seite auch die Eigenthümlichkeit des römischen Princips gerade im Gegensatze zu jenem Repräsentanten des hellenischen herausstellen. Was zunächst die Staatsgewalten betrifft, so ist die Gewähltheit der Könige im Gegensatze zur erblichen Monarchie der Griechen allein schon ein Beweis, wie hier die Reflexion an die Stelle der Natur tritt. Noch sprechender aber ist die Wahrnehmung, dass während in Sparta jene Naturkönige nur als Erbstücke dastehen, deren politische Macht höchst gering ist, der römische König gerade als Wahlkönig mit einer fast unumschränkten Gewalt bekleidet wird, die sich später zeitweise in der Dictatur wiederholt. Das römische Königthum aber litt keineswegs durch das Eintreten der Reflexion oder liess sich in seinem Principe dadurch erschüttern, wie der griechische Staat, sondern sank erst, als man anfieng es erblich zu machen. Der Usurpator und Tyrann in der römischen Königsgeschichte ist gerade der, der sein Herrschaftsrecht auf die Erbfolge gründet und die Regierung in seinem Geschlechte erblich machen will. Trotz der Wahl aber steht doch der römische König viel unabhängiger da als der spartanische, und selbst später hat es mit den römischen Beamten eine ganz andere Bewandnis als mit den griechischen, die nur Instrumente des Volkswillens sind, während für die römischen in der Uebertragung der Geschäfte an sie gleichsam das Bekenntnis der Menge liegt, dass sie sich denselben nicht unterziehn könne. Das liegt darin, dass den Römern auch das bloss Factische, durch die Umstände und die Nothwendigkeit Gegebene sofort zu

---

[3]) Francke, de curialibus Romanis qui fuerint regum tempore, praemissa de curiarum origine quaestione, Breslau 1858. Newman, class. Mus. VI, p. 105.

einem Rechte [4]) wird, während bei den Griechen selbst das Rechtliche lange Zeit nur factisch besteht und insofern durch ein anderes Factum aufgehoben werden kann. Der Grieche gehorcht seinen Beamten aus Respect vor dem Factischen, vor dem Herkommen, dem auch er verdankt was er ist, der Römer aus Achtung vor der Macht und Würde, die er nicht, sondern nur der Beamte besitzt. Nimmt man dazu nun noch das militärische Bedürfnis der Subordination, wie es in Sparta eigentlich nur um der Sitte willen bestand, in Rom aber praktische Nothwendigkeit war, so wird man begreifen, wie Wahlkönige und gewählte Beamten doch wieder mit so grosser Gewalt bekleidet sein konnten, obgleich sie nur durch besondere Acte auf sie übertragen wird.

Selbst der Senat ist im Grunde nur der Staats- oder Kriegsrath des Königs, dem dieser nur in sofern folgt, als die Autorität des Alters, der Erfahrung, der Stimmenzahl sich geltend macht. Auch als nach dem Sturze der Könige der Senat eine ständigere Macht wird, besitzt er keine Gewalt, um den Consul [5]) zum Gehorsam zu zwingen, obschon sich wieder auf der anderen Seite in der guten Zeit kein Beispiel findet, dass ein Consul den Gehorsam zu verweigern gewagt hätte, weil auch er seinerseits in diesem Rathe, dessen er in demselben Masse bedarf, wie seiner das Volk, ein ausser und über ihm liegendes Recht achtet. Julius Caesar ist der erste römische Consul, der sich über ein Senatsconsult hinaussetzte und vom Volke erschlich, was er wollte. Das war aber ein Todesstoss für den Staat, wie umgekehrt eine ähnliche Gefahr drohte, als Tiberius Gracchus den Octavius durch das Volk absetzen liess. Wäre freilich der Ursprung des Senats so, wie es oft dargestellt ist, dass Romulus sich nur

---

[4]) Jhering, Geist des röm. Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, Lpzg. 1852. 54. Gött. gel. Anz. 1855 S. 809.

[5]) Die Consuln sollen in auctoritate senatus sein, Göttling. S. 295, wofür Liv. II, 56 extr. den Ausdruck hat „in potestate." Cic. Sest. 65, 137: hujus ordinis auctoritate uti magistratus et quasi ministros gravissimi consilii esse voluerunt. Die Magistrate haben die potestas, der Senat nur das Ansehen des Alters der Erfahrung und des persönlichen Uebergewichts.

ein Consilium gewählt hätte, dessen Mitglieder Patres geheissen und dann ihren Adel auf ihre Nachkommen als Patrizier verpflanzt hätten — also gleichsam eine senatorische Nobilität, die offenbar erst analog mit der späteren Nobilität gebildet ist —, so wäre jener Einfluss unglaublich. Aber dem widerspricht schon die grosse Anzahl und es ist wenigstens viel wahrscheinlicher, dass wie Niebuhr (I, 375 ff.) annimmt, jene 100, 200, 300, die Familienhäupter der drei Stämme oder 30 Curien gewesen seien, die er denn auch folgerichtig sämmtlich als Patrizier ansieht, aus denen er geradezu den ältesten populus allein bestehen lässt. Wie sie die 300 jungen Ritter zur königlichen Leibwache, so stellten sie ihre 300 Alten zum Rathe des Königs, an den deshalb auch bei dem Tode des Königs das Interregnum übergieng: noch in später Zeit war es ein Recht, dass der Interrex ein Patrizier sein musste. Nur durch freiwillige Verzichtleistung der Stammhäupter erhielt also der König seine Gewalt: im letzten Grunde beruhte sie auf dem jussus populi und es ist ganz schief, wenn es Cicero (de Rep. II, 17) so darstellt [6], als ob die Könige von einer Art orientalischer Machtvollkommenheit dem Volke einiges freiwillig abgetreten hätten. Während in Griechenland das Volk den König beschränkte, beschränkte sich in Rom dasselbe selbst durch den König. Der König ist [7]) Richter, Heerführer und Priester. Die Richtergewalt ist seine Hauptthätigkeit im Frieden, sie wird durch die potestas unmittelbar durch die Wahl verliehen und blieb den Consuln, bis in den Prätoren eine eigene Behörde hierfür entstand. Den Heerbefehl (das imperium), der erst eine Meile von der Stadt begann, gibt die lex curiata [8]): die Auspicien, den gottesdienstlichen Theil der Würde, verleiht die inauguratio, die ursprünglich durch den Interrex, später durch den Amtsvorgänger Statt findet.

In Rom ist überhaupt nicht zu verkennen, dass je mehr der Bürger dem Magistrate als Individuum in seiner Sphäre einräumt, desto mehr er auch für sich in der seinigen in

[6]) Vgl. dagegen Schömann, Berl. Jahrb. 1842, Oct. N. 61.

[7]) Göttling, S. 164. Rubino, Untersuchgn. über röm. Verfassung und Geschichte, Cassel 1839. Abschn. 1.

[8]) Niebuhr I, S. 380.

Anspruch nimmt. Je mehr es nicht ein Ausfluss der Sitte und Gewohnheit, sondern ein Gefühl praktischer Nothwendigkeit ist, dass er jenem unbedingt gehorcht, desto weniger ist er geneigt sich jene Subordination auch wo es nicht nöthig ist, gleichsam zur Vorübung gefallen zu lassen, während sie freier Entschluss und Rechtsgefühl ist. Dem Rechte gemäss ist aber auch alles erlaubt, was nicht verboten ist. So ist denn der Römer seiner Person und seines Vermögens in ganz anderer Weise Herr, als der Spartaner. — Die Bedeutung der Familie ist nicht bloss die eines organischen Gliedes, sondern vielmehr eines selbständigen Ganzen, das sich nur, soweit es sein Vortheil mit sich bringt, mit anderen ähnlichen Ganzen zu einem grösseren Staatsganzen oder Bundesstaate verbindet, ohne darum seine innere Autonomie aufzugeben. Schon der Ackerbau [9]) macht hier den Unterschied zwischen Rom und Lakedämon, indem er dem Römer ebenso ehrenvoll wie dem Spartaner schimpflich ist. Durch ihn aber bildet sich von selbst ein Hausstaat in patriarchalischer Form, der nicht nur seine eigenen sacra und herkömmlichen Gebräuche, sondern auch eigene Gerichtsbarkeit hat [10]). Was in Griechenland vom Staate gilt, dass der Mensch nur in ihm Mensch ist, das gilt für Rom von der Familie, während das Familienhaupt seine Rechtspersönlichkeit schon zum Staatsganzen mitbringt. Wenn daher schon die übrigen Gliederungen des Staates eine weit corporativere Geltung haben als in Griechenland, wo sie bloss Eintheilung und insofern Mittel zum Ganzen sind, so gilt der mündige Vollbürger in seiner Individualität viel mehr als dort, wie das auch schon in dem Ausdrucke sui juris liegt, der (= αὐτόνομος) in Griechenland nur dem Staate zukommt. Der paterfamilias oder patronus herrscht über seine Familie wie ein Fürst, und zwar nicht bloss über den unfreien Theil derselben, den früher die Clienten, später als diese zum Bürgerrechte gelangen, die servi bilden, sondern auch über die Kinder [11]) und selbst

[9]) Ueber Rom als agrarischen Staat Droysen Hell. II, S. 262.

[10]) Hegel, Vorlesgn. über Philosophie der Gesch. S. 350. Christiansen röm. Rechtsgesch. Bd. I. Osenbrüggen, Kieler Stud. S. 229.

[11]) Instit. I, 9: nulli enim alii sunt homines, qui talem in liberos habeant potestatem qualem nos habemus.

über die Frau, die durch die conventio in manum sein Eigenthum geworden ist 12). Ja selbst der Hörige steht so rechtlos wie der spartanische Helote eigentlich nur innerhalb der Familie da, gegen aussen schützt ihn die Familie, der er selbst mit dem Namen angehört, gerade wie die liberti an die Familie durch den Namen noch gewissermassen gefesselt bleiben 13). Aber auch im Innern vertritt das Pietätsverhältnis mehr die Stelle des strengen Rechts, was nicht bloss von dem Verfahren gegen Clienten und Sclaven, sondern auch von der Ausübung der patria potestas gilt.

Aus dieser höheren Bedeutung der Familie ergibt sich denn auch der dreifache status — oder caput — des römischen Bürgers, libertas, civitas, familia, in dessen Folge jeder Uebertritt aus einer Familie in eine andere als capitis deminutio, als ein Rechtsverlust betrachtet wurde. Der Grieche hat dagegen eigentlich nur ein caput, die civitas. Dem Römer erscheint jeder Freie, auch ohne dass er Römer ist als Rechtsperson, [illegible] er fühlt das Bedürfnis, mit jedem, mit welchem er zu thun hat, gleich in ein Rechtsverhältnis zu treten. Dies Rechtsverhältnis ist freilich einseitig, insofern der Andere nicht weiter gefragt wird, ob es ihm so genehm ist 14). So wird jedem Freien gegenüber das jus gentium statuiert, dem das oberste caput, die libertas, entspricht. Dann folgt das caput civitatis oder jus Quiritium, endlich das caput familiae, das am leichtesten, schon durch Adoption oder Heirath eine deminutio erleidet. Wenn auch der Staat ein gemeinschaftliches Band um alle schlang, so waren doch auch die einzelnen capita wichtig. In besonderen Fällen jedoch musste der Einzelne auf seine Rechtspersönlichkeit verzichten: da verschmelzen dann die Bürger zusammen. Das [illegible] imperium gibt — wenn auch nicht jeder Magistratsperson — [illegible]

12) Und doch geniesst andrerseits die Frau ebendeshalb in ihrer Sphäre als Matrone weit grössere Rechte und Freiheiten als die griechische Frau.

13) Dion. Hal. II, 9. 10. Gell. N. A. V, 13: XX, 1, 41.

14) Ein Beispiel geben die leges oder formulae provinciae, die allgemeinen Bestimmungen, nach denen man die Provinzen und die Provincialen behandelte.

das Recht über Leben und Tod, und so verschwindet im Felde die patria potestas beinahe gänzlich und was der Sohn da erwirbt, ist sein Eigenthum [15]).

In ganz anderer Weise, in viel höherem Sinne war der freie Römer Rechtssubject, persona, als der griechische Bürger, der die persönliche Berechtigung nicht zur Staatsgemeinschaft mitbrachte, sondern sie erst in dieser und durch sie empfieng. Dass diese Gemeinschaft nur durch das gemeinsame Interesse entstanden war, liegt selbst in der gewöhnlichen Entstehungssage begründet. Daher rührt auch von Anfang an jene Planmässigkeit im Verfolgen bestimmter Zwecke, die praktische Richtung, durch welche der Staat die instinctmässige Entwickelung ersetzen muss: statt erblicher Könige eine Wahlmonarchie, statt der Sitte und des Herkommens strenge Rechtsnormen, die im jus Papisianum sogar schon frühzeitig schriftlich niedergelegt werden und durch ihre buchstäbliche Bestimmtheit ihren positiven Charakter verliehen [16]). Das erhöhte Selbstgefühl aber beförderte nicht nicht die Selbstsucht, sondern hatte bei dieser Einfachheit der Sitte und Uebereinstimmung der Lebensart nur einen Nationalstolz zur Folge, der die Einzelnen fester und stetiger an das gemeine Wesen knüpfte als alle Stammverwandtschaft oder Erziehung es vermocht haben würde. Verbunden mit der Gewalt des religiösen Glaubens an die Nothwendigkeit der Auspicien und dergleichen, der alle Beziehungen dieses Lebens heiligend durchdrang und auf der einen Seite allen Gliedern den vollen Genuss ihrer Rechte sicherte, auf der andern Seite aber der Ueberschreitung ihrer Sphäre wehrte, erklärt es sich leicht, wie trotz aller sachlichen Veränderungen die Grundlagen in der ursprünglichen Form bleiben und selbst alle Opposition rechtloser Theile nur auf Theilnahme an derselben und analoge Ausdehnung auf sich, nicht auf Zerstörung derselben hinauslaufen konnte.

---

15) Peculium castrense, Göttling S. 108. So bleibt auch über Magistrate die patria potestas suspendiert.

16) Elvers, de clarissimis monumentis, quibus juris Romani antiquitas Caesarum tempore testata est, Rostock 1835. I, p. 8. Anders urtheilt Rein, röm. Criminalrecht S. 45.

§. 50. Aeussere Stellung der ältesten Römer und Entstehung der Plebs [1].

Der Gründungsgeschichte Roms entsprechend bestand zwischen Rom und Latium eine Feindschaft, die endlich unter Tullus Hostilius zur gänzlichen Zerstörung von Alba führte. Die Spuren davon sind schon in der ältesten Zeit zu erkennen: schon Romulus kämpft mit den latinischen Städten Caenina, Crustumerium und Antemnä, Tatius findet seinen Tod in Laurentum, und nachdem ihre Hauptstadt gebrochen ist, ist es für Ancus Martius ein Leichtes, die Einwohnerschaft einer benachbarten Stadt nach der andern nach Rom zu versetzen. So müssen ihm Politorium, Tellene, Ficana, Medullia dienen, um den Aventin und die Vallis Murcia zwischen diesem und dem Palatin zu bevölkern, gerade wie Tullus Hostilius schon die Albaner unter und auf den Coelius versetzt hatte. So gewann Rom allmählich eine Einwohnerzahl, die es geschickt machte jedem Nachbar zu widerstehn. In welches Verhältnis aber diese neue Einwohnerschaft trat, lässt sich am besten durch Vergleichung der ähnlichen Erscheinung bei den Spartanern erklären. Wie dort die Aegiden, so ward auch in Rom ein Theil des feindlichen Adels der herrschenden Nation incorporiert [2]), die Anderen dagegen verloren wahrscheinlich den dritten Theil ihrer Feldmark als ager publicus nach altitalischem Kriegsrechte und traten mit dem ihnen bleibenden Grundbesitze in das Verhältnis freier, aber abhängiger Schutzbürger Roms, die Tribut zahlen und Kriegsdienste leisten mussten, ohne darum eines politischen Rechtes zu geniessen. — Das ist unstreitig die Entstehung der Plebs, deren ursprüngliche nationale Trennung von dem populus Romanus Niebuhr jedenfalls mit Recht nachgewiesen hat, wenn auch manches im Einzelnen gefehlt oder noch nicht genügend erkannt worden ist. Namentlich ist streitig,

---

1) Giesebrecht, über Populus und Plebs, Abhdlgn. d. Ges. z. Königsb. III, S. 303. Hennebert, hist. de la lutte entre les Patriciens et les Plebéiens à Rome, Gand 1845.

2) Liv. I, 30: principes Albanorum in patres legit.

ob die Plebejer in den Curien gewesen seien, wie vielfach [3]) gegen Niebuhr behauptet worden ist, der der Meinung ist, dass die Plebs anfangs keinen Antheil an den Curien gehabt habe. Mögen die Plebejer auch später in den Curien gewesen sein — Liv. XXVII, 8 erwähnt sogar einen plebejischen curio maximus —: so ist es doch undenkbar, dass jene besiegten und mit Gewalt verpflanzten Einwohner ursprünglich gleiche Rechte genossen haben sollten. Da wir nun aber von keinem anderen minder berechtigten Stande hören, so müssen das wohl die Plebejer gewesen sein, wie dies auch Gelehrte einräumen, die sonst in vielen und wichtigen Puncten von Niebuhr abweichen [4]). Ehe die Plebs an den Auspicien Theil nahm, ist nicht an Antheil an den Curien zu denken, wie ihn die Ramnes und Tities hatten. Nur insofern ein Plebejer Client eines Patriziers war, hatte er durch diesen mittelbar an der Curie Antheil: doch war keinenfalls [5]) die ganze Plebs „in clientela patrum", obgleich es sich Cicero (de rep. II, 9) so gedacht zu haben scheint.

Erst Servius Tullius [6]), dessen niedere Herkunft auch die Sage bestätigt, scheint für diesen Theil des Volkes Aehnliches gethan zu haben [7]), wie Tarquinius für die Luceres.

---

[3]) Wachsmuth, ältere Gesch. d. röm. Staats, Halle 1819 S. 207. Strässer, Versuch über die röm. Plebejer der ältesten Zeit, Elberfeld 1832. Bröcker, Vorarbeiten zur röm. Gesch., Tübingen 1842. v. d. Velden, de comitiis curiatis, Middelburg 1835. Schömann, Berl. Jahrb. 1842 Oct. S. 508. Ind. lectt. Greifsw. 1831/32.

[4]) Eisendecher, über die Entstehung, Entwickelung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom, Hamburg 1829. Gerlach, die Verfassung des Servius Tullius in ihrer Entwickelung, Basel 1837. Huschke, die Verfassung des Königs Serv. Tullius, Heidelberg 1838. v. Kobbe, über Curien und Clienten, Lübeck 1839.

[5]) Ihne, Forschungen, Frankfurt 1847 S. 13, setzt Plebejer und Clienten gleich, doch dass nicht alle Plebejer Clienten waren, sehen wir aus Liv. II, 64.

[6]) Jedenfalls ist zweifelhaft die von Hennebert p. 8 angenommene Absicht des Tarquinius Priscus auf Organisation der Plebs.

[7]) S. N. 4 und ausserdem Breda, Centurienverfassung des Servius Tullius, Bromberg 1848. v. Raumer, de Servii Tullii censu, Erlangen 1840. Rubino, de Serviani census summis, Marburg 1854. Böckh, metrolog. Untersuchgn. S. 427—442. Hertz, Philol. I, 108.

Freilich mag auch auf ihn später manches fälschlich übertragen sein, wie auf Theseus manches zurückgeführt wird, was nachher der Demokratie zu Statten kam, ohne dass man ihn jedoch den Gründer der Demokratie mit Recht nennen könnte. Ebenso stellte Servius höchstens nur die formalen Bedingungen der späteren politischen Entwickelung her und wir dürfen uns keinenfalls die servianischen Einrichtungen so demokratisch denken, wie sie Niebuhr (I, S. 446 ff.) auffasst. Dass er habe abdanken wollen, ist gewis ein Märchen, und daraus, dass später die Centuriatcomitien und Tribus Sitz der Volkssouveränetät wurden, darf man noch keineswegs schliessen, dass der Schöpfer der Centurien und Tribus auch Schöpfer der Volkssouveränetät sei. Wol aber musste der stete Wachsthum der Plebs jetzt Einrichtungen nöthig machen, wodurch diese Classe von Menschen, die einmal als Besitzer von einem grossen Theile des Landgebietes und zweitens als Kern des Fussheeres von der grössten Wichtigkeit waren, wenn auch dem Populus noch bei Weitem nicht in Rechten gleichgestellt, doch in jenen beiden Beziehungen zu integrierenden Gliedern des Staates gemacht wurden. In ersterer Rücksicht ward das ganze Gebiet in Regionen oder Tribus getheilt, deren nach Niebuhrs höchst scharfsinniger Rechnung 4 auf die Stadt und 26 aufs Land kamen [8]: in militärischer Hinsicht aber ward die Centurieneintheilung [9]) aufgestellt, die den Kriegsdienst der verschiedenen Gattungen nach dem Vermögen ordnete. Insofern beide Eintheilungen auch die Patrizier umfassten, war damit allerdings schon

---

[8]) Bedenken hiegegen hat erhoben Mommsen, die röm. Tribus in administrativer Beziehung, Altona 1844, der ausser den 4 urbanis nur pagi zugibt, aus denen freilich die tribus geworden.

[9]) Dass die Centurien erst durch die XII Tafeln die höchste Gewalt erhalten hätten, wird auch sonst von Manchen angenommen. Ebenso sind die Ansichten getheilt, ob die Patrizier an den Tribus betheiligt gewesen sind oder nicht. Dies nimmt Niebuhr erst seit den XII Tafeln an (II, 345. 355 ff.), Huschke dagegen (Tübinger krit. Ztschr. III, 2, S. 212) hält ihre Betheiligung für älter und schliesst es aus solchen Namen von Tribus, die auch patrizische Geschlechter haben, wie z. B. Aemilia, Sergia, Horatia, Papiria.

ein Band um beide Theile geschlungen. Dass aber damit die Plebejer schon eigentlich politische Rechte errungen hätten, scheint ebenso precär als die Theilnahme der Periöken an der lakedämonischen Volksversammlung. Oder wenn sie auch bei Kriegserklärungen gefragt wurden — denn bei Friedensschlüssen bedurfte es ohnehin des Volkes nicht —, so bleibt doch den Centurien fortwährend die Hauptbestimmung, Militäreintheilung zu sein, wie die Tribus für die Grundsteuer (tributum) dienten. Ja selbst, wenn sie in inneren Angelegenheiten unabhängig gewesen sein mögen, so fiel doch damit die Oberhoheit nicht weg, die der alte Populus fortwährend in allen gemeinschaftlichen Dingen ausübte.

Uebrigens kann man schon in dieser Zeit nicht sagen, dass dies Verhältnis Rom geschadet hätte: denn allen Nachrichten nach besass Rom gerade damals eine weit grössere Macht als lange Zeit später. Tarquinius Priscus sollte in einer grossen Schlacht bei Eretum sogar ganz Etrurien zur Anerkennung der römischen Oberherrschaft gezwungen haben und Servius Tullius hatte durch Anlage des gemeinschaftlichen Dianentempels auf dem Aventin Rom zur Hauptstadt des latinischen Bundes gemacht. Endlich lässt, was wir von Tarquinius Superbus hören, in ihm ebensowol einen latinischen als römischen König erkennen: er setzt sein Heer zu gleichen Theilen aus Latinern und Römern zusammen, nimmt den Volskern ihre Hauptstadt Suessa Pometia und legt die Militärcolonien Circeji und Signia an [10]).

Freilich drohte damit Rom seine Originalität zu verlieren: und je weniger überhaupt Tarquinius diese achtete, desto nothwendiger war sein Sturz. Für den Augenblick brachte dieser freilich Rom bedeutend an äusserer Macht zurück, aber er setzte es dafür in den Stand, sich ohne Verletzung seiner eigenthümlichen Form im Inneren selbständig zu con-

---

[10]) Als urkundlichen Beweis hierfür fand Polyb. III, 22 noch auf dem ersten Vertrage Roms mit Karthago aus dem 1. Jahre nach Vertreibung der Könige Terracina als römisches Eigenthum bezeichnet. Heyne, opusc. III p. 39. Wulff, de primo inter Romanos et Carthaginienses foedere, Neubrandenburg 1843.

solidieren. Dass des Tarquinius Sturz von den Patriziern als den Trägern des welthistorischen Prinzips des römischen Staates ausgieng, unterliegt keinem Zweifel. Wie alle Tyrannen des Alterthums hatte er eigentlich nur die Aristokratie verfolgt und seinen Thron auf Popularität gestützt, bis die Insolenz seiner Söhne ihn zu Grunde richtete. Die Tarquinier hatten Rom auf die griechische Bahn zu lenken gesucht, und es war daher kein Wunder, dass die Revolution von ganz ähnlichen Umständen begleitet war wie in Griechenland. Was übrigens dem Tarquinius sonst vorgeworfen wird, ist eben nur die Unabhängigkeit, in die er sich vom Senate zu setzen suchte, indem er die förmliche Bestätigung seiner Herrschaft verschmähte, Hinrichtungen ohne die Patres vornahm, die erledigten Senatsstellen nicht wieder besetzte und sich, wie schon erwähnt, mehr auf Latium als auf Rom stützte (Zonar. VII, 10). Letzteres bewirkte denn namentlich, dass auch nach seinem Sturze Latium noch an ihm festhielt, bis die Schlacht am See Regillus wenigstens seine auf Latium gebauten Hoffnungen vereitelte. Die Plebs in Rom war freilich von den Patriziern gegen ihn gewonnen, und wenn es auch schwer zu glauben ist, was Niebuhr (I, S. 579) will [11]), dass Brutus selbst Plebejer gewesen sei, so nahm er doch Plebejer, die sogenannten conscripti, in den Senat auf. Aber bald scheint es, dass man diese auf alle mögliche Weise zu eludieren [12]) wusste, und da die Plebs jedenfalls der consularischen Willkür unterworfen war, so kam die ganze Befreiung nur dem Populus zu Statten, als dessen eigentlichen Kern sich gewis fortwährend die Patrizier ansahen, die daher auch bisweilen selbst noch mit diesem Namen im Gegensatze zur Plebs genannt werden (Niebuhr I, S. 467). Das Verhältnis ward freilich durch die zahlreichen Aushebungen und die persönliche Verarmung Vieler stets drückender, und so kam es, dass sich die Plebs, statt sich dieser Verschmelzung zu freuen, vielmehr als selbständigen Staat dem Patrizierstaate gegenüber zu constituieren suchte.

---

11) Dagegen Göttling S. 266.

12) Ueber die Reaction nach dem Sturze der Könige, Ambrosch S. 227.

Beide Uebelstände hatten ihren Grund in Roms äusseren Verhältnissen; die Verarmung der Plebejer wurde, wenn auch die Plebs die tarquinischen Güter erhielt, grossentheils durch den Verlust herbeigeführt, den Rom durch Porsena erlitt. Schon Beaufort [13]) hat aus Tac. Hist. III, 72 und Plin. N. H. XXXIV, 14 unzweifelhaft dargethan, dass Porsena wirklich über Rom gebot, und Niebuhr (I, S. 461) höchst glücklich nachgewiesen, wie damals der dritte Theil der 30 Tribus verloren gegangen sein muss, ein Verlust, der erst allmählich wieder ersetzt werden konnte. Hinsichtlich der Aushebungen aber genügt es an die übrigen Feinde zu erinnern, die der Sturz der Könige über Rom hereinführte und die es nöthigten, trotz des Sieges am See Regillus (496), den Latinern im Frieden des Spurius Cassius (493) volle Gleichstellung statt der früheren Hegemonie und Aehnliches auch (486) den Hernikern zu gewähren, um Vormauern gegen die Volsker und Aequer zu bekommen. Gleichwol aber konnte dies der inneren Zwietracht nicht vorbeugen, der Spurius Cassius vergebens durch Vertheilung des ager publicus an die Plebs zu steuern suchte [14]). So kam es, dass die Volsker und Aequer sich fast ganz Latiums bemächtigten und mehr als einmal bis hart vor Roms Thore kamen, die Vejenter aber bis zum Janiculus vordrangen und bei einem dieser Kämpfe (477) das ganze Geschlecht der Fabier mit allen seinen Clienten vernichteten.

§. 51. Allmähliche Begründung eines rechtlichen Verhältnisses zwischen Patriziern und Plebejern [1]).

Die Römer sind ein berufenes Volk und müssen sich daher gleich den Juden isoliert halten, bis Plebs, Latiner,

[13]) Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire Romaine, Haag 1750 p. 316–340, bestritten von Wachsmuth, S. 256. 263. Huschke, Verf. d. Serv. S. 96. Francke, de tribuum, curiarum, centuriarum ratione, Schleswig 1824, p. 92.

[14]) Engelbregt, de legibus agrariis ante Gracchos, Leyden 1842.

[1]) Peter, die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik, Leipsig 1841.

Italer so weit herangebildet sind, um mit ihm zu verschmelzen. Früher würden sie sich zu jenen heruntergelassen und ihre specifische Stellung aufgegeben haben. Je mehr übrigens der Staat von äusseren Feinden bedrängt ward, desto wichtiger wurden ihm die Plebejer als der Hauptheil der Kriegsmacht; und diese fühlten das selbst, so dass sie bald nach Vertreibung der Könige (494), um den Patriziern zu zeigen, was sie vermöchten, mit gewaffneter Hand auszogen und Trennung drohten, wenn sie nicht ihrerseits Garantien erhielten. So kamen denn jene leges sacratae zu Stande, durch welche die Plebs als eine eigene Corporation mit eigenen Magistraten anerkannt wurde, so dass sich die Herrschaft der Patrizier in eine blosse Hegemonie verwandelte. Denn so ist das Verhältnis aufzufassen; es ist ein rein völkerrechtliches, wie es auch als solches durch Eroberung entstanden war. Die Patrizier sind die Herren „jure gentium", nicht „jure Quiritium", sonst wären die Plebejer ihre Sclaven. Aber wenn sie auch ebendeshalb in allem, was nicht die Patrizier angeht, frei sind, so sind sie doch überall, wo sie mit den Patriziern in Berührung kommen, diesen untergeben. Sie stehn unter patrizischen Magistraten, aber an Recht den Patriziern nicht gleich; und auch durch die Einführung des Tribunats wird ihnen nur grössere Selbständigkeit den Patriziern gegenüber, nicht neben diesen ertheilt. Der Unterschied war nur der, dass die beiden Völker nicht wie früher im Verhältnis von Herrschenden und Beherrschten, sondern in einem vertragsmässigen standen, das auch dem unterworfenen alles sicherte, was es haben konnte ohne einerseits Souveränetät zu besitzen und andererseits mit dem souveränen Staate in Eins zu verschmelzen. Es bekam eigene Magistrate, die Tribunen [2]), die gleich anderen das Recht hatten, die patrizischen, denen sie insofern gleich standen, durch ihre Intercession zu verhindern, aus Mangel an Auspicien aber keine Souveränetätsrechte ausüben konnten: sie besassen also jene Intercession als principale, während sie bei andern

---

2) Schirmer, de tribuniciae potestatis origine ejusque ad XII tabularum leges progressu, Thorn 1826. Newman, on the growth of the tribunes power before the decemvirate, Class. Mus. 1849 p. 205.

nur ein accessorium war. Für die inneren Angelegenheiten kamen dazu die Aedilen, die gewissermassen als Friedensrichter den patrizischen Quaestoren als Blutrichtern entsprachen. Was ihnen an Heiligkeit der auspicierten Würde abgieng, ward durch zugeschworene Unverletzlichkeit ersetzt. Wenn die Plebs als solche sich über einen Patrizier zu beklagen hatte, so konnte sie ihn allerdings vor ihr Forum ziehn: aber in allen Fällen, wo gleichsam der Staat, der patrizische Populus, klagende Partei war, blieben die Consuln competent und konnten, solange die schriftlichen Gesetze fehlten, tyrannisch richten. Dieser Druck blieb immer und zwar um so stärker, als die Errichtung des Tribunats die beiden Theile einander nur noch mehr entfremdet hatte.

Die Staatsgemeinschaft bringt nach römischem Rechte dreierlei mit sich: commercium, concilium, connubium. Das sind daher auch die drei Rechte, welche die Römer solchen Nationen entziehn, deren staatsbürgerliche Vereinigung sie aufheben wollten [3]). Von diesen dreien aber findet ursprünglich auch zwischen den Patriziern und Plebejern nichts statt, wenigstens nicht in der Weise, wie es bei den Patriziern unter sich und wie es nach quiritarischem Rechte sein musste. Das connubium stellte erst die lex Canuleja (444) her: wenn vorher ein Patrizier eine Plebejerin heirathete, so ward das rechtlich einem Concubinate gleich geachtet. Wenn Plebejer gleiche gens mit Patriziern haben [4]), so mag das in solchen Misheirathen seinen Grund haben. Das commercium, das zunächst von Grundeigenthum, grösserem Vieh u. dgl. zu verstehen ist, hatten die Plebejer nicht, insofern diese kein quiritarisches Eigenthum haben, also auch keins erwerben oder übertragen konnten. Dies wurde so streng gehandhabt, dass auch das Nexum den Patrizier wol berechtigte, sich an der Person des Plebejers bezahlt zu machen, nicht aber ihn als Sclaven zu behalten,

---

3) So bei den Latinern Liv. VIII, 14.

4) Wie die Marceller der gens Claudia Nieb. II, S. 380. Vgl. über das connubium Hasse, das Güterrecht der Ehegatten nach römischem Recht S. 38. Ueber die gentes der Plebs Hennebert p. 4. Huschke, Stud. d. röm. Rechts I, S. 142. Verfassg. d. Serv. S. 70.

weil er kein quiritarisches Eigenthum an ihm erlangen konnte [5]. — Endlich fehlte den Plebejern das concilium, weil die Plebs in dem eigentlichen concilium [6], den Curiatcomitien, keine Stimme hatte: ihre Tributcomitien aber waren blosse Analoga der patrizischen, wie ihr Eigenthum und ihre Ehen auch. In den Centuriatcomitien aber waren sie eigentlich nur wie zwei Bundesgenossen unter patrizischer Hegemonie vereinigt, weshalb auch diesen Comitien nicht so frühzeitig die bedeutende bürgerliche Geltung beigelegt werden darf, ehe die Secessio und sonstige Fortschritte der Plebejer sie erhöhten. Denn soviel steht jedenfalls fest, dass die Centuriatcomitien ursprünglich der Plebs die Oberhand gaben und den aristokratischen oder vielmehr oligarchischen Charakter, den man ihnen im Gegensatze zu den Tributcomitien beilegt, erst später erhielten, als die Häupter der Plebs selbst Aristokraten zu werden angefangen und die frühere Geschlechteraristokratie in eine Geldaristokratie verwandelt hatten. So lange noch reiche und arme Plebejer gegen die Patrizier zusammenhielten, hatten diese in den Centuriatcomitien nur dadurch Aussicht auf Erfolg, dass sie ihre Clienten daran Theil nehmen liessen. Deshalb wurden auch anfangs die Volkstribunen in den Centuriatcomitien gewählt und es konnte gleichfalls als ein Fortschritt der Plebs betrachtet werden, dass (482) bewilligt wurde, einen der beiden Consuln von den Centuriatcomitien wählen zu lassen (Zonar. VII, 17), nachdem die Wählart ex commentariis Servii Tullii, die auf die Vertreibung der Könige gefolgt war, wol längst wieder in eine Wahl der Curien übergegangen war. Allerdings aber wussten die Patrizier hier auch durch ihre Clienten solchen Einfluss zu gewinnen, dass Beispiele vorkommen, wo sie auch in comitiis centuriatis den Consul allein wählen. Da unter solchen Umständen, trotzdem dass mittelbar die Clienten

---

5) Huschke, über das Recht des Nexum und das altröm. Schuldrecht, Leipzig 1846. Bachofen, das Nexum, die Nexi und die lex Petillia, Basel 1843.

6) Den Begriff des concilium gibt Gell. XV, 27: is qui non ut universum populum sed partem aliquam adesse jubet, non comitia sed concilium edicere debet.

auch nur das demokratische Element verstärkten, die Unabhängigkeit der Tribunenwahl allerdings gefährdet war, so setzte es Publilius Volero (471) durch, dass die Tribunen in den Tributcomitien gewählt wurden, wodurch letztere zuerst politische Bedeutung erhielten.

Doch machte dies alles den Riss nur grösser. Es erklärt sich daher, wie das Volk auf Einheit schriftlicher Gesetzgebung drang und lieber seine Tribunen aufgeben wollte, um jene zu erlangen. So trug (462) Terentillus Arsa auf eine derartige Massregel an: und wie hart auch der Kampf war, so musste doch gerade dieser selbst allmählich von der Nothwendigkeit überzeugen. Als Vorläufer kann die lex Aternia (454) gelten, die ein Maximum der multa festsetzte. Dann schritt man zur Wahl von Gesetzgebern, die durch schriftliche Gesetze der Willkür steuern und die Ausgleichung der Stände herbeiführen sollten. Dass man dabei solonische Einrichtungen zum Muster genommen habe, ist allgemeine Angabe des Alterthums, die in neuerer Zeit freilich scharf bekämpft worden ist [7]. Doch seien es auch nur grossgriechische Vorbilder gewesen, so sieht man jedenfalls die Tendenz auf Verschmelzung verschiedener Elemente. Diese gelang auch insofern, als das commercium hergestellt und das concilium wenigstens in dem Masse eingeräumt wurde, dass die Centuriatcomitien alle Wahlen und die Gesetzgebung erlangten, während die Patres nur die Bestätigung sich vorbehielten. Das connubium freilich ward förmlich verboten, wie auch die strengen Schuldgesetze blieben. Und da die Decemvirn des zweiten Jahres überhaupt eine schlimmere Richtung nahmen als die früheren Patrizier, so setzte man sich bald wieder auf den alten Fuss, so jedoch, dass die Tributcomitien nunmehr für das ganze Volk entscheidende Gewalt haben sollten. Consulat und Tribunat wurde hergestellt, letzterem die Unverletzlichkeit aufs Neue garantiert, jenem die provocatio neu aufgelegt. Während dann die übrige Decemviralgesetzgebung blieb, setzte Canulejus (444) das con-

---

[7] Lelièvre, de legum XII tabularum patria, Löwen 1827. Häckermann, de legislatione decemvirali, Greifswald 1843. J. Jahrb. 1844, XL S. 126. Osenbrüggen, ebd. 1840, XXVIII S. 270.

nubium durch, womit denn die Plebs zugleich Auspicien erhielt und damit die Möglichkeit, zu höheren Staatsämtern zu gelangen.

So rüstet sich die Plebs sofort zum Kampfe um Theilnahme am Consulat, und die Patrizier wissen sich nur durch das Kriegstribunat mit consularischer Gewalt zu helfen. Damit wurde der Form nichts vergeben, da schon früher ein Plebejer hätte Tribunus militum [8]) werden können. Mitunter wählen jedoch die Patrizier, wenn sie es durchsetzen können, Consuln und bald nach ihrer Einsetzung war die Censur (442) auf eine eigene Behörde übertragen worden, die zugleich die Senatswahl in ihren Händen hatte. Aber am Ende ist doch jede Schmälerung der consularischen Gewalt ein Gewinn für die Plebs: und da diese einmal die wichtigste Gleichstellung errungen hatte, so konnte das Uebrige nicht ausbleiben. Der vejentische Krieg (427) gab Gelegenheit, die Kriegserklärungen vor die Centurien zu ziehn, wodurch auch die Wiedersetzlichkeit gegen die Aushebung vermieden ward, und 408 wurde der Plebs auch der Zugang zum Senate geöffnet, indem Plebejer Quaestoren werden konnten, deren Zahl schon seit 421 auf 4 erhöht war.

§. 52. Allmähliche Verschmelzung und Ausgleichung der Patrizier und Plebejer.

Welche Vortheile diese hergestellte Eintracht dem Staate brachte, offenbarte sich schnell auf die merkwürdigste Weise im Kampfe gegen die äusseren Feinde. Noch im nämlichen Jahre (449), wo die Decemvirn vertrieben worden waren, erfocht der volksfreundliche Horatius einen Sieg über die Sabiner, der bewirkte, dass Rom 165 Jahre lang nicht mehr von ihnen zu leiden hatte. Auch die Aequer erschienen 445 zum letzten Male plündernd in Roms Nähe und erlitten nach 14jähriger Waffenruhe (431) mit den Volskern zusammen

---

[8]) Ueber die schwankende Zahl der tribuni militum, 3, 4, 6, 8 s. Niebuhr II, 438 ff. Lorenz, über das Consulartribunat, Wien 1855.

durch den Dictator Aulus Postumius Tubertus am Algidus eine Niederlage, die ihre Kräfte völlig erschöpft zu haben scheint. Jetzt kam auch Latium nach und nach wieder in den Besitz seiner alten Orte. 418 ward Lavicum, 414 Bola den Aequern abgenommen. Den Volskern hatte man schon 442 Ardea wieder entrissen, 413 verloren sie Ferentinum, das an die Herniker zurückkehrte. So sehn wir schon im Jahre 406 die Römer die Offensive ergreifen und einen combinierten Angriff gegen die drei volskischen Hauptstädte Antium, Anxur und Ecetra unternehmen, von welchen Anxur erobert und seit 400 dauernd behauptet wurde. Auch gegen Veji zeigte sich die römische Kriegskunst in einem mächtigen Fortschritte, als der 20jährige Waffenstillstand abgelaufen war, den man (425) nach dem Tode des Königs Lar Tolumnius durch Cornelius Cossus abgeschlossen hatte. Bis dahin hatte man sich auf Raubzüge und Einfälle beschränkt: jetzt wurde der Sold eingeführt, so dass man die Belagerung von Veji in eine durch Sommer und Winter fortgesetzte Einschliessung verwandeln konnte, die (395) endlich den Fall der mächtigen Nebenbuhlerin herbeiführte, die Rom, wie Dekelea im peloponnesischen Kriege Athen, im Schach gehalten hatte.

Aber schon drohte das Ungewitter, das, — wenn auch nur für kurze Zeit — Rom an den Rand des Verderbens bringen sollte. Dieselben Gallierschwärme, die den etruskischen Bund verhindert hatten, Veji zu retten, wurden nun, wie es scheint, von jenem auf Rom losgelassen. Mag auch die Eroberung im Jahre 389 noch so vorübergehend gewesen sein, so macht sie doch — auch abgesehen von den Fortschritten in der Kriegskunst — in verschiedener Hinsicht eine wesentliche Epoche in der Geschichte Roms.

Einmal nämlich giengen fast alle Vortheile, welche die wiederhergestellte Eintracht dem Staate in den letzten Jahren gegen aussen verschafft hatte, verloren. Nicht allein seine eben erst gedemüthigten Feinde waren es, die von Neuem ihr Haupt erhoben, sondern selbst seine alten Verbündeten fielen von ihm ab und verbanden sich sogar theilweise mit den Galliern, deren wilde Horden noch vierzig Jahre lang das Land beunruhigten. Nur den Besitz der kaum eroberten

Veji hielt es aufrecht, und die Aufnahme der Vejenter und ihrer Verbündeten, der Capenaten und Falisker, ins Bürgerrecht musste den Verlust ersetzen, den die Niederlage am Allia unter seiner Bürgerzahl verursacht hatte. — Zweitens aber vertilgte die gänzliche Zerstörung der Stadt, von der nur das Capitolium gerettet wurde, einen grossen Theil der Erinnerungen der vorhergehenden Zeit. Wenn einerseits der Verlust der schriftlichen Aufzeichnungen, der Bücher der Pontifices und andrer historischen Nachrichten zu beklagen war, der selbst dem römischen Geschichtschreiber erst von jetzt an ein treues Bild zusammenhängender Geschichte zu entwerfen gestattete, so gilt dies nicht minder von dem Untergange so manches etruskischen Prachtwerkes der Königszeit. Nur mit Mühe gelang es überhaupt die Plebs, welche die Regierung nach Veji zu verlegen wünschte, zum Wiederaufbau der Stadt zu bewegen, von dessen Eilfertigkeit und Willkür bis auf den Neronischen Brand die winkelige und enge Anlage der Strassen Zeugnis gab. Selbst die nothwendigsten Kosten für Wiederherstellung der Mauern und öffentlichen Gebäude wurden zu einem unerschwinglichen Drucke: wie denn überhaupt in Folge jener Katastrophe alle Plagen der Ueberschuldung zurückgekehrt waren, die bei dem hohen Zinsfusse von 12 Procent [1]) höchst drückend werden musste. Gerade dadurch aber beschleunigte auf der anderen Seite die gallische Eroberung Roms politische Entwickelung, ohne welche sich dieses nie von seinem Falle hätte erholen können. Denn es wurde dadurch die völlige Ausgleichung der Standesunterschiede auch in staatsbürgerlicher Hinsicht bewirkt, ohne welche die in der Plebs schlummernde Fülle frischer physischer und geistiger Kräfte nie für den Staat hätte fruchtbringend werden können. Der Weg dazu war allerdings schon durch die lex Canuleja (S. 39. 41) gebahnt, durch welche den Plebejern mit den Auspicien die Gentilität zu Theil wurde. Wenn dies auch zunächst nur den vornehmen Plebejern zu gute kam, so hätten doch diese nichts so schnell durchgesetzt, wenn nicht auch die niedere Plebs dabei interessiert gewesen wäre.

---

[1]) Unciarium faenus Tac. A. VI, 16.

Deshalb sehn wir in den Licinischen Rogationen [2]) (376—366) die Ansprüche auf Erlangung des Consulats eng mit Schuldenverminderungs- und Ackergesetzen verbunden, da voraussichtlich jene nicht ohne diese durchgesetzt werden konnten, weil die Interessen der vornehmen und niederen Plebs hier auseinandergiengen. Durch diese Verbindung aber gelang es schliesslich, die eine Consulstelle für die Plebs zu erkämpfen. Freilich hatten die Patrizier auch hier wieder ein wesentliches Stück, die Jurisdiction, vom Consulate losgemacht und dafür eine eigene patrizische Behörde in den Prätoren geschaffen, die immer als collegae consulum betrachtet werden und deren Name früher wahrscheinlich der der Consuln gewesen war. Ebenso wurden den plebejischen Aedilen curulische entgegengesetzt. Aber sehr bald ward auch zu diesen beiden Aemtern den Plebejern der Zutritt verstattet. Im Jahre 355 finden wir sogar schon den ersten plebejischen Dictator Cajus Martius Rutilus und fünf Jahre später denselben als Censor. Wenn auch von 354-342 die Patrizier siebenmal wieder beide Consulate occupierten, so führte dies doch nur (341) einen neuen Aufstand herbei, in welchem die Plebs ausser anderen Garantien namentlich auch den Zugang zu beiden Stellen erhielt.

So vollendet sich die Ausgleichung mit raschen Schritten, aber nicht sowol, weil das demokratische Prinzip die Oberhand behielt, als weil in der Plebs selbst ein aristokratisches Element war, das sich selbst durch das Tribunat entwickelt hatte, wenn auch allerdings beides noch mitunter durcheinandergeht [3]). Nicht unwichtig war auch eine andere Bestimmung der lex Licinia, dass von den decemviris sacrorum oder libris Sibyllinis inspiciendis die Hälfte Plebejer sein sollte. Denn dadurch wurde den Patriziern die Möglichkeit genommen, ihre Willkür hinter den Ausspruch der Gottheit zu verstecken. Ebenso war es auch später ein gros-

---

[2]) Kiehl, de wetgeving van Licinius Stolo, Mnemos. 1852, S. 157. 257.

[3]) Ueber die Ausgleichung Kiehl, Mnemos. III. S. 440, obgleich hier mit Unrecht auch die Verschmelzung der Centurien und Tribus schon ins Jahr 304 gesetzt wird.

ser Gewinn, als Flavius der Aedil (305) die früher in Verwahrung der Pontifices gewesenen Fasten und die formulae legis actionum veröffentlichte, so dass jeder die dies fasti und nefasti wissen konnte. Nun stand auch nichts mehr im Wege, dass (302) durch die lex Ogulnia die Zahl der Pontifices und Augurn erhöht wurde, um Plebejer aufnehmen zu können [4]).

Am entscheidendsten aber waren für die neue Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse die Gesetze des plebejischen Dictators Publilius Philo (338). Dadurch wurde nämlich nicht nur die eine Censorstelle für immer den Plebejern gesichert, sondern auch die Gesetze [5]) der Centuriatcomitien der nachträglichen Bestätigung der Patres enthoben. Aehnlich scheint auch der Sinn des dritten Gesetzes zu sein, „ut quod plebs tributim jussisset, populum teneret", nicht eine blosse Wiederholung der lex Horatia, sondern Befreiung von der auctoritas patrum, die auch für Beschlüsse der Tributcomitien (Liv. VII, 16) noch nöthig war. Wenn das Gesetz später noch einmal (286) von Hortensius [6]) erneuert ward, so kann dies allerdings nur fortwährendem Widerstreben der Patrizier beigelegt werden, das (302) auch eine Erneuerung der lex Valeria de provocatione nöthig machte. Doch mag auch die Plebs allerlei Misbrauch getrieben haben, dem kräftige Gesetze wehren mussten. Namentlich scheinen Manumissionen als Mittel um ihre Zahl zu vermehren gebraucht worden zu sein, wodurch die ehemaligen Sclaven zwar fortwährend Clienten ihrer früheren Herren blieben, aber bei ihrer völligen Gleichstellung mit der Plebs ganz in das jus Quiritium eintraten. Daher hatte man schon 356 für nöthig

---

4) Cic. Rep. II, 9. Göttling S. 139. 374. Ueber die Zahlen schwanken die Ansichten. Mercklin, die Cooptation der Römer, Mitau und Leipzig 1848. Rubino, de pontificum et augurum numero, Marburg 1852.

5) Für die Wahlen geschah diese Befreiung erst durch die lex Maenia, um 300.

6) Ueber das Verhältnis dieser Gesetze gehn die Ansichten vielfach auseinander, vgl. z. B. Rein in Pauly Realencykl. II, S. 548. Tophoff, de lege Valeria Horatia, prima Publilia, Hortensia, Paderborn 1852. Göttling S. 310. 325. 369. Döderlein in Münch. gel. Anz. 1842, II, S. 269. Gell. XV, 27.

erachtet, durch eine Abgabe von 5 Procent (vicesima) die Freilassung zu erschweren, indem entweder die Sclaven nicht soviel bezahlen konnten oder die Herren es nicht wollten. Noch wichtiger war aber die Massregel des Fabius Maximus (305), alle Bürger, die kein Grundeigenthum hatten, in den vier städtischen Tribus zu vereinigen.

§. 53. Begründung der kriegerischen Grösse des römischen Staats und seines entschiedenen Uebergewichts über die Nachbarstaaten.

Bei alledem bleibt es übrigens doch ein grosser Unterschied der römischen Plebs von dem griechischen Demos, dass jene nicht wie dieser auf Umsturz des Bestehenden, sondern auf Theilnahme an demselben drang. Ebendeshalb bedurfte sie auch keiner Häupter aus der Aristokratie des Patriziats, sondern aus sich selbst, die nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern auf legale Weise durch Beharrlichkeit siegten. Daraus ergibt sich auch, dass es eigentlich nur eine neue frische Aristokratie war, die den Kampf mit der alten abgelebten Geschlechteraristokratie begann. Je weniger es gemeine Selbstsucht oder das Haschen nach individuellen Vortheilen, welche eine römische Magistratur damals noch gar nicht gewährte, sondern nur das Bewusstsein des eigenen Werthes gewesen war, das die Führer der Plebs zum Verlangen nach der Gleichstellung mit den Patriziern getrieben hatte, desto herrlicher entfaltete sich nun im Wetteifer beider Theile die Heldengrösse Roms, deren wahre Periode in die hundert Jahre von 365 bis 265 fällt.

Lief auch durch Zufall die Expedition des ersten plebejischen Consuls unglücklich ab (Liv. VII, 6), so entwickelte sich doch bald eine Reihe plebejischer Heldengeschlechter, vor welchen selbst der Glanz der alten Patrizier erbleichte: und hundert Jahre nachdem die Gleichstellung erfolgt war, stand Rom, das damals kaum das eigene Weichbild hatte schützen können, an der Spitze des besiegten Italiens. Einiges trug dazu freilich auch die veränderte Taktik bei, die namentlich ein Verdienst des Camillus ist. Insbesondere waren es die anhaltenden Kämpfe mit den Galliern,

die auf der einen Seite den persönlichen Muth wesentlich erhöhten (Polyb. II, 20, 10), dann aber namentlich statt der früheren griechischen Bewaffnung [1]) jene zweckmässigere herbeiführten, die gleichfalls dem Camillus zugeschrieben wird. Statt des ehernen Helmes bekam der Soldat einen eisernen, das scutum, ein grosser viereckter Schild von Latten, die mit Häuten überzogen waren, erhielt einen eisernen Rand und als Lanzen wurden die pila eingeführt, an denen das Eisen ebenso lang war wie der übrige Schaft, um die Hiebe der feindlichen Schwerter aufzufangen (Liv. IX, 19). Die hauptsächlichste Veränderung endlich war die Gliederung nach Manipeln, durch welche die früher ganz in der macedonischen Weise phalangitische Legion einen beweglicheren Charakter erhielt: sie führte nun den Namen legio Manlia. Damit ist die Eintheilung in hastati, principes und triarii verbunden, die von jetzt an fortwährend zu Grunde gelegt wird, wenn auch die Zahl der Manipeln und Centurien, sowie das Verhältnis des Fussvolks sich später änderte [2]). Namentlich darf es für diese Zeit nicht übersehen werden, dass seit der Erneuerung des Bundes mit Latium (357) römische und latinische Centurien in den Manipeln verbunden waren (Liv. VIII, 6). Ueberhaupt geht aus sehr bestimmten Spuren klar hervor, dass in dem Verhältnis beider Staaten zu einander Rom keineswegs so entschieden die Oberhand besass, wie es die Einseitigkeit römischer Schriftsteller darstellt. Deutliche Angaben zeigen, dass selbst der Heeresbefehl wechselte und die Feier des latinischen Bundesfestes auf dem mons Albanus, also auf latinischem Grund und Boden, womit später noch jeder Consul sein Amt antrat, ist ein deutlicher Rest aus einer früheren Periode, wo Rom noch keineswegs Mittelpunct des Bundes war [3]). Dass nach der gal-

---

[1]) Niebuhr I, S. 528.

[2]) Daher die vergebliche Bemühung von Lipsius (de militia Romana), die beiden Hauptstellen. Liv. VIII, 8 und Polyb. VI, 19 in Einklang bringen zu wollen. Niebuhr III, S. 110 ff. Kämpf, de antiquissima legione Romana phalangibus Macedonicis simili et de ea, quae belli Latini temporibus fuit, Neu-Ruppin 1836. Göttling S. 364, die Veränderungen durch Scipio S. 399, durch Marius S. 458.

[3]) Niebuhr II, S. 43 ff.

lischen Eroberung die Latiner und sonstigen Nachbarn wieder gegen Rom aufgestanden waren, ist bereits (S. 43) bemerkt; und wenn auch die gemeinschaftliche Furcht vor den Galliern sie bald wieder wechselseitig zusammenzuhalten zwang, so konnte dies doch eben nur auf dem Fusse völliger Gleichstellung geschehen. So war es denn auch wol dieser Bund, welcher zugleich, wie es scheint, die Volsker und Herniker — das später so genannte Latium adjectum — umfasste, und nicht Rom allein, dem sich im Jahre 343 Campanien zum Schutze gegen die Samniter anvertraute. Daraus entsprang dann der erste samnitische Krieg [4]). Eben hierdurch und hierdurch allein wird aber auch ferner erklärt, wie bald nachher (341) Latium mit der Forderung einer gänzlichen Theilung des Senats und Consulats hervortreten konnte — eine Forderung, die aus der Ueberzeugung hervorgegangen war, dass nur eine wirkliche Verschmelzung wahre Ausgleichung hervorbringen könne, und die zeigt, dass es Rom gegenüber eine ähnliche Stellung wie die Plebs errungen gehabt hatte. Das concilium hatten die Latiner in Bezug auf gemeinsame kriegerische Unternehmungen. Ueber das commercium und connubium sind freilich viele Bedenken laut geworden [5]): doch scheint sich jenes bei dem späteren jus Latii von selbst zu verstehen, und das connubium wird durch besondere Uebereinkunft zu Stande gekommen sein. Uebrigens ist es durchaus nicht auffallend, wenn die Aristokratie in Rom den Latinern Rechte zugestanden hätte, welche die Plebs noch nicht besass. Auch in Griechenland sehn wir, dass die Aristokratie viel eher fremden Aristokratien ἐπιγαμία zugesteht als ihrem eignen δῆμος. Ebenso lag es im Interesse der Römer, das commercium mit Latium zu haben, da in zehn Fällen

[4]) Niebuhr III, S. 122 ff.

[5]) Manche (Savigny, Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswiss. V, 2. Abhandlgn. der Berl. Akad. 1812. Vangerow, über die Latini Juniani, Marburg 1833 p. 100. Madvig, opusc. I. p. 271), sprechen den Latinern in der früheren Zeit wenigstens das connubium, wenn nicht auch das commercium ab. Vgl. auch Göttling S. 407. Kiene, Bundesgen. Krieg, Leipzig 1845 S. 6. Die Niebuhrsche Ansicht, dass die Latiner commercium und connubium besessen haben, ist durch Peter, das Verhältniss Roms zu den besiegten ital. Städten und Völkern, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1844 S. 193 neu gestützt worden.

neunmal ein reicher Römer ein latinisches Grundstück wird erworben haben, ehe einmal ein Latiner dazu kam, römisches Grundeigenthum zu kaufen.

Je nationaler aber die von den Latinern gestellte Forderung war, desto weniger konnte sie Rom eingehn, ohne seiner welthistorischen Bestimmung untreu zu werden, die es selbst in der Beimischung der Plebs nur insofern erreichen konnte, als diese sofort gleichfalls den aristokratischen Charakter des Patriziats in ihr Reich aufnahm. Wie bei den Griechen die Verweigerung der Huldigung an Persien der erste Schritt zum neuen Leben war, so war die erste Regung der Idee, woraus später die Welteroberung hervorgieng, der kräftige Stolz, mit dem Rom das Begehren abschlug und in der mörderischen Schlacht am Vesuvius (340), wo Decius den Opfertod starb wie Leonidas bei den Thermopylen, Latiums Abhängigkeit von sich behauptete oder neu befestigte. Der Bund ward aufgelöst d. h. den latinischen Städten unter einander wurde commercium, connubium und concilium untersagt, wobei sich jedoch sehr wol denken lässt, dass die Verhältnisse der einzelnen Städte zu Rom fortbestanden. Nach dem jus Latii bestand nicht nur connubium und commercium, sondern es trat auch jeder Latiner, der seinen Wohnsitz nach Rom verlegte, in alle Rechte und Pflichten eines römischen Bürgers ein, mit Ausnahme des Stimmrechts und der Wahlfähigkeit, und umgekehrt, bis dies später auf den Fall beschränkt wurde, wenn einer daheim eine Magistratur bekleidet hatte. Es ist das übrigens nicht als eine Begünstigung sondern als eine Schwächung der Latiner anzusehn, dass ihnen gestattet wurde, aus ihren Städten nach Rom zu ziehn. Die latinischen Städte wurden dadurch entvölkert und der einzelne Latiner verschwand um so mehr in der römischen Bürgerschaft als nicht nach Köpfen, sondern nach Centurien und Tribus abgestimmt wurde.

Im Innern blieben sie fortwährend unabhängig: nur wenige erhielten das römische Bürgerrecht cum oder sine suffragio, je nachdem sie belohnt oder in ein Unselbständigkeitsverhältnis gesetzt werden sollten. Denn das ist der Charakter des sogenannten Cäritischen Bürgerrechts, das als eine förmliche Strafe betrachtet werden kann. Nur die Mu-

nicipien [6]) im engeren Sinne des Wortes genossen Vorzüge selbst vor den Colonien (§. 54, 9), theils insofern diese ipso jure, jene nur insoweit ihre eigene Bürgerschaft eingewilligt hatte, römische Institutionen hatten, theils insofern die meisten Colonien coloniae Latinae waren, die dann auch nur das jus Latii hatten. Die Bürgercolonien — coloniae civium Romanorum — dagegen erhielten volles Stimmrecht und unterschieden sich dadurch von den coloniis Latinis.

§. 54. Ausdehnung der römischen Macht über ganz Italien.

Die nächste Folge des Sieges Roms über die Latiner war die Erneuerung des Krieges mit den Samnitern, die im Kriege mit Latium vielmehr auf seiner Seite gestanden hatten, wie in ähnlicher Weise in der Mitte des peloponnesischen Kriegs einmal Sparta und Athen gegen die widerspenstigen Bundesgenossen Spartas verbündet waren. Indessen die Freundschaft war auf zu unähnlichen Grundlagen aufgebaut, als dass sie hätte lange dauern können. Wenn die Samniter Roms unverhohlene Vergrösserungssucht fürchten mussten, so war gerade für Rom der Krieg das beste Mittel, um seine neubezwungenen Unterthanen an sich zu ketten, da diese mit ihm gemeinschaftliche Interessen gegen die Samniter hatten. Bei Angriffskriegen konnte überhaupt Rom die heterogensten Elemente zu seinen Zwecken vereinigen, so dass wir nun einen Krieg auf den anderen folgen sehn.

Man kann den fürchterlichen Kampf in zwei Hälften theilen; die eine reicht von 325 bis 312, wo die Römer mit den Samnitern allein zu kämpfen hatten, die andere von 312 bis 290, wo diese, obwol zu spät, an den Etruskern, Umbrern und anderen Völkerschaften Verbündete erhielten. Dass die Samniter nicht früher zu den Waffen griffen, lag an ihren

---

[6]) S. über die Municipien Gell. XVI, 13. Rubino, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1844 N. 109. 1847. N. 86. ff. Rein, de Romanorum municipiis, Eisenach 1847. Roth, de re municipali Romanorum, Stuttg. 1801. Zumpt, über municipium und praefectura, Abhdlgn. d. Berl. Akad. 1838. Niebuhr II, S. 56.

Kämpfen mit den grossgriechischen Städten, in denen zwei griechische Fürsten, Archidamos von Sparta (338) und Alexander von Epirus (326) an der Spitze von Hilfsvölkern ihren Tod fanden [1]). Zwar stellten die Samniter selbst einstweilen den Römern die griechische Colonie Neapolis entgegen, aber noch ehe die Samniter ihre Rüstungen vollenden konnten, ward diese von Publilius Philo, dem ersten Proconsul, (326) durch Verrath erobert und aequo foedere mit Rom verbunden. Da Etrurien sich (352) durch einen vierzigjährigen Waffenstillstand Rom gegenüber die Hände gebunden hatte, so mussten die Samniter den Heldenkampf allein ausfechten, dem sie wenigstens soviel verdanken, dass ihr Name unter den untergegangenen Grössen der alten Geschichte stets mit Bewunderung genannt werden wird. Was den Römern das Uebergewicht über sie verschaffte, war Einheit und Feldherrntalent im Gegensatze zu der Trennung einzelner Stämme [2]) und dem planlosen Plündern oder der plumpen List, auf die sich die ganze Kriegskunst der Samniter beschränkt. Wenn sie auch einmal siegen — was öfter der Fall gewesen sein mag, als uns überliefert ist — so wissen sie doch den Sieg nicht zu benutzen, wie das namentlich nach der Niederlage der Römer in den caudinischen Pässen hervortritt. Dagegen ist bei den Römern Alles berechnet: das zeigen die combinierten Märsche, die auf das Zusammentreffen zweier Armeecorps gebauten Pläne. Dazu kommt die in der Nobilität fast erbliche [3]) Kriegskunst — denn durch das Contubernium wird auch für diese eine wahrhafte Consequenz bewirkt — und der Enthusiasmus des ganzen Volkes, der weder spartanische Selbstaufopferung noch Selbstsucht, sondern reiner Heldenmuth und Verachtung jeden Gegners ist, der nicht in ein Rechtsverhältnis nach römischen Begriffen mit ihm tritt. Die stete Spannung hält dem wilden Freiheitssinne der Samniter das Gleichgewicht: sobald die geringste Gefahr droht,

---

[1]) Später (302) noch ein lakedämonischer Prinz Kleonymos (Liv. X, 2).

[2]) So werden namentlich die Pentrer bisweilen ganz allein genannt.

[3]) Zwei Papirier, zwei Fabier, zwei Decier unter den Feldherrn. Cic. p. Rabir. Post. 1.

tritt sogleich justitium ein, die Mauern werden besetzt, es erfolgt ein allgemeines Aufgebot. Dabei fallen im Innern fast alle Streitigkeiten hinweg: nur selten zeigen sich Versuche der Patrizier, den Plebejern etwas abzugewinnen oder wirkliche Streitigkeiten zwischen den Parteien (Liv. IX, 42. 46. X, 15. Plin. N. H. XXXIII, 17). Die Tribunen sind sogar bereit, Gesetze vergessen zu lassen, um tüchtige Feldherrn zu wählen. Fabius und Decius handeln in vollkommenster Eintracht: das Volk wählt den, der verlangt wird (Liv. X, 13). Kann kein Dictator gewählt werden, so wird bei der Consulwahl der Wunsch des Senats berücksichtigt. Fabius ernennt seinen Todfeind Papirius, trotz der Schmach, die er ihm als Magister equitum angethan hatte. Ebenso sehn wir diesen mit dem Plebejer Publilius Philo zusammenwirken, um als Consuln (320) die Schmach der caudinischen Niederlage zu rächen.

Ihr glücklich berechneter Feldzug sicherte den Römern Apulien, wo ihnen namentlich Luceria einen festen Stützpunkt darbot. Dieser Eroberung folgt bald nachher die von Lucanien, Nola und dem übrigen Campanien, so dass die Samniter sich bald auf ihre eigenen Grenzen reduciert sahn: als endlich (312) ein Sieg derselben bei Lautulae (Liv. IX, 23. 25) Anlass geworden zu sein scheint, dass auch das übrige Italien sich für sie erhob. Aber auch das gab Rom nur noch grössere Spannkraft und was Jahrhunderte von Kämpfen nicht vermocht hatten, entschied jetzt ein einziger kühner Schlag: Fabius Rullianus brach Etruriens Macht (310) in der Schlacht am vadimonischen See. Obschon jetzt Umbrer, Sabiner, Marser, Frentaner, ja selbst Aequer und Volsker aufs Neue die Waffen ergriffen, so unterlagen sie doch aus Mangel an Einheit und planvollem Vorschreiten in den Jahren 309 bis 303, ein Volk nach dem anderen. Die Samniter wurden aufs Neue in ihrem eigenen Lande heimgesucht. Als ihr Feldherr Egnatius Gallus (295) den kühnen Plan fasste, durch Vereinigung mit Etruskern, Umbrern und Galliern die römische Macht mit Einem Schlage zu ersticken, gab in der Riesenschlacht von Sentinum [4]) in Umbrien Decius Mus der

[4]) Ueber die Localität der Schlacht Atti dell' Accad. Romana d'Arch. 1835. V, p. 91.

Sohn durch seine Aufopferung den Ausschlag. Beendigt war freilich auch damit der Kampf noch nicht. Erst als der Doppelsieg bei Aquilonia und Cominium (293) der Samniter heilige Schaar von 16000 Mann vernichtet hatte, entschlossen sie sich zum Frieden, der für Rom von grosser Bedeutung war, als es dadurch Zeit gewann, sich zu dem bald darauf beginnenden Kriege zu erholen. Denn kaum hatte das Hilfsgesuch Tarents in dem epirotischen Könige Pyrrhos [5]) (281) den Römern einen neuen Feind gebracht, so erhob sich ganz Unteritalien aufs Neue, um ihn gegen Rom zu unterstützen. Nachdem aber Roms Heldenmuth auch diesen Sturm glücklich bestanden und Pyrrhos (275) von Manius Curius Dentatus bei Maleventum aufs Haupt geschlagen war, blieb innerhalb des Rubico und der Macra kein Staat mehr übrig, der sich Roms Oberhoheit hätte entziehen können. In demselben Jahre, wo Pyrrhos in Argos seinen Tod fand, ergaben sich Samnium, Lucanien, Bruttium, Tarent an die siegreichen Römer. Endlich folgt in dem kurzen Zeitraume von 270 bis 266, ohne dass wir jedoch über die einzelnen Begebenheiten genauere Nachrichten hätten, die Unterwerfung der übrigen italischen Landschaften, der Umbrer von Sarsina, der Picentiner von Asculum, der Sallentiner von Brundusium und der Messapier.

Aus dem Lande, um welches die Besiegten gestraft wurden und das um mässigen Zins an einzelne Pächter [illegible] ausgegeben wurde, bildeten sich neue Tribus, deren Zahl jetzt bereits auf 33 wuchs. Die Völker selbst aber traten [illegible] in ein Socialverhältnis zu Rom, dessen nähere Beschaffenheit die formula foederis bestimmte 6). Nur wenige wie die Sabiner erhielten das Bürgerrecht, die übrigen aber behielten zwar ihre [illegible] Unabhängigkeit, mussten jedoch Roms „majestatem" anerkennen, Tribut zahlen und Heeresfolge leisten. Jeder römischen Legion stand seitdem eine entsprechende Anzahl von cohortes sociorum zur Seite: die Reiterei betrug sogar das

---

5) Droysen, Hellen. II, S. 102. 163. Mercklin, de Osculana pugna, Dorpat 1854.

6) Vgl. Liv. IX, 20: impetraverunt, ut foedus daretur neque tamen ut aequo foedere sed ut in ditione populi Romani essent.

Dreifache der römischen [7]. Da eine Legion in der Regel 4200 bis 5000 Mann Fussvolk und 300 Reiter zählte, jeder Consul aber zwei Legionen ins Feld führte, so lässt sich daraus die Stärke eines römischen Heeres in dieser Zeit berechnen. Durch Verdoppelung des Aufgebots konnte noch eine bedeutende Verstärkung eintreten, zumal seit man auch Proconsuln das imperium zu lassen angefangen hatte. Wie stark Italiens waffenfähige Mannschaft in dieser Zeit war, zeigte sich namentlich (236) bei dem Einfalle der Horden der gallischen Gaesaten, welcher über 150000 Mann zu Fuss und 6000 zu Pferd unter Roms Oberbefehl zu den Waffen gerufen haben soll [8].

Uebrigens begnügte sich Rom zur Sicherung seiner Herrschaft keineswegs bloss mit der Treue seiner Bundesgenossen allein. Ein hauptsächliches Mittel derselben waren die Colonien, die Rom von jeher angewendet hatte, nicht allein um Eroberungen zu behaupten, sondern auch um angehörige Orte zu vertheidigen, die für sich allein zu schwach waren. Diese Colonien — und darin liegt ein Hauptunterschied zwischen den römischen und griechischen Colonien — sind keine neuen Anlagen, sondern werden in schon vorhandene Orte gelegt, wo dann wahrscheinlich das den Besiegten genommene Drittheil zu ihrem Unterhalte dienen musste. Ihre Zahl belief sich zur Zeit des zweiten punischen Krieges auf dreissig [9].

---

[7] Polyb. VI, 26. Doebbelin, de auxiliis sociorum et Latini nominis, Berlin 1852.

[8] Die ganze waffenfähige Bevölkerung gibt Polyb. II, 24 auf 770,000 Mann an.

[9] Liv. XXVII, 9. Ein vollständiges Verzeichnis bei Vell. Pat. I, 14. — Ueber die Colonien: Sigonius, de antiquo jure p. R. II. Heyne, de prudentia Romanorum in coloniis regendis Opusc. III, p. 79. Hopfensack, Staatsrecht der römischen Unterthanen, Düsseldorf 1829 S. 143. Madvig, de colon. Rom. jure et conditione, Koppenhagen 1832. Opusc. p. 208. Rein, allgem. Schulzeitg. 1833 N. 63. Dumont, essai sur les colonies Romaines, Brüssel 1844. Schmidt, das Colonialwesen der Römer, vornehmlich ihre Militärcolonien, Potsdam 1847. Mommsen, Rh. Mus. VIII, S. 623. Göttling, S. 218. 401. Niebuhr II, S. 48.

§. 55. Die nationale Geistesbildung des römischen Volkes bis zur Berührung mit dem griechischen.

Nicht minder wichtig als für die Begründung der politischen Macht Roms war die Eroberung Unteritaliens und die Besiegung der grossgriechischen Städte für seine geistige und künstlerische Ausbildung. Denn es wurden dadurch griechische Vorbilder statt der etruskischen zugänglich gemacht und sie zugleich von dem Untergange gerettet. Wenn Rom nicht Grossgriechenland unterworfen hätte, würde es Samnium gethan und zugleich den Samen griechischer Cultur vernichtet haben. Zwar hatte Rom schon frühzeitig nicht ausser Verkehr mit griechischen Staaten gestanden und selbst mancherlei Einflüsse, wie die sibyllinischen Bücher zeigen, von diesen empfangen. Griechische Kunst und Wissenschaft aber konnten unter den beständigen inneren und äusseren Stürmen nicht gedeihen: ehe die Verschmelzung des Staats der eifersüchtigen Zurückhaltung des herrschenden Theils ein Ende machte, war an eine freie Entwickelung der geistigen Cultur nicht zu denken.

Für die praktischen Bedürfnisse, wie Anlegung von Landstrassen, Wasserbauten u. dgl., von welchen wir noch jetzt den Emissarius des Albanersees (400) und die Substructionen der Via Appia (312) bewundern, diente ohnehin schon die etruskische Technik.

Was die poetischen Schöpfungen betrifft, so ist auch hier die eigenthümliche Entstehung des Staates aus verschiedenartigen älteren Elementen nicht zu übersehn, die einentheils die Formen des Cultus und der Sage schon fertig vorfand und keine Aufforderung enthielt deren neue zu bilden, anderntheils auch der eigenen Fortentwickelung jener schon durch die Verpflanzung auf den fremden Boden ein Ende machen musste, auch wenn die Phantasie wirklich lebendiger gewesen wäre, als sie sich in der Wirklichkeit findet.

Religiöse Lieder, wie der Gesang der Salier und der Arvalbrüder [1]), können als Volkspoesie nicht gelten: schon

---

[1]) Corsen, de poesi Romanorum antiquissima, Berlin 1844. Streuber, über die älteste Poesie der Römer, Verhndlgn. d. Baseler Phil. Vers. 1847, S. 107. Zell, Ferienschr. II, S. 109.

die Identität von vates als Wahrsager und Dichter zeugt für den mehr mystischen als populären Charakter von derartigen Liedern. Wenn auch in Rom wie überall die ländliche Festfreude manche Ausbrüche mimisch neckenden Witzes hervorrief, so zeigt doch auch hier schon der von einem benachbarten etruskischen Orte entlehnte Ausdruck Fescenninen [2]), dass sie keineswegs Rom eigenthümlich waren. Ja als diese eben durch politische Beziehungen einen nationalen Charakter anzunehmen anfangen wollten, wies sie die Rücksicht, welche die individuelle Persönlichkeit in Rom beanspruchen durfte, durch ein Gesetz (Hor. Epp. II, 1, 150) in die untergeordneten Sphären zurück, in welchen wir sie später sich ausschliesslich bewegen sehn.

Dazu kam, wie es scheint, der Mangel an musikalischer und rhythmischer Ausbildung, welcher namentlich mit der Vorliebe für die res rusticae zusammenhängt. Die Sprache musste erst durch Formen [3]), die von aussen her aufgenommen wurden, geschmeidigt und durchgearbeitet werden, ehe sie sich für Musik und Rhythmik benutzen liess. Die ältesten Verse sind ganz naturalistische Producte einer mehr accentuierenden Sprache, mit Hebungen und Senkungen und berechneter Silbenzahl. Das gilt namentlich von dem versus Saturnius [4]), der beweist, dass das Ohr der Römer damals nur auf ein mechanisches Tiktak hörte, ohne künstlichere Verschlingungen und edle Metrik zu verlangen. Bis Plautus ersetzt die Poesie den rhythmischen Mangel häufig durch das mehr sinnliche Element der Alliteration [5]). — Musikalische Orchestik ward erst 363 durch die etruskischen Ludionen eingeführt, die später, in Verbindung mit jenen mimischcharakteristischen Aufführungen aus dem Kreise des Lebens, den Grund zu den ersten scenischen Aufführungen legten. Doch

---

[2]) Andere leiten den Namen von fascinum ab, z. B. Klotz, Lit. Gesch. I, S. 292. Corsen, p. 127.

[3]) Köne, über die Sprache der röm. Epiker, Münster 1840.

[4]) Hermann, elem. doctr. metr. p. 608. Düntzer und Lersch, de versu Saturnio, Bonn 1838. Pfau, de numero Saturnio, Quedlinburg 1846. Klotz, lat. Lit. Gesch. I, S. 286 ff., hält den Saturnischen Vers für den verderbten Hexameter!

[5]) Naeke, Nieb. Rh. Mus. III, S. 324—418.

führten sie zu keiner eigentlichen Poesie: es waren vielmehr in der Weise der oskischen Atellanen [6]), extemporierte Handlungen auf der Basis stehender Charaktere, die sich das römische Volk als Nachspiele (exodia Liv. VII, 2) auch später nicht nehmen liess, als durch Entstehung eigener Schauspieler (histriones) allmählich geregelte Aufführungen, erst ohne Einheit der Handlung (saturae), dann seit Livius Andronicus ordentliche Stücke üblich geworden waren. Erst durch diesen, einen freigelassenen Tarentiner, wurden griechische Stücke in Rom eingeführt und bekannt gemacht, so dass nun von aussen der alten Sitte und ihren Fesseln ein Muster entgegentrat. In Griechenland wie in Rom mussten diese Fesseln der alten Sitte gesprengt werden, aber dort that das die Kraft des eigenen Geistes und der Selbstentzündung, hier mussten die griechischen Elemente den Umschwung hervorbringen. Es traten zunächst die Patrizier als Schützer der jungen Cultur auf, während die Plebs noch immer ihre Atellanischen exodia verlangte. Dem Griechischen waren fast alle Dramen des Livius entnommen, die aus der römischen Geschichte entlehnten, wie die des Nävius, fanden keinen Anklang. Der Grund war derselbe, welcher die Dramen des Chörilos, die aus der Zeitgeschichte entnommen waren, misfallen liess: das geistige Auge vermochte das Naheliegende nicht zu übersehn und zu würdigen.

An uralte Volkslieder oder gar Heldengedichte, von denen Niebuhr [7]) selbst noch wörtliche Spuren und Reste in den alten Historikern finden wollte, ist nicht zu denken. Jene Gesänge (Cic. Tusc. I, 2. IV, 2. Brut. 18. 19), in welchen die Thaten grosser Männer bei Tische zu besingen Sitte gewesen sein soll, waren höchstens skolienartig, wie die griechischen Tischlieder, von etwas lyrischem nicht epischem Charakter. Man kann sie nicht als National-, sondern nur als Familienpoesie ansehn, gerade wie auch die ältesten Spuren plastischer Kunst für das Bedürfnis der einzelnen Familien bestimmt erscheinen: die imagines, Wachsbilder der Ahnen (Plin. N. H. XXXV, 2).

---

[6]) Munk, de fabulis Atellanis, Leipzig 1840.

[7]) I, S. 283. II, S. 6.

Das Nämliche gilt von den eigentlichen Geschichtsquellen. Zwar wissen wir, dass durch die Pontifices alljährlich die wichtigsten Begebenheiten aufgezeichnet wurden, die dann zusammen die sogenannten annales maximi [8]) bildeten. Aber auch abgesehen davon, dass bei der amtlichen Entstehung dieser Bücher an eine historische Auffassung nicht zu denken war, sehn wir aus den Nachrichten der Alten selbst, dass hier mehr Zufälligkeiten und Aeusserlichkeiten als wesentliche Puncte niedergelegt waren, die eben ihrer Nothwendigkeit wegen zu natürlich scheinen mochten, um der Aufzeichnung zu bedürfen. So erhielt sich denn jedenfalls das, was sich an bestimmte Personen knüpfte, weit mehr in den Archiven der Familie und der Tradition, woraus es insbesondere in die Leichenreden [9]) übergieng. Es sind nur Parentationen und Personalien, welche ohne Anspruch auf höhern aesthetischen Werth hergelesen wurden: man kann sie als Commentare zu den Ahnenbildern betrachten. Von welcher Art aber die durch sie überlieferte Geschichte gewesen sein mag, kann man sich hiernach leicht denken, da jede Familie die Ihrigen zu erheben suchte. Vielleicht erklärt nichts leichter die Erscheinung sovieler Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in der ältesten römischen Geschichte, sowie die vielen poetischen Gestalten, die ein an sich so unpoetisches Volk darbietet.

§. 56. Die punischen Kriege.

Nächst Rom glänzt im Occident vor allen Völkern Karthago [1]), das nicht minder als Rom durch die Weisheit sei-

---

[8]) Wachsmuth, alte Gesch. Roms S. 19. Petersen, de originibus historiae Rom., Hamburg 1835. Leclerc, des journaux chez les Romains, Paris 1838. Ambrosch, de sacris Romanorum libris, Breslau 1840. Zu diesen Annalen setzt sich Cato (Orig. IV) in directen Gegensatz. Ueber die ersten Geschichtschreiber Hertz, de Luciis Cinciis, Berlin 1842. Baumgart, de Q. Fabio Pictore antiquissimo Romanorum historico, Breslau 1842.

[9]) Liv. VIII, Cic. Brut. 16. Cadenbach, de Romanorum laudationibus funebribus, Essen 1832.

[1]) Aristol. Polit. II, 8 ed. Göttling. Heerens Ideen II, Abth. 2.

ner Verfassung die Ansprüche der Individualität mit den Zwecken der Erhaltung des Staates vereinigte und durch seinen Reichthum, eine Folge der Blüthe seines Handels, zahlreiche Flotten und Söldnerschaaren zu halten im Stande war. Mit diesen beherrschte es die Meere und vermochte durch Eroberung neuer Provinzen seinem Handel stets neue Wege und sich neue Quellen der Bereicherung zu eröffnen. In politischer Hinsicht standen sich Rom und Karthago lange gleich: nur das geistige Element gab den Ausschlag. Das Verhältnis ist ein ähnliches wie zwischen Athen und Böotien, das trotz seiner bedeutenden materiellen Hilfsmittel von Athen überflügelt wurde.

Der Dualismus in der Verfassung [2]) repräsentiert gleichsam die doppelte Oligarchie der Geburt und des Reichthums, die sich hier vermischte und das orientalische Element allerdings mit einem kosmopolitischen Zusatze vermengt hatte. Aber dieser letztere, worauf es hier allein ankommt, war doch zu materiell, zu selbstsüchtig, als dass er der römischen Aristokratie hätte das Gleichgewicht halten können. Gesetzt auch, dass Karthago im Stande gewesen wäre, ohne Rom die nämlichen politischen Wirkungen in der Weltgeschichte hervorzubringen, so war doch Rom zu den geistigen Wirkungen ungleich mehr berufen, und sobald Collisionen zwischen beiden eintraten, selbst in politischer Hinsicht [3]) seiner Nebenbuhlerin unbedingt überlegen. Schon die Stellung, die das römische Staatsprincip dem Individuum gab, namentlich aber auch der Charakter, welchen alle Eroberungen des Staates selbst tragen, waren bei Rom viel geeigneter, die Erhal-

---

Hüllmann, Staatsrecht des Alterthums S. 200—210. Bötticher, Gesch. der Karthager, Berlin 1827. Briegleb, de republ. Carthag., Eisenach 1829. Barth, R. Rh. Mus. VII, S. 66, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, Berlin 1849. Susemihl, kritische Skizzen zur Vorgesch. des 2. pun. Krieges, Greifswald 1853.

[2]) Zwei Suffeten — einer für den Krieg, einer für den Frieden —; zwei Senate — eine γερουσία für die Verwaltung, eine σύγκλητος für die Gerichte —; zwei Pentarchien — eine für die Polizei, eine für die Finanzen —.

[3]) Ein Vergleich der beiden Staaten in politischer Hinsicht Polyb. VI, 51.

tung und Aneignung der geistigen Früchte eines eroberten Landes zu bewirken als bei Karthago, wo alle Thätigkeit der Bürger einzig und allein auf Bereicherung abzielte. Erst sehr spät fand dies Motiv auch bei den römischen Grossen Eingang. Das ursprüngliche Motiv aller ihrer Thaten, die Geltendmachung ihres inneren Werthes und ihrer individuellen Grösse, konnte im schlimmsten Falle nur zur Verachtung des Ausländischen führen, wie z. B. bei Cato und Mummius. Aber auch hier wirkten die strengen Rechtsideen, welche Rom selbst bei seinen Eroberungen begleiteten, wenigstens erhaltend, wo punischer Eigennutz sich nur zerstörend geäussert haben würde und geäussert hat (Seneca de otio extr.). Der römischen ambitio gegenüber herrschte in Karthago die avaritia, die ohne irgend welche Schranken auf Erwerben von Reichthum bedacht war. Da für geistige Zwecke kein Gebrauch gemacht wurde, so ward die Befriedigung der avaritia dem Einzelnen zum höchsten Zwecke. So lange der karthagische Staat nach aussen kräftig dasteht, geht es freilich auch im Innern trefflich, der leiseste Stoss aber unterminiert Alles, während in Rom durch äussere Anstösse die innere sittliche Kraft nur gehoben wurde.

Je mehr die Politik der Karthager von dem Mercantilgeiste geleitet ward, desto abhängiger ward sie von den Colonien, so wie die übelangebrachte Weise, in der sie fremde Völkerschaften in Dienst nahmen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen musste. Konnten die Söldner nicht bezahlt werden, so halfen sie zu nichts und wurden sie von der feindlichen Partei gewonnen, so wirkten sie zu ihrem eignen Schaden, indem sie den Feinden die Waffen in die Hand gaben.

Zunächst wurde Sicilien Schauplatz des Krieges [4]). Denn hier hatten die Karthager uralte Niederlassungen. Den westlichen Theil mit Lilybaeum, dem Berge Eryx und Panormos besassen sie seit unvordenklicher Zeit und hatten von da aus mehr als einmal auch den griechischen Theil der Insel ernst-

---

[4]) Haltaus, Gesch. Roms im Zeitalter der punischen Kriege, Leipzig 1846. Bröcker, Gesch. des ersten punischen Krieges, Tübingen 1846. — Campe, Philol. IX, S. 515.

lich bedroht. Zwar waren sie durch Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent, später durch Dionysios I., dann durch Timoleon, endlich durch Agathokles nicht ohne Glück bekämpft worden: aber ihre Macht hatte sich doch immer wieder erholt und allmählich wieder ausgedehnt; auch Selinus, Agrigent und andere Orte waren in ihren Besitz gekommen. Erst Rom war es vorbehalten, in 23 Jahren zu vollenden, was die griechischen Fürsten in mehr als 200 Jahren nicht vermocht hatten. Ja noch obendrein gelang das zu einer Zeit, wo der König Hieron von Syrakus ihr Verbündeter war und nur die Mamertiner in Messana einen Anhaltspunct auf der Insel darboten. Zwar trat Hieron bald zu den Römern über: aber gerade, was diese hauptsächlich bedurften, eine den Karthagern gewachsene Seemacht, konnte er ihnen nicht bieten. Aber Rom lernte stets von seinen Feinden: es schuf sich selbst eine Seemacht und ersetzte den Mangel an Uebung auf diesem Elemente durch die Erfindung des Duilius, die Entermaschinen (corvi) [5]), wodurch die feindlichen Schiffe am Manoeuvrieren gehindert und der Kampf in eine Landschlacht auf dem Verdecke verwandelt wurde. Die Römer verloren zwar noch mehr als eine Flotte, namentlich auch durch die Stürme, denen ihre Steuerleute noch nicht mit genügender Geschicklichkeit auszuweichen wussten: aber ohne den spartanischen Condottiere Xanthippos [6]) wäre Karthago schon damals in die Hände des Regulus gefallen. Endlich entschied der Sieg des Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln (241) nicht nur den Besitz Siciliens, sondern auch die Seeherrschaft für Rom.

Jetzt traten aufs Furchtbarste die Folgen der falschen Politik Karthagos hervor, mit der es seinen Wolstand und die Macht seines Staates von den Zuflüssen seiner auswärtigen Besitzungen abhängig gemacht hatte. Eine Empörung der Miethstruppen [7]), die es nicht bezahlen konnte, ward nur mit der höchsten Anstrengung gedämpft. Als nun Rom

---

5) Haltaus, über die Euterbrücken der Römer, Jahns Archiv 1843, IX S. 533.

6) Hudemann, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1845, N. 13.

7) Seibel, der Söldnerkrieg der Karthager, Dilingen 1848.

diese Gelegenheit benutzt hatte (238), um auch Sardinien [8]) den Karthagern zu entreissen, das als reiche Kornkammer noch wichtiger als selbst Sicilien war, blieb ihnen nichts übrig, als auf neue Eroberungen auszugehn.

Erst als Hamilkar Barkas [9]), Karthagos grosser Feldherr, der auch in Sicilien seine feste Position lange glücklich vertheidigt hatte, und nach dessen Tode Hasdrubal in den Kämpfen mit den Bergvölkern Hispaniens ein treues Heer herangebildet und durch den Besitz dieses Landes neue Hilfsquellen [10]) eröffnet hatte, konnte Hamilkars Sohn Hannibal daran denken, die beschworene Rache an Rom zu üben, obschon in Karthago selbst eine mächtige Partei seinen kühnen Plänen entgegenstand [11]). Der Zeitpunct war günstig [12]): die Aufregung der kaum erst von Rom bezwungenen cisalpinischen Gallier verhiess einen sicheren Ruhepunct nach dem beschwerlichen Alpenübergange, die reiche lombardische Ebene versprach Vorräthe aller Art, und so gut sich auch Rom seiner italischen Bundesgenossen zu ausländischen Kriegen bedienen konnte, wobei beide Theile gleich interessiert waren, so geneigt waren diese doch zum Abfall, wenn sich ihnen ein fremder Schutz und Rückhalt in der eigenen

---

[8]) Heeren II, 1, S. 69. Gleichzeitig setzten sich die Römer auch auf Corsica fest, das aber früher nicht karthagisch gewesen war. Rospatt, de Corsica insula a Romanis capta, Münster 1850.

[9]) Hudemann, Hamilkars Kampf auf Herkte und Eryx und der Friede des Catulus, Schleswig 1842. Philol. II, S. 608.

[10]) Heeren, l. l. S. 85. 278. Ueber die reichen Silbergruben Roloff, de metallifodinis antiquis Hispaniae, Göttingen 1808.

[11]) Bröcker, die Parteiungen des karthagischen Staats v. 240-201, Heidelberg 1838.

[12]) Ueber den zweiten punischen Krieg v. Vincke, der 2. punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager, Berlin 1841. Nitzsch in allg. Monatsschr. 1854 S. 67. Rauchenstein, der Zug Hannibals, Aarau 1849. Peter, Phil. VII, S. 169. Becker, Vorarbeiten z. Gesch. des 2. punischen Krieges, Altona 1823. Müller, kl. Schr. I, S. 40. v. Lossau, Ideale der Kriegführung, Berlin 1836 I, S. 107-208. Stüve, nonnulla ad hist. belli Punici secundi spectantia, Osnabrück 1837 und Jahns Jahrb. XXIII, 1838 S. 242. Wijnne, quaest. criticae de belli Punici secundi parte priori, Gröningen 1848. Micke, Gesch. des 2. pun. Kriegs, Breslau 1850, m. Rez. v. Hudemann, Jahns Jahrb. 1851 LXII, S. 161.

Heimat darbot. Rechnet man dazu Hannibals Feldherrntalent und die mancherlei Misgriffe, welche die Römer aus verschiedenen Ursachen im Anfange des Krieges begiengen, so kann man in dem glücklichen Ausgange desselben nicht das Walten einer Schickung verkennen, welche die Folgen der grössten Thaten durch die geringfügigsten Umstände vereitelte. So wurde Hannibal, als er nach der Schlacht am Trasimenischen See auf Rom losgehn wollte, bei mehrmaligen Versuchen durch wunderbare Fatalitäten [13]) gezwungen, einen andern Plan einzuschlagen. Zuerst hielt ihn der glückliche Widerstand von Spoletum auf, nachher führte ihn das Misverständnis seines Wegweisers irre. Und nach dem Siege bei Cannä war es ebensowol die heldenmüthige Vertheidigung von Casilinum, als die üppigen Winterquartiere von Capua, was Hannibal hinderte seine Vortheile zu benutzen. Nur eine ans Wunderbare grenzende Täuschung des karthagischen Feldherrn machte es dem kühnen Claudius Nero möglich, die Verstärkung, welche Hasdrubal aus Spanien herbeiführte, mit einem Schlage am Metaurus zu vernichten.

Dass Hannibals Absichten wirklich auf Rom und dessen Eroberung so wie Italiens überhaupt gerichtet waren, geht aus seinen Operationen deutlich hervor. Erst als ein Versuch (212) ihn von der Unmöglichkeit einer Einnahme Roms überzeugt hatte, scheint er seinen Plan geändert und nur auf die Behauptung einer Provinz im südlichen Italien beschränkt zu haben. Wenigstens erklärt sich nur daraus die Gleichgültigkeit, mit der er seine campanischen Bundesgenossen ihrem Schicksale überliess, und andrerseits die Hartnäckigkeit, mit der er sich noch zuletzt Jahre lang in einem Winkel von Bruttium festklammerte, bis Scipio nach Afrika übergieng und durch den Abfall des numidischen Königs Massinissa unterstützt, Karthago in eben die Lage versetzte, in der sich kurz vorher Rom befunden hatte.

---

[13]) Durch mangelhafte Flussübergänge, schwierige Pässe u. dgl., sind bis auf den heutigen Tag in Italien oft grosse Umwege nöthig. Ein Beispiel, Ausland 1843 S. 1306. Auch Conradin wurde auf seinem Zuge nach Neapel dadurch zu dem Umwege über Tagliacozzo gezwungen.

Freilich aber beurkundete sich auch bei dieser Gelegenheit Karthagos Schwäche im Gegensatze zu Roms heldenmüthigem Selbstvertrauen aufs Augenscheinlichste. Auch während der reissendsten Fortschritte Hannibals in Italien hatte Rom die Scipionen nicht aus Hispanien zurückberufen, wo sie seit dem Beginne des Krieges mit Hasdrubal im Kampfe begriffen waren. Keine Rücksicht auf die Lage Italiens hatte (215) Marcellus abgehalten den Abfall von Hierons Enkel Hieronymos durch die Eroberung von Syrakus zu strafen. Selbst die Niederlage der Scipionen im Jahre 212 war kein Hindernis geworden, dass nicht nur dort im folgenden Jahre der Krieg aufs Neue begann, sondern auch ein neuer mit Philipp von Macedonien angefangen wurde, ohne darum die Vertheidigung Italiens zu schwächen. Karthago dagegen rief (203) seinen Feldherrn aus Italien zurück und setzte damit sein Schicksal in einer einzigen Schlacht aufs Spiel [14]. Wenn aber Rom den Sieg bei Zama nicht sofort zur Eroberung und Zerstörung Karthagos benutzte, so ist das auch nur sein Rechtsgefühl, das es verhindert, über einen Staat die Vernichtung, über eine Stadt die Zerstörung zu verhängen, wie die Todesstrafe. Erst wenn der andere Staat den Krieg erneuert, erscheint er bundbrüchig und wird vernichtet.

---

[14]) Hudemann, über Magos Schicksale und die Begebenheiten vor der Schlacht bei Zama, Schleswig 1845.

Vierte Periode.

Rom an der Spitze der Weltgeschichte v. 200 — 31.

---

§. 57. Die politische Lage der civilisierten Welt und ihr Verhältnis zu Rom.

Wenn es Roms welthistorische Bestimmung war, die Staaten, die sich durch Selbstsucht von ihrem Principe entfernt und durch Uebermass derselben sich selbst untergraben hatten, ihrem Untergange entgegenzuführen, dabei aber doch was sie Gutes und Schönes hatten, vom Untergange zu retten, dem es bei seiner Verknüpfung mit dem Staatsleben-jener unvermeidlich ausgesetzt gewesen wäre, und dasselbe unter der Aegide eines Staates zu vereinigen, der das Individuum schon von vorn herein seiner Idee nach zu hoch gestellt hatte, um von grösserer Ausbildung desselben mehr Gefahr befürchten zu müssen als ihm ohnehin drohte, sobald der Nationalstolz nicht mehr das Gegengewicht hielt: so bedarf es vor allen Dingen eines Blickes auf das Staatsverhältnis der alten Welt in der Zeit, wo Rom die Lösung dieser Aufgabe begann.

Die barbarischen Völker kommen nicht in Betracht, da gegen sie Roms Mandat ursprünglich nicht gerichtet war. Erst als die Siege über die civilisierten Nationen auf der einen Seite seine Ehr- und Habsucht, von der der römische Bürger früher nichts wusste, rege gemacht und auf der andern Seite diesem jede ehrenvolle Gelegenheit jene zu befriedigen abgeschnitten hatten, warf sich Rom auch auf die Bar-

baren und beförderte dadurch zwar die nachmalige Verbreitung der Civilisation, zunächst aber seinen eigenen Untergang, der eben mit dem Erlöschen des Nationalstolzes als des Gegensatzes zwischen sich und anderen Nationen aufs Engste verbunden war.

Was dagegen die civilisierten Völker betrifft, so ist hinsichtlich Griechenlands bereits (§ 44) gezeigt worden, wie reif es zu seinem Untergange war. Nicht viel besser stand es mit den Höfen der Nachfolger Alexanders, die ganz mit orientalischer Sitte inficiert, durch die fortdauernde Verschwägerung [1]) mit den nächsten Blutsverwandten physisch versunken und durch den Einfluss der gemeinsten Hofkabalen aller Consequenz und Umsicht in ihrer Politik beraubt waren. Nur die niedrigste Staatsklugheit leitete ihre Schritte: und so grosse und reiche Hilfsquellen ihnen auch an Geld, Mannschaft und allen Kriegsbedürfnissen zu Gebote standen, so zeugen doch ihre Kriege untereinander von einem solchen Mangel an Einsicht in die Benutzung jener, dass Roms leichte Siege nicht auffallen können.

Von Reichen unmittelbarer Nachfolger Alexanders bestanden eigentlich nur noch drei: Macedonien, Syrien, und Aegypten. Thracien war grösstentheils wieder im Besitze barbarischer Völker, der Odrysen [2]), gegen welche Byzanz mit Mühe seine Freiheit behauptete. Nur wenige Städte an der Küste waren noch in den Händen der Macedonier, einige sogar im Besitze der Aegypter [3]), die auch an der kleinasiatischen Küste mehrere der bedeutendsten Seeplätze inne hatten. Am mächtigsten waren jedoch die Rhodier, die nicht nur die stärkste Seemacht besassen, sondern

---

[1]) Ἀδελφή erscheint als Ehrentitel von Königinnen, auch wenn sie nicht Schwestern des Königs sind, Droysen im Mus. f. Alterth. 1843, 1. Gesch. d. Hellenism. II, S. 239. Ein Vergleich zwischen Seleuciden und Lagiden ebd. II, S. 56. 337. 346. 565.

[2]) Cary, hist. des rois de Thrace, Paris 1752. Sievers, de Odrysarum imperio, Bonn 1842. Beheim-Schwarzbach, de rebus Odrysarum, Berlin 1842.

[3]) Durch Vermählung des Ptolemäos II. mit Lysimachos Tochter Arsinoe, dann mit dessen Wittwe gleiches Namens, die des Ptolemäos Schwester war.

auch einen beträchtlichen. Theil des Continents [4]). Sonst bestanden in Kleinasien als selbständige Reiche, das kappadokische unter Ariarathes, das pergamenische [5]) seit 283, wo Philetäros sich Burg und Schatz von Pergamon zur Gründung eines eigenen Reiches zugeeignet hatte, das bithynische und das der Gallogräker oder Galater [6]), die seit 275 hier feste Sitze gewonnen und eine bedeutende Ausdehnung gedroht hatten, bis Antiochos Soter sie besiegte und in Sardes eine Provinz des syrischen Reiches gründete, die eine Zeitlang von einem Usurpator Achaeos als eigenes Reich beherrscht wurde (Polyb. V, 107: VIII, 17—23). Syrien selbst wurde unter der schwachen Regierung von Seleukos Kallinikos mehrfach gefährdet: die oberasiatischen Provinzen rissen sich los, die Parther fielen 256 ab und hatten eine Zeitlang den König selbst in Gefangenschaft, der ägyptische König Ptolemaeos III. Evergetes [7]) entriss ihm Cölesyrien und Palästina, das sein Nachfolger Ptolemäos IV. Philopator in der grossen Schlacht bei Raphia (218) gegen Antiochos den Grossen behauptete. Erst nach des Ptolemäos Tode gelang es diesem das Verlorene wieder zu erobern, und ohne den Schutz der Römer, die schon seit Ptolemäos Philadelphos mit Aegypten in freundlichem Verhältnis standen, würde das Theilungsproject, das er mit Philipp von Macedonien entworfen hatte, gewis gelungen sein (Polyb. XV, 21. III, 2. 8).

Die erste Berührung Roms mit Macedonien während des zweiten punischen Kriegs ist schon (S. 65) erwähnt worden. Je grösser die Entmuthigung und das Friedensverlangen bei dem römischen Volke nach dem zweiten punischen Kriege war, desto willkommener war dem Senate im Jahre 200 das Hilfsgesuch Athens, um einen neuen Krieg mit Macedonien anfangen zu können, das zwar durch Philipps Bündnis mit Hannibal Anlass zu Beschwerden gegeben, aber seit dem

---

[4]) Paulsen, Rhodi descriptio Macedonica aetate, Göttingen 1818.

[5]) Meier in Ersch und Gruber s. v. — v. Capelle, de rebus et antiquitatibus Pergamenis, Amsterdam 1842. S. a. I, S. 231, 5.

[6]) Wernsdorf, de republica Galatarum, Nürnberg 1743.

[7]) Buttmanns Mus. d. Alt. W. II, S. 162.

Frieden (205) sich ruhig verhalten hatte. Obschon dieser Krieg bereits 197 durch den Sieg bei Kynoskephalä sein Ende erreichte, so knüpfte sich doch unmittelbar an ihn eine Reihe von andern an, die Rom mit kurzen Unterbrechungen bis 146 beschäftigten. An dem achäischen Bunde fand es einen unerwarteten Alliierten und erwarb sich durch Befreiung der durch Macedonien losgerissenen Landestheile, sowie durch die Demüthigung des spartanischen Tyrannen Nabis gerechte Ansprüche auf Griechenlands Dankbarkeit: aber indem es sich den Achäern gefällig zeigte, beleidigte es den ätolischen Bund. So wandte sich dieser an Antiochos III. den Grossen von Syrien, dessen weitaussehenden Plänen Rom allein im Wege stand und dessen Eifersucht durch Hannibals Anwesenheit an seinem Hofe nur noch erhöht wurde. Antiochos hatte das gesunkene Reich durch kräftiges Auftreten gehoben und durch Verbindungen mit Philipp von Macedonien neue Eroberungen zu machen gesucht. Während des Krieges der Römer mit diesem hatte er jedoch still gesessen und sich sogar des thrakischen Chersonneses, der Philipp gehörte, bemächtigt und damit seinen alten Bundesgenossen beleidigt. Als nun die Römer von Antiochos (192) angegriffen wurden, unterstützte Philipp jene nicht nur in Europa, wo Antiochos vergeblich den Pass der Thermopylen zu vertheidigen bemüht war, sondern eröffnete auch dem Lucius Scipio den Durchzug durch Macedonien nach dem Hellespont. Durch die Niederlage der syrischen Flotte bei Myonnesos wurde der König zum Rückzuge nach Asien, durch den Sieg des Scipio bei Magnesia am Sipylos zum Frieden gezwungen und auf die Länder jenseits des Tauros beschränkt.

Doch auch hier gieng Rom noch auf keine Eroberungen aus: wie durch den Sieg über Karthago Massinissa, durch den über die Macedonier die Achäer bereichert waren, so überliess es die von Antiochos abgetretenen Länder seinem Verbündeten Eumenes II. von Pergamon und den Rhodiern. Auch als Aetolien im folgenden Jahre von Fulvius Nobilior überwunden war, trat es nur in ein — wenn auch drückendes — Socialverhältnis zu Rom. Selbst als (172) Perseus, Philipps von Macedonien Sohn, aufs Neue zu den Waffen gegriffen hatte und nach hartnäckigem Widerstande von Ae-

milius Paullus bei Pydna besiegt worden war, begnügte sich Rom damit, das Land durch Spaltung in vier unabhängige Republiken unschädlich zu machen. Erst 149 nach dem erneuten Abfalle unter Pseudophilippos ward es von Metellus Macedonicus in eine Provinz verwandelt.

Wenn barbarische Länder wie Hispanien und das cisalpinische Gallien gleich nach der ersten Eroberung zu Provinzen gemacht wurden, so war der Grund der, dass die innere Organisation dieser Völker selbst keine gehörige Bürgschaft der Ruhe bot, vielmehr ihr Freiheitssinn stets neue militärische Unternehmungen gegen sie nöthig machte. Das cisalpinische Gallien ward zwar nach Abzug der Karthager in einigen Jahren völlig überwunden, desto mehr Anstrengung aber kosteten in jenen Gegenden die unaufhörlichen Angriffe der Ligurer und Istrier, die erst allmählich bezwungen werden konnten. Hispanien, obschon eigentlich bereits durch Scipios Siege über die Karthager im römischen Besitz und durch Catos grosse Schlacht bei Emporiä (194) aufs Neue gedemüthigt, beschäftigte doch die römischen Heere noch lange Jahre hindurch.

Dagegen nahmen allerdings die Eingriffe der römischen Herrschsucht in die inneren Verhältnisse auch der dem Namen nach unabhängigen Staaten immer mehr überhand und machten das Mistrauen gegen seine Absichten dergestalt rege, dass wenn Perseus glücklich gewesen wäre, Achaja sowol als Karthago sofort wieder die Waffen gegen Rom ergriffen haben würden. Seine Niederlage musste freilich eben deshalb die Massregeln der Strenge und den Argwohn gegen beide noch vermehren; und so kam es mit Karthago (149) und mit Achaja (147) zum offnen Kriege, in dessen Folge (146) jenes wie Macedonien in eine Provinz des römischen Reiches verwandelt, und hier der achäische Bund wenigstens aufgelöst und ein ähnliches Verhältnis, wie mit Macedonien nach der Niederlage der Perseus, herbeigeführt wurde.

Trotzdem aber kann man bis dahin noch nicht von Eroberungs- oder Habsucht der Römer sprechen: es ist nur das Gefühl des Uebergewichts und der Stärke, die sie von Allen anerkannt wissen wollen, von Königen wie Antiochos, wie von Republiken. Nur wo sich einer demüthigt, wie Atta-

los, lassen sie ihm Gnade widerfahren: zeigt aber der Gegner eine selbständige Politik und innere Stärke, so muss ihm ein Gegengewicht gesetzt werden. Dass allerdings Willkürlichkeiten von Roms Seite begangen wurden und dadurch die Geduld der Völker erschöpft wurde, so dass sie zu den Waffen griffen, ist nicht zu verkennen. Dann forderte Roms Ehre die Aufrechterhaltung des Uebergewichts durch Waffengewalt. Erst nachdem der Staat die Süsse der Eroberungen geschmeckt hatte, kam man davon ab, erst einen zweiten Krieg — eine rebellio — als Grund der Unterwerfung und Vernichtung der Selbständigkeit des Gegners anzusehn: dann werden gleich nach dem ersten Siege die eroberten Länder zu Provinzen gemacht.

Aber auch in dem Benehmen der Römer gegen ihre Provinzen [8]) kann man das strenge Rechtsbedürfnis nicht verkennen, das sie wenn auch nicht um jener, doch um ihrer selbst willen nöthigte, keiner Willkür Raum zu geben. Das Recht, nach welchem die Eroberungen behandelt wurden, war freilich nur das römische Staats- und Kriegsrecht, wonach allerdings die Provinzen aller eigenen Rechtsfähigkeit beraubt und dem römischen Proprätor oder Proconsul zu unbedingtem Gehorsam übergeben, dem römischen Staate zu Tribut und mannigfacher Steuer verpflichtet wurden. Doch fand bei jeder Eroberung wenigstens gleich von vorn herein eine feste Organisation statt, indem durch zehn Commissarien eine lex oder formula provinciae (S. 30, 14) entworfen wurde. Dabei wurden, wie die Verschiedenheiten zwischen einzelnen solchen formulis zeigen, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und Länder nie ganz den Interessen des herrschenden Staates aufgeopfert [9]). Dazu kam beim Amtsantritte jedes Statthalters dessen Edictum, nach

---

[8]) Tresling, de Romanorum prudentia in populis sub imperium suum subjungendis conspicua, Gröningen 1834. Bergfeld, de jure et condicione provinciarum Romanarum ante Caesarem, Neustrelitz 1841: die Organisation der römischen Provinzen, 1846. Dirksen in Abhandlungen d. Berl. Akad. 1848 S. 89. Kuhn, Beiträge zur Verfassung des römischen Reiches, Leipzig 1849, S. 65.

[9]) So war z. B. Sicilien ex lege Rupilii weit günstiger gestellt als andere Provinzen.

welchem er Administration und Jurisdiction in oberster Instanz ausübte und zu diesem Zwecke alljährlich die Provinz bereiste, um die Gerichtstage (conventus) zu halten. In inneren Angelegenheiten behielten die Städte ihre Magistrate und Verfassung nach der Sitte des Landes, wenn auch Bünde verboten und eigentliche Demokratien [10]) abgeschafft wurden. Die ausgezeichneten Städte genossen ausserdem nicht selten Freiheit von Abgaben (immunitas) oder selbst von jeder Einmischung des Statthalters in ihre innere Angelegenheiten (civitates foederatae), wo also Rom gleichsam nur eine Hegemonie ausübte. Die Abgaben selbst (vectigalia) waren gleichsam ein Erbpachtzins an Rom, unabänderlich fixiert auf Grund und Boden, und konnten höchstens bei Verminderung der Bevölkerung beschwerlich fallen: die Kriegssteuer (tributum) richtete sich nach dem Census. Nur die indirecten Abgaben vom Ertrag des Ackerbaues (decuma), von den Viehweiden (scriptura) und von der Ein- und Ausfuhr (portorium) wurden später durch die Erpressungen der Zollpächter drückend, welchen die Statthalter kein Gegengewicht entgegensetzen konnten.

§. 58. Die römische Aristokratie.

Dies kam aber erst vor in einer Zeit, wo Ehr- und Habsucht herrschend wurden und die Aristokratie zu einer Geldoligarchie wurde, wovon sich diese Zeit noch fern hält. Dass die Kriege bis zu der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nur mit Unrecht als Eroberungskriege angesehen werden können, ist schon erwähnt worden. Durch den zweiten punischen Krieg war Rom belehrt worden, wie gefährlich es sei, einen drohenden Feind in Italien zu erwarten, man musste ihm entgegengehn und zuvorkommen. So entsprangen die Kriege aus dem Bedürfnis der Selbsterhaltung; denn es konnte der Einsicht seiner Leiter nicht entgehn, dass ohne anhaltende Kämpfe der Gemeinsinn und die Heldentugend, worauf Roms Grösse beruhte und wovon selbst sein

---

[10]) Ueber die Aristokratie in den Provinzen Marquardt, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1850, S. 53.

Zusammenhalten im Innern abhieng, nicht von Dauer sein könne.

Die alten Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern waren zwar vergessen und ihre Rechte ausgeglichen; die wenigen Fälle, wo dieser Unterschied noch von Bedeutung war, bezogen sich bloss auf die Form und waren ohne wesentlichen Einfluss. So befehligte Fabius mit dictatorischer Macht, obschon er nur pro dictatore vom Volke erwählt war. Wenn die Wahl des Marcellus (215) annulliert wurde, um nicht zwei plebejische Consuln zu haben, so führt er gleichwol ein Heer mit consularischer Gewalt, und ähnliche Beispiele finden sich vielfach. Dagegen hatte sich aber in der langen Reihe von Jahren, seit die Würden mit der Plebs getheilt worden waren, eine plebejische Nobilität entwickelt, die weder an Zahl der curulischen Würden, noch an Thatenglanz den Patriziern nachstand. Und wie diese früher rechtlich, so vererbte jene factisch alle Ansprüche und Standesvorurtheile vom Vater auf den Sohn. So war also durch den Sieg der Plebejer keine Demokratie eingetreten, sondern es hatte nur eine Aristokratie der anderen Platz gemacht: eigentlich demokratische Kämpfe aber konnten jetzt um so weniger ausbleiben, als die niedere Plebs, rechtlich betrachtet, ihren vornehmen Standesgenossen keine anderen Vorzüge einräumen mochte als die sie selbst mit ihnen gemein hatte. Die Nobilität gleicht der perikleischen Demokratie, die demokratische Opposition der oligarchischen in Athen, indem sie die rechtliche Gleichheit auch factisch durchgeführt wissen will. „Die plebejische Nobilität, lässt Livius (XXII, 34) den Tribunen Bäbius sagen, sei jetzt eben so schlimm als einst die Patrizier, ein wahrhaft plebejischer Consul könne jetzt nur ein homo novus sein." Während daher die Nobilität, die im Senate repräsentiert war, alle Würden in ihren Familien festzuhalten suchte, galt bei dem grossen Haufen die niedere Geburt damals gerade als Empfehlung zu den höchsten Ehrenstellen. Gleichwol ist übrigens nicht zu übersehn, dass diese Nobilität nicht wie die griechischen Eupatriden eine natürliche sondern eine rein positive Entstehung hat, durch das Gesetz, das den Zugang zu den Würden eröffnet. An sich musste desshalb ihre Autorität geringer sein. Aber

darin lag gerade das Gute, dass dieser Adel sich den Vorzug, den er beanspruchte, stets wieder aufs Neue zu verdienen suchen musste. Somit war also diese Aristokratie dem Staate weit nützlicher und förderlicher, bis mit der sullanischen Zeit der Wahn eintrat, als ob Geburt, Name und Reichthum allein genüge. „Pravae hominum opiniones, sagt Cicero (de rep. I, 34), qui ignoratione virtutis, quae quum in paucis est tum a paucis judicatur et cernitur, opulentos homines et copiosos tum genere nobili natos esse optimos putant." Aber für die gegenwärtige Zeit war gerade eine Aristokratie nöthig, weil Rom durch die nackte materielle Rechtsgleichheit, wie sie die Demokratie gebracht hätte, zu Grunde gegangen wäre, ohne dass ihm der Gemeingeist das Gegengewicht hielt, der durch äussere Kämpfe allein erregbar, zugleich das Mittel ward, um den Sohn in die Fusstapfen des Vaters treten und damit eben jene schönste Aristokratie des Verdienstes entstehen zu lassen.

Namentlich hängt das auch mit dem Familienleben zusammen, auf das der ganze römische Staatsorganismus gegründet war. Die nämlichen Einflüsse, die in Griechenland das Volksleben übte, übte in Rom das Familienleben auf den jungen Mann, der, wenn er nicht ein Genie war, nur als Sohn oder Verwandter bedeutender Männer die Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben konnte, die zur Führung des Staates oder des Heeres nöthig waren. Wie das Beispiel wirkte, zeigt die Familie der Decier: und auch die äusseren Umstände brachten es mit sich, dass wenn der Staat tüchtige Männer haben wollte, er sie namentlich für das Kriegswesen nur aus den Reihen der Nobilität nehmen konnte. Die einzige Schule des künftigen Staatsmannes war der Umgang mit einzelnen ausgezeichneten älteren Männern. Ebenso bildete sich der junge Feldherr im contubernium des älteren. Da nun diese Vortheile natürlich stets nur Verwandten und Freunden zu Theil wurden, so konnte ein homo novus, dem sie abgiengen, nur durch das hervorragendste Talent die Höhe erreichen, die dem nobilis gleichsam spielend zu Theil ward [1]).

---

[1]) Plin. Epp. VIII, 14, 4: erat antiquitus institutum, ut a majoribus natu non auribus modo verum etiam oculis disceremus, quae facienda mox ipsi

Freilich mochte mancher homo novus auch in Folge der oben bezeichneten Ansicht der Plebs gleichsam nur der Nobilität zum Trotz zu den höchsten Ehren gelangen, wie z. B. jener Flaminius, der mit seiner Tollkühnheit allerdings im gallischen Kriege gute Erfolge hatte, auch die via Flaminia anlegte und vielleicht auch die Verschmelzung der Tribus und Curien vornahm. Wo es aber höherer Taktik und Einsicht bedurfte, führten solche Leute den Staat meistens schief, wie die durch ihn und Varro verlorenen Schlachten am Trasimenus und bei Cannae zeigen. Auf einen homo novus, wie Cato, der dem Staate wahrhaft erspriessliche Dienste leistete, kommen zehn, die ihn durch Unbesonnenheit und Ungeschick ins Unglück stürzen. Erst ein homo nobilis führt gewöhnlich die schlecht begonnenen Kriege zum glücklichen Ende. Es ist daher auch kein Wunder, wenn die Aristokratie, so lange sie ihren wahren Vortheil verstand, stets neue Kriege suchte, während das Volk gern der Ruhe genossen hätte. Auf der andern Seite aber waren diese Oppositionen auch nöthig, um sowol dem Uebergewichte des particularistischen Elementes vorzubeugen als die Aristokratie selbst vor der Erschlaffung zu bewahren. Denn dieser wäre sie anheimgefallen, wenn sie nicht stete Aufforderung gehabt hätte, die Verdienste der Vorfahren durch eigene zu vermehren. Da sonach die Vortheile der Aristokratie mit denen des Staates zusammenfallen, so darf man sie mit Recht als Trägerin seines Princips betrachten, bis sie durch Uebermass sich und ihn vernichtet.

§. 59. Literarisch - wissenschaftlicher Aufschwung Roms in Folge seiner Siege bei zunehmender Demoralisation im Innern.

Wie hoch sich auch nach den glänzenden Siegen der Römer über dem Griechen fühlen musste, so konnte doch die nähere Bekanntschaft mit griechischer Literatur und Kunst

et per vices quasdam tradenda minoribus haberemus. Inde adolescentuli statim castrensibus studiis imbuebantur, ut imperare parendo, duces agere dum sequuntur assuescerent. Inde honores petituri assistebant curiae foribus et consilii publici spectatores ante quam consortes erant. Suus cuique parens pro magistro aut cui parens non erat maximus quisque et vetustissimus pro parente.

ihre Wirkungen auf Geister von solcher Grösse nicht verfehlen, wie die Helden der punischen und macedonischen Kriege waren. Gerade je stolzer der Römer sich als Herren des Erdkreises fühlte, desto weniger konnte er einem besiegten Volke den ausschliesslichen Besitz eines solchen Kleinods lassen. Aber er musste selbst den Triumph der Idee der Schönheit zu verherrlichen dienen, indem er sie als Beute heimzuführen wähnte. Schon seit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus (212) war der Sinn für die Erzeugnisse griechischer Kunst und Industrie in Rom rege geworden [1]). Wie jener den Tempel Honoris et Virtutis mit den Tropäen Siciliens geschmückt hatte, so kehrte jetzt selten ein Feldherr ohne einen Schatz von Kunstwerken heim, mit dem er Roms öffentliche Gebäude verschönerte. Namentlich war es die Zerstörung Korinths durch Mummius, welche Rom nicht bloss mit Statuen aller Art anfüllte, sondern auch die ersten griechischen Gemälde dorthin brachte. Als homo novus unbekannt mit dem Werthe der Kunstwerke schenkte er dergleichen selbst an italische Municipien und half auf diese Weise Sinn und Geschmack an der Kunst verbreiten [2]). Noch galt es als Ehrenpunct der angestammten Einfachheit nicht untreu zu werden: wol aber erhielten die öffentlichen Gebäude die Namen des Erbauers und wurden als monumenta seines Geschlechts betrachtet. Vorzüglich die Gelübde der Feldherren und der Wetteifer der Censoren für das Beste des Staats und die Erleichterung des Verkehrs füllte Rom in dieser Zeit mit öffentlichen Gebäuden. Jene vermehrten die Zahl der Tempel, diese wurden der Stadt durch Landstrassen, Brücken, Wasserleitungen, Säulenhallen, Basiliken und Curien nützlich. Dass bei sovielen Werken keine bedeutenden Künstler genannt werden, darf nicht auffallen, nachdem die Kunst einmal auf Regeln reduciert war und bei dem praktischen Sinne des römischen Volkes nur mechanisch betrieben ward. Die Architekten scheinen meistens Freigelassene gewesen zu sein: Bildhauer hatte man schon früher aus Griechenland

---

[1]) Völkel, über die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom, Leipzig 1798. Vell. Pat. II, 1. Hor. Epp. II, 1, 156.

[2]) Inschriften von griechischen Beutestücken, mit denen Mummius die italischen Städte beschenkt hatte Ritschl, ind. lectt. Bonn 1852.

kommen lassen müssen und selbst die Malerei, die früher, wie schon der Name des Geschlechts Fabius Pictor zeigt, in Rom einigermassen einheimisch gewesen war, erlosch jetzt, da man die griechischen Originale selbst zu den praktischen Zwecken benutzen konnte, die der Römer allein mit der Kunst verband.

Wirksamer waren die griechischen Vorbilder für die Literatur der Römer [3]), schon deshalb, weil die classischen Werke der griechischen Literatur nicht wie die der Kunst dem fremden Volke auch von selbst schon verständlich waren. Sobald man aber einmal zu übersetzen angefangen hatte, musste sich die Selbstthätigkeit bald auch in eigenen Werken zeigen, wenigstens insoweit das heimische Leben Stoff dazu gab. Einen eigenthümlichen Gegensatz bilden Ennius und Naevius: sie unterscheiden sich wie der Kosmopolitismus der Aristokratie von der spiessbürgerlichen Gesinnung der Plebs. Beide suchten den Römern aus eigenen heimischen Stoffen ähnliche Werke zu schaffen, wie sie die Griechen besassen, Naevius in seinem punischen Kriege, Ennius in seinen Annalen, aber jener wetteifert mit den Griechen in nationalem Trotze, dieser schliesst sich eng an die griechischen Vorbilder an, wie er denn auch mit einem kühnen Griffe den griechischen Hexameter nach Italien übersiedelte, obwol sich damals die lateinische Sprache noch wenig dazu eignete. Dass trotz seinem Feuergeiste Naevius politisch und ästhetisch in seinen Versuchen scheiterte und dass er bald als antiquiert angesehn wurde und als eine isolierte wenn auch grossartige Erscheinung dasteht, zeigt, dass Ennius vielmehr den richtigen Weg einschlug. Sein Vorbild zündete wie ein elektrischer Funke und bleibt in seinen Nachwirkungen bis auf Virgil sichtbar, so dass Cicero mit Recht seine Verdienste anerkennt. Doch darf man die Leistungen eines Ennius und seiner nächsten Nachfolger auch nicht zu hoch anschlagen: sie verhalten sich zu Virgil und Horaz, wie die äginetischen Kunstwerke zu den ewigen Mustern eines Phidias und Polyklet. Die einzelen Theile können, wie das

---

[3]) Cramer, de studiis quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas, Stralsund 1844, p. 20. Gräfenhan, Gesch. d. Phil. II, S. 218.

auch durch erhaltene Bruchstücke bewiesen wird, durchaus richtig und schön gearbeitet sein, ohne darum eine Gewähr für die Harmonie des Ganzen zu geben.

Im Drama überwog die Nachahmung griechischer Stoffe; aber es bildete sich doch neben der comoedia palliata auch eine togata und neben der tragoedia crepidata auch eine praetextata aus. Selbst die Uebersetzer oder Nachahmer griechischer Stücke, worunter neben Ennius namentlich Attius und Pacuvius zu nennen sind, entlockte der lateinischen Sprache einen Wollaut und eine Würde, die selbst Cicero bewunderte. In der Komoedie vereinigten Plautus und Caecilius Statius mit glücklicher Genialität die classische Form der Griechen mit der derben Natürlichkeit des römischen Volkswitzes und sicherten dadurch ihren Stücken die Aufführung auch nach dem Tode der Dichter. An Feinheit der Conversation und Wahrheit der Zeichnung sind die Stücke des Terenz, des Lieblings des Scipio Minor, denen der anderen Komödiendichter weit überlegen, aber die Moral derselben ist sehr lax, in Folge des griechischen Geistes, der in ihnen weht: die Römer erkauften die ästhetischen Genüsse der Griechen auf Kosten der alten guten Sitte. Trotz dieser Fortschritte jedoch, die das Drama machte, scheint es nicht, als ob der grössere Theil des Volkes je dafür hätte gewonnen werden können. Die Aedilen, denen die Besorgung der Spiele, an welchen die Stücke gegeben wurden, oblag, versäumten zwar nichts, um ihnen auch bei dem Volke Eingang zu verschaffen: aber Terenzens naive Klage im Prologe zur Hecyra zeigt deutlich, wie äusseres Schaugepränge, Seiltänzer, Gladiatoren u. dgl. dem Volksgeschmacke weit mehr zusagten als höhere geistige Genüsse. So kann es nicht auffallen, wenn, wie das Beispiel des Terenz beweist, die Poesie sich immermehr in die Kreise der Gebildeten zurückzog und damit zwar an Kunst gewann aber an Originalität verlor.

Uebrigens waren auch nicht einmal alle Gebildete in ihren Ansichten über die griechische Literatur einverstanden. Während Quinctius Flamininus und die Scipionen, insbesondere der jüngere, mit Lälius, Sulpicius und Aelius Tubero die Beschäftigung mit derselben und ihre Nachahmung durch Schutz und thätige Theilnahme aufmunterten, fand sie an

andern nicht minder einflussreichen Männern die heftigsten Gegner, unter denen namentlich der Censor Cato [4]) als Eiferer für altrömische Strenge und ländliche Sitteneinfachheit zu nennen ist. Er fand für seinen Geist Befriedigung in den alten Verhältnissen und glaubte daher, Allen müsste es eben so gehn. Er steht auf einem Wendepuncte wie Sokrates und wird Begründer der neuen Richtung, ohne es zu wissen und zu wollen.

Dass durch die Berührung mit Griechenland und dem Auslande überhaupt manches wirklich Verderbliche eingerissen war, geht aus den Verhandlungen über die Bacchanalien (186) hervor, deren Resultat, das Senatusconsultum de religionibus peregrinis, noch erhalten ist. Doch scheint es im Ganzen mehr blinde Anhänglichkeit an unvermischtes Römerthum und stolze Verachtung des Ausländischen gewesen zu sein, was die Vertreibung der griechischen Rhetoren (161) und das Verbot an die Gesandten Athens (155), den Akademiker Karneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Kritolaos, bewirkte, ihre Philosophie öffentlich zu lehren. An Beidem hatte Cato hauptsächlich Antheil, der darin Zerrüttung des Familienlebens erblickte: man fürchtete durch die neuen Lehren die Aufmerksamkeit von den Mustern, wie sie der Umgang mit älteren Gliedern der Familie darbot, abgelenkt und somit die alte praktische römische Weisheit gefährdet zu sehn. Daraus erklärt sich auch Catos Eifer für die lex Oppia sumptuaria gegen die Eitelkeit und den Luxus des weiblichen Geschlechts, daraus die Schliessung der Rhetorenschulen als Schulen der Unverschämtheit (Gell. XV, 11. Tac. de orat. 35), daraus Catos Eifer für den Landbau als echte Quelle der res familiaris, eines soliden Vermögensbesitzes, welcher allein ein Zusammenhalten aller Familienglieder bewirken könne, wie er ihn selbst auf alle Weise durch Beispiel und Schrift zu befördern suchte. Freilich konnte auch er zuletzt dem neuen Lichte seine Augen nicht ganz verschliessen: noch im späteren Alter musste er sich dazu verstehn, Griechisch zu lernen. Und wenn auch die Sprache

---

[4]) Gerlach, Schweiz. Mus. f. d. histor. Wiss. I, S. 313, histor. Schr. S. 168. Nitzsch, Polybius S. 56. Liv. XXXIX, 40. Cic. Rep. II, 1.

seiner Origines nur den echten Römer wiederfinden liess, so zeigt sich doch in den Resultaten seiner Forschungen, so wenig wir davon im Ganzen auch kennen, bereits jene unglückliche Richtung der alexandrinischen Schule, die sich durch die frühen freundschaftlichen Verbindungen Roms mit Aegypten sehr bald auch seinen Gelehrten mittheilte und durch verunglückte Etymologien und in geschichtliche Form gezwängte Mythen die Kenntnis der altitalischen Sprache und Völkereigenthümlichkeit getrübt hat.

An sich mochte zwar Cato keineswegs Unrecht haben, wenn er in den mannigfachen Erscheinungen der Zeit die Zeichen eines drohenden Verderbens sah. Doch lag dasselbe viel tiefer, als dass er es durch den Kampf gegen griechische Kunst und Wissenschaft hätte verhüten können. So traurig es auch sein mochte, dass Wissenschaft und Kunst durch die nämlichen Ausartungen des alten Römersinnes gerettet wurden, die Roms Stärke untergruben, so kann man doch sagen, dass jene Entartung zuletzt doch erfolgt und bei Weitem schmählicher und unglücklicher gewesen sein würde, wenn sie nicht mit der Fortpflanzung der Poesie und Literatur verbunden gewesen wäre, gerade wie bei der athenischen Demokratie. Es war eine nothwendige Folge der Siege Roms selbst, dass mit der Schwächung seiner Feinde auch die bisherige Spannung seiner Thatkraft heruntergestimmt werden musste. Sobald das Gefühl seiner Ueberlegenheit nicht mehr auf dem Bewusstsein seiner Stärke sondern nur auf der Verachtung fremder Schwäche beruhte, konnte es nicht ausbleiben, dass an die Stelle des Ehrtriebes gemeine Eitelkeit, an die Stelle der stolzen Siegesfreude materielle Habsucht sowol bei dem Staate als bei den einzelnen Bürgern desselben trat.

Deutlich geht dies auch aus der veränderten Politik Roms und seiner Feldherrn hervor, die wir nach den macedonischen Kriegen von 168 an wahrnehmen. Cato begriff diese Wurzel des ganzen Verfalls nicht: das lehrt der entscheidende Antheil, den er an dem letzten Kriege gegen Karthago gehabt haben soll, mit dem eigentlich erst die Eroberungskriege Roms begannen. 133 benutzte es dann das Testament des pergamenischen Königs Attalos III., um sich

in den Besitz Kleinasiens zu setzen: 121 wurde das südöstliche Gallien zur Provinz gemacht. Dahin gehören auch die zahlreichen Kämpfe, mit welchen die Statthalter von Hispanien, Macedonien und dem cisalpinischen Gallien die Grenzen ihrer Provinzen im Kampfe gegen die benachbarten Barbaren zu erweitern suchten. Freilich kommen diese Unternehmungen meistens auf Rechnung der Statthalter selbst, deren Eitelkeit nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehn liess einen Triumph zu verdienen und den Glanz ihres Hauses in den Jahrbüchern des Staates zu vermehren, zumal sie gegen Barbaren weder Rücksichten des Völkerrechts noch Massregeln der Vorsicht zu nehmen für nöthig hielten. Mehr als einmal wurden daher durch solche unvorsichtige Angriffe wie von Porcius Cato gegen die Scordisker (114) und von Papirius Carbo (113) gegen die Cimbern, ganze Heere geopfert und die Grenzen des Reiches den Einfällen der Barbaren blossgestellt. Anfangs that der Senat dergleichen Eigenmächtigkeiten Einhalt, bald aber gewöhnte man sich die Unternehmungen der Feldherrn mehr nach dem Erfolge als nach dem Rechtsgrunde zu beurtheilen und es vermochte die Stimme des Rechts nichts mehr gegen den Einfluss der Nobilität, welche in dieser Periode zur geschlossenen Aristokratie ausartete.

Gewohnt die curulischen Würden vom Vater auf den Sohn zu vererben, fieng nämlich die Nobilität an dieselben nicht mehr als eine Auszeichnung sondern als ein ihr von selbst gebührendes Recht anzusehn. Je weniger man aber darum auf persönliche Auszeichnung verzichtete, desto mehr musste man auf Triumphe und Eroberungen bedacht sein. Sobald einmal die Scipionen angefangen hatten, in ihren Beinamen Africanus und Asiaticus dem Adel des Geschlechtsnamens eine Erinnerung an persönliches Verdienst beizufügen, folgte eine Schaar von ähnlichen, die zum Theil von den obscursten Völkern hergenommen waren [5]). Um die Triumphe zu

---

[5]) z. B. Ligur, Achaicus, Macedonicus, Callaicus, Numantinus, Balearicus, Allobrogicus, Dalmaticus, Numidicus, Isauricus, Bithynicus, Ponticus, Creticus. Auch die Familienmünzen sind ein sprechendes Zeugnis des Prunkens mit eigenen und der Vorfahren Thaten.

verherrlichen, wurden nicht nur die eroberten Länder al-
ler Kunstschätze beraubt sondern auch friedliche Städte über-
fallen und ausgeplündert: und da der Triumph gleichsam
von dem Zeugnisse und der Gunst der Soldaten abhieng,
welche den Feldherrn auf dem Schlachtfelde als Imperator
begrüsst haben mussten, so wurde, um sie zu gewinnen,
die Strenge der alten Kriegszucht immermehr gelockert
(Gell. V, 6).

Wenn daher weder die Heere noch die Feldherrn selbst der Versuchung zu widerstehn vermochten, in welche der siegreiche Aufenthalt in reichen und üppigen Ländern ihre Sittlichkeit setzte, so ist dies weniger auffallend als wenn sich noch immer zahlreiche Beispiele von Einfachheit und Sittenreinheit finden, wie das des Paullus Aemilius, welcher den öffentlichen Schatz durch die macedonische Beute so bereichert hatte, dass seitdem kein tributum mehr bezahlt wurde. Es konnten selbst die Scipionen dem Verdacht der Unterschlagung nicht entgehn. Der Luxus mit asiatischem Prunkgeräth wird schon von Manlius Vulso, dem Besieger der Galater (189) hergeleitet (Liv. XXXIX, 6): und wenn sonst diese Art der Sittenverderbnis erst Sulla beigelegt (Sall. Cat. 11) wird, so zeigen doch die leges sumptuariae [6]), die sich vom Jahre 182 an in geringen Zwischenräumen mit stets verschärften Strafbestimmungen folgen, dass man schon früh zu der Einsicht kam, es müsse eingeschritten werden.

Es waren übrigens nicht bloss die Feldzüge in civilisierten Ländern, die so entsittlichend auf Roms Bürger wirkten: vielmehr muss gerade das barbarische Hispanien als das Land betrachtet werden, dessen Reichthum an edelen Metallen zuerst die gemeine Habsucht der römischen Statthalter rege machte und nährte. Nachdem schon 171 die Hispanier sich über den Druck und die Erpressungen der römischen Statthalter beklagt hatten, entstand 153 deshalb ein offener Aufstand: und als 150 der treulose Prätor Sulpicius von dem richtenden Volke freigesprochen worden war, nahm

---

[6]) Orelli, onom. Tull. p. 273. Gell. II, 24. Macrob. Saturn. II, 13. Platner, de legibus sumptuariis, Leipzig 1752. v. Voorst, de legg. Rom. sumpt., Leyd. 1818. Weichert, poet. Roman. rell. p. 47.

der Krieg unter der Leitung des Lusitaniers Viriathus einen so erbitterten Charakter an, dass Rom mit dem Verluste der ganzen Provinz bedroht war. Nur durch wiederholten Friedensbruch und endlichen Meuchelmord des feindlichen Anführers konnte Rom die verscherzte Herrschaft in jenen Gegenden wiederherstellen: Numantia hielt sich sogar bis 133, wo endlich Scipio der Jüngere dem verzweifelten Widerstande ein Ende machte.

Hand in Hand mit dem zunehmenden Sittenverderbnis gieng die Missachtung des Cultus und seiner Bestimmungen. Der Euhemerismus, wie er sich bei Ennius findet, steckte an: bald galt es für ein Zeichen des Gebildeten, sich über die Grundlagen der Religion hinwegzusetzen: Auspicien und Augurien wurden nur noch als wichtig angesehen, um durch die obnuntiatio ein Veto einzulegen. Noch schlimmer aber war die Einführung fremder Culte, die massenhaft in Rom sich Anhang verschafften und dem heimischen Gottesdienst das Ansehn nahmen: es sind das nicht bloss die öffentlichen, wie der Dienst der von Pessinus geholten Magna Mater, sondern namentlich auch die geheimen Culte, die im höchsten Grade verderblich und zersetzend wirkten [7]. Ein Zeichen der Zeit ist die Erschütterung der Heiligkeit der Ehe, das Ueberhandnehmen der Ehelosigkeit [8] und der Ehescheidung. Einzelne Beispiele der letzteren waren zwar schon früher vorgekommen [9], wobei jedoch zwischen repudium und divortium zu unterscheiden ist: divortium findet sich erst seit dem 6ten Jahrhundert der Stadt.

§. 60. Die Veränderungen in den Staatseinrichtungen durch die Gracchen und ihre Nachfolger.

Verwandelte sich nun allmählich die Aristokratie des Verdienstes, welche ursprünglich der römischen Nobilität zu

---

7) Ambrosch, Studien S. 55. Rein, röm. Criminalrecht S. 889. Krahner, Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion, Halle 1837.

8) Gell. I, 6. Creuzer, röm. Antiq. §. 56. Stob. 67, 25.

9) Gell. IV, 3. Ritschl parerga Plautina p. 68. Valckenaer, vie d'Horace I, p. 110. Passow, Leben und Zeit des Horaz S. LXXXII.

Grunde lag, in eine Geldaristokratie: so sehn wir zugleich aus den veränderten Bestimmungen über den Census, dass diese Veränderung auch auf gesetzlichem Wege Vorschub erhalten hatte. Es war ein census senatorius mit einem Minimum von 800000 Sesterzen, ein census equester von mindestens 400000 Sesterzen eingeführt worden. Das entschiedene Uebergewicht, das die Reichen in den Centuriatcomitien hatten, beruhte freilich schon in der alten Einrichtung des Servius Tullius, trug aber jetzt zu der zunehmenden Geldaristokratie um so wesentlicher bei, als es alle Wahlen und gerichtliche Entscheidungen in ihre Hände legte. Der einzige Damm waren die Volkstribunen, die, weil sie in den Tributcomitien gewählt wurden, vom Einflusse der Aristokratie unabhängiger waren. Von diesen geht daher eine Reihe von Gesetzen aus, die auf Beschränkung jener Anmassungen gerichtet waren. Diese Gesetze tragen den Stempel des persönlichen Ehrgeizes der homines novi, die nur im Frieden sich auszeichnen konnten und nun die Fehler der Nobilität benutzten, um unter dem Scheine des Strebens nach Volksfreiheit zu den höchsten Würden zu gelangen: so gelangten auch viele von den früheren Tribunen zum Consulate, ohne im Stande zu sein es würdig zu verwalten. Für diese Tribunen waren Gesetze dasselbe, was die Triumphe für die Consuln und wie diese, so wurden auch jene durch die Familienmünzen verherrlicht.

Die zunehmende Menge der Gesetze ist ein übles Zeichen: sie mochten wol nöthig sein, aber in krankhaft inficierter Zeit bringt oft das, was Rettung bewirken soll, nur grösseren Schaden [1]). Im J. 180 bestimmte die lex Villia annalis die Normaljahre, vor welchen Niemand die einzelnen curulischen Würden bekleiden sollte. Dieser folgte (150) ein anderes Gesetz, welches verbot, dass ein und derselbe mehrmals das Consulat verwaltete. Im J. 149 gab die lex Calpurnia de repetundis den Provinzen das Recht, ihre abgehenden Statthalter wegen Erpressungen zu belangen. Von Bedeutung waren auch die leges tabellariae [2]), durch welche zuerst bei

[1]) Tac. A. III, 27: corruptissima republica plurimae leges.

[2]) Lex Gabinia 139, Cassia 137, Papiria 131, lex Maria de ponti-

Wahlen, dann bei den Gerichten und endlich auch bei der Gesetzgebung geheime Abstimmung durch Täfelchen verordnet wurde, um die Freiheit bei der Abstimmung zu sichern, obgleich hierdurch auch wieder den Bestechungen Aussicht auf Erfolg gegeben wurde.

Am entschiedensten freilich wirkten die leges Semproniae [3]) der beiden Gracchen, Tiberius (133) und Cajus (123), die zwar durch die Niederlage des letzteren zum Theil wenigstens wieder aufgehoben wurden, gleichwol aber bei der Plebs die Erinnerung zurückliessen, welche Macht sie in ihrer gesetzgebenden Gewalt zur Befriedigung ihrer eigenen materiellen Privatinteressen besässe. Was Tiberius Gracchus zu seinem Ackervertheilungsgesetze bewog, ist nicht mit vollkommner Sicherheit zu bestimmen. Wahrscheinlich war es der Sclavenaufstand in Sicilien unter Eunus (135), welcher ein ähnliches Ereignis für Italien fürchten liess, wenn man nicht die grossen Besitzungen der Reichen, die das Acker- in Weideland verwandelt hatten und das Land mit einer unendlichen Menge von Sclaven überschwemmten [4]), an die ärmere Plebs als Eigenthum vertheilte. An sich enthielt dieser Vorschlag keine Ungerechtigkeit (Cic. de lege agr. II, 5): denn den ager publicus, wovon schon Licinius Stolo mehr als 500 jugera zu besitzen verboten hatte, hatte der Staat, ohne sein Eigenthumsrecht daran aufzugeben, gegen geringen Erbpacht an Einzelne überlassen. Selbst der Senat konnte gegen die von Gracchus vorgeschlagenen Massregeln so wenig einwenden, dass die lex agraria sogar noch nach der Ermordung des Antragstellers in Kraft blieb: erst nach dem Tode des Cajus Gracchus umgieng man sie so, dass man den bisherigen Besitzern ihr Land gegen Erlegung einer Summe

---

bus angustioribus faciundis ne quis tabellas inspicere posset 119, lex Coelia tabellaria 107. Cic. Legg. III, 19, Sall. de rep. ord. II, 11.

3) Ahrens, Rechtfertigung des Tib. Sempron. Gracchus, Coburg 1833; die drei Volkstribunen Tib. Gracchus, M. Drusus und P. Sulpicius nach ihren politischen Bestrebungen dargestellt, Leipzig 1836. Nitzsch, die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger, Berlin 1847. Gerlach, Tiberius und Cajus Gracchus, Basel 1843; kl. histor. Schr. II, S. 45, 89. Lau, die Gracchen und ihre Zeit, Hamburg 1854.

4) Dureau de la Malle, Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XII, 1836 p. 328 ff.

Geldes zu behalten erlaubte und statt jenes diese an das Volk vertheilte.

Tiefer noch griffen aber die Vorschläge seines Bruders Cajus, der kräftiger aber von persönlichem Ehrgeize nicht frei war und nicht so schuldlos fiel wie Tiberius [5]), in den Staatsorganismus ein: manche von ihnen konnte jedoch der Senat trotz seines Sieges nicht vertilgen. Die lex provincialis z. B., nach welcher die Provinzen den künftigen Consuln schon vor der Wahl derselben zum Voraus durchs Loos bestimmt werden sollten, war zu wolthätig, als dass irgend eine Partei ihre Abschaffung hätte wünschen sollen. Ebensowenig konnte die lex judiciaria, durch welche die Gerichte dem Senate abgenommen und dem ordo equester übertragen wurden, bei der grossen Wichtigkeit, welche diesem Stande sein Reichthum gab, mit so leichter Mühe wieder abgeschafft werden, wie die, welche eine Erleichterung der armen Plebs bezweckten.

Die Kämpfe in Rom sind jetzt ganz anderer Art als es früher die zwischen Patriziern und Plebejern gewesen waren: Mitglieder ausgezeichneter Geschlechter treten jetzt als Vorfechter der Demokratie auf. Die Geistesbildung entfremdete in Rom manche Patrizier ihren Standesinteressen und liess sie die Rechte der Plebs nicht bloss erkennen sondern auch verfechten. Wenn sie auch auf diese Weise gewaltsam in die historische Entwickelung eingreifen und Alles mehr zerrütten, als es auf natürlichem Wege geschehn sein würde: so kann man doch die Absicht und Richtung dieser Partei nicht verdammen, um so weniger, als die Männer, die mit den Gracchen auf Seiten der demokratischen Partei genannt werden, zum Theil den angesehensten Familien angehören. Parteien finden also auch in der Aristokratie statt und die Wuth derselben gegen die beiden Gracchen erklärt sich zum grössten Theile daraus, dass sie dieselben als Abtrünnige aus ihren Reihen betrachten musste. Nicht deshalb wurde die Volkspartei verfolgt, weil ihre Schädlichkeit für den Staat auf der Hand gelegen hätte; es war vielmehr der Nobilität einzig und allein um ihr eigenes Uebergewicht zu thun. Jeder Sieg derselben führte daher nur um so grössere Zerrüttung und

---

[5]) Hildebrand, J. Jahrb. 1840, XXIX, S. 378.

solche Blössen herbei, dass die Volkspartei gerade dadurch die grössten Fortschritte machte.

Insbesondere bewährte sich dies im Jugurthinischen Kriege, wo die Niederträchtigkeit der Nobilität ihr alle durch den Sieg über Cajus Gracchus errungene Vortheile verscherzte: selbst die unerschütterliche Rechtschaffenheit des Metellus konnte ihr das Vertrauen und die Achtung nicht wieder zuwenden, welche ihr die Bestechlichkeit der früheren Consuln entrissen hatte. Schon die lex Mamilia, die ein strenges Gericht über die Bestochenen anordnete, bewährte den Triumph der Volkspartei: aber den empfindlichsten Stoss gab der geschlossenen Aristokratie die Wahl des Marius als homo novus zum Consul (107). Zugleich hatte die Unvorsichtigkeit und Unfähigkeit der im cis- und transalpinischen Gallien commandierenden Consuln den Staat der höchsten Gefahr von den Cimbern und Teutonen ausgesetzt. Als auch hier Marius die Fehler gut machte, welche die Führer aus den Reihen der Nobiles begangen hatten, und als alleiniger Retter Italiens erschienen war, lag die Sache der Nobilität dergestalt darnieder, dass der Volkstribun Appulejus Saturninus (100) die Unternehmungen der Gracchen in bei weitem gesteigerten Masse wiederaufnehmen konnte.

Freilich aber war Saturninus nicht der Mann, der bei solchen Neuerungen Bürgschaft für die Sicherheit des Staates selbst dargeboten hätte. Seine Verachtung alles menschlichen und göttlichen Rechts, der Einsprache seines Collegen, verbunden mit den Meuchelmorden, womit er seine Pläne unterstützte, mussten seine Partei bald auf den gemeinsten Pöbel beschränken. Marius, durch seine Anmassungen beleidigt, sagte sich von ihm los und in demselben Augenblicke, wo ihm seine Anhänger schon den Königstitel zujauchzten, griff er ihn auf dem Forum an, drängte ihn aufs Capitol, zwang ihn zur Uebergabe und gab ihn der Wuth des Volkes preis. Somit war der Sieg wieder auf Seiten der Aristokratie, die nun ihrerseits durch zweckmässige Gesetze den Ausschweifungen der Volkstribunen zu begegnen suchte: die lex Caecilia Didia (98) verordnete, dass nie über zwei Gesetze per saturam entschieden und jeder Gesetzvorschlag per trinundinum promulgiert werden sollte. Wie einst nach dem

Sturze des Tiberius Gracchus die lex Junia de peregrinis, so folgte jetzt (95) die Licinia Mucia de civibus regundis, um die nichtbefugte Theilnahme von Nichtbürgern an den Volksversammlungen zu verhindern. Als aber die Aristokratie, nicht zufrieden, der niedern Plebs Schranken gesetzt zu haben, auch dem Ritterstande die Gerichte wieder zu entreissen suchte, musste sie ihrer Standeseitelkeit zu Liebe die Wirkungen ihres Sieges selbst wieder vernichten.

Zwar schien der Zeitpunct insofern günstig, als die Verurtheilung des Publius Rutilius (92) allgemein einen grossen Unwillen gegen jenen Stand erregt hatte, der seine Richtergewalt misbrauchte, um sich an den Statthaltern zu rächen, die sich seinem Wucher bei dem Zollpacht widersetzten. Nichtsdestoweniger sah der Senat ein, dass er, ohne die Plebs noch ausdrücklich zu gewinnen, seine Absicht nicht erreichen könne. Sowie er also einst durch Livius Drusus den Vater in den legibus frumentariis und agrariis den Cajus Gracchus hatte überbieten lassen, so bediente er sich jetzt des jüngern Livius Drusus [6]) zu ähnlichen Zwecken und mischte ausserdem, gegen die lex Licinia Mucia, noch unter die Bürger eine beträchtliche Anzahl von Latinern und anderen Italikern, welche Drusus durch die Aussicht auf das Bürgerrecht zur Unterstützung seiner Pläne bewegen musste. So giengen alle Vorschläge des Senats durch. Als nun aber Drusus, der als einer der edelsten Männer seiner Zeit geschildert wird, auch den Bundesgenossen das gemachte Versprechen erfüllen wollte, verliess ihn seine Partei und es ist mehr als wahrscheinlich, dass der Meuchelmörder, durch dessen Hand Drusus fiel, von den Optimaten angestiftet war (Cic. Nat. D. III, 33). Derselbe Quintus Varius, der mehrfach dieses Verbrechens bezichtigt wird, liess nunmehr durch die lex Varia de majestate (90) alle diejenigen als Hochverräther verfolgen, welche sich an Drusus Versuch, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu verschaffen, auch nur im Entferntesten betheiligt hatten. So wurden die Gesetze des Drusus wieder abgeschafft, auch die Gerichte den Rittern zurückgegeben.

---

[6]) v. Bemmelen, de M. Liviis Drusis patre et filio tribunis plebis, Leyden 1827. Ahrens, M. Livius Drusus, der Volkstribun des Jahrs 663, Coburg 1835.

§. 61. Der Bundesgenossenkrieg [1]) und die Sullanischen Kämpfe.

Nicht weniger fürchterlich war aber die Erbitterung der Italiker [2]) über jene Wortbrüchigkeit. Wie gross der Druck und die Anmassungen der römischen Beamten gegen sie gewesen war, zeigen einzelne Beispiele (Liv. XLII, 1. Gell. X, 3). Der Aufstand von Fregellae, welchen der Consul Opimius (125) mit blutiger Strenge unterdrückt hatte, veranlasst durch den gescheiterten Versuch des Fulvius Flaccus, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu verschaffen, kann als Vorspiel des Kampfes angesehen werden, der jetzt im J. 90 ausbrach. Marser, Marruciner, Peligner, Vestiner, Picenter, Frentaner, Hirpiner und Lucaner standen in Masse auf, wählten zwei Consuln, Quintus Pompädius Silo und Cajus Papius Mutilus, und setzten einen gemeinschaftlichen Senat in der pelignischen Stadt Corfinium nieder, die als Bundes-Hauptstadt des freien Italiens künftig Italica heissen sollte.

Der Mord des Proconsuls Quintus Servilius in Asculum gab das Zeichen zum Losbruch: bald folgte eine Niederlage der Römer auf die andere und ganz Sabinum, Campanien und Bruttien fiel in die Hände der Verbündeten, während die Römer, deren grösste militärische Stärke stets gerade in den jetzt empörten Völkerschaften bestanden hatte, selbst die Freigelassenen bewaffneten und die ganze Stadt das Kriegskleid trug. Erst als es dem Consul Lucius Cäsar gelungen war, einen Angriff auf Acerrae mit Vortheil zurückzuschlagen, kehrte die Besinnung zurück. Man eilte den Latinern, Umbrern und Etruskern durch die lex Julia unaufgefordert das volle Bürgerrecht zu verleihen und durch sie verstärkt konnte (89) der Consul Cnejus Pompejus Strabo die kleinen Gebirgsvölker sammt Picenum wieder unterwerfen, welchen dann die lex Plautia Papiria gleichfalls das Bürgerrecht bewilligte. Freilich war mit diesen Zugeständnissen der Krieg noch nicht

---

[1]) Keferstein, de bello Marsico, Halle 1812. Weiland, de bello Marsico, Berlin 1834. Kiene, der römische Bundesgenossenkrieg, Leipzig 1845. Mérimée, études sur l'hist. Romaine, I. guerre sociale, Paris 1844. Kampe, J. Jhrb. XLVI, 1846 S. 160.

[2]) Fannius bei Jul. Victor ars rhetor. p. 51.

beendigt: der Rest der Verbündeten verlegte den Sitz der Regierung ins Samniterland nach Aesernia. Der Widerstand hörte selbst da noch nicht auf, als Pompädius Silo (88) in einer grossen Schlacht bei Teanum gefallen war, und gewann sogar durch seine Verschmelzung mit den römischen Parteikämpfen noch eine höhere Bedeutung.

Obgleich nämlich bis dahin die Plebs mit der Nobilität gemeinschaftlich an dem Kriege Theil genommen und der alte Marius selbst ein Commando gegen die Italiker geführt hatte, so musste doch bei jener, die zum Theile selbst aus den alten italischen Municipien stammte, eine gewisse Sympathie für die Bundesgenossen obwalten. Als daher zwischen Marius und Sulla, dem aristokratischen Consul des Jahres 88, Streit über das Commando im Kriege gegen den pontischen König Mithradates ausbrach, hatte der Volkstribun Sulpicius, der Marius begünstigte, kein besseres Mittel als die neu aufgenommenen Bürger, die anfangs neun Tribus neben den bestehenden 35 hatten bilden sollen [3], in die alten zu vertheilen. Sulla gelang es zwar, seine Gegner mit gewaffneter Hand zu vertreiben und sich das Commando zu erzwingen, aber er eilte Italien zu verlassen, um, abgesehen von der Gefahr des bevorstehenden Kriegs im Osten, sich erst sein Heer ergeben zu machen und Kriegsruhm zu erwerben. So konnten nach seinem Abzuge Marius und sein Freund Cinna, unterstützt nicht nur von den bereits mit Rom verbundenen, sondern auch von den noch nicht bezwungenen Völkerschaften nach kurzem Exile sich Roms wieder mit Gewalt bemächtigen, so dass auch nach Beider Tode ihre Partei bis 82 in Rom die Oberherrschaft hatte.

Indessen war auch Sulla während dieser Zeit nicht unthätig gewesen. Indem er Mithradates Feldherrn Archelaos nach hartnäckiger Belagerung aus Athen und dem Piraeeus vertrieb und zweimal auf den Schlachtfeldern Böotiens besiegte, reinigte er nicht bloss Griechenland von den feindlichen Waffen sondern bildete sich auch zugleich ein kriegsgeübtes und ihm treuergebenes Heer. Zwar schickte die

---

[3]) Schmidt, Ztschr. f. Gesch. Wiss. I, S. 60. Mommsen, Tribus S. 210. Göttling S. 452.

Marianische Partei den Valerius Flaccus ab, um ihm das Commando abzunehmen: dieser aber ward auf das Anstiften des Flavius Fimbria von seinem eigenen Heere ermordet. So glücklich nun auch dieser, vom Senate bestätigt, anfangs den Krieg gegen Mithradates fortführte, so verliessen doch auch ihn seine Soldaten, als Sulla mit dem Könige Frieden geschlossen hatte und gegen sie anrückte. So war Sulla nun stark genug (83) nach Italien zurückzukehren. Von dem jüngeren Pompejus und Metellus Pius unterstützt, ward er hier seiner Gegner mit leichter Mühe Meister: der entscheidende Sieg über den jungen Marius bei Sacriportus in der Nähe von Praeneste machte ihn zum Herrn von Rom und erst als er bereits gegen Etrurien abgegangen war, rafften die Samniter noch einmal ihre letzte Kraft zusammen und erschienen unter Telesinus vor Roms Thoren. An der porta Collina lieferte ihnen Sulla und Crassus die mörderische Schlacht, die Italiens Schicksal auf immer entschied: jetzt erst gieng die alte Nationalität der einzelnen Völker zu Grunde. Die festen Städte Etruriens wurden trotz des hartnäckigsten Widerstandes eine nach der anderen überwältigt. Blieb auch den Italikern das römische Bürgerrecht, so war dies doch unter diesen Umständen nur ein Anlass, das Unglück des römischen Volkes selbst zu theilen. Die Blüthe der Nation fiel unter dem Schwerte des Siegers: und die Verödung ihrer Fluren, die unter die Soldaten des Sullanischen Heeres vertheilt wurden, machte dem Ackerbau, der alten Quelle des italischen Wolstandes, vollends ein Ende.

Mit Sullas [4]) Sieg beginnt eine neue Periode für die Aristokratie, wenn schon in ganz anderem Sinne als er selbst beabsichtigt haben mochte. Die Fehler der Vergangenheit wollte er vermeiden, war aber blind gegen die Folgen in der Zukunft: indem er auf der einen Seite dem Ehrgeize wehrte,

---

[4]) Weiland, Marii vita, Berlin 1845. Cybulski, de bello civili Sullano, Berlin 1838. Reiff, Gesch. der röm. Bürgerkriege vom Anfang der gracch. Unruhen bis zur Alleinherrschaft des Augustus, Berlin 1825. Zachariä, Sulla als Ordner des römischen Freistaates, Heidelberg 1834. Wittich, de reip. Rom. ea forma, qua Sulla totam rem Rom. ordinibus magistratibus comitiis commutavit, Leipzig 1834. Lau, L. Corn. Sulla, Hamburg 1855.

öffnete er auf der anderen der Habsucht ein freies Feld. Insofern sein Verfahren auf Vernichtung der alten Volkspartei gerichtet war, erreichte er allerdings sein Ziel, durch die fürchterlichen Proscriptionen, welche als Gegner der Aristokratie nur den niedrigsten Pöbel übrig liessen, dessen Willenlosigkeit und Unberathenheit nicht zu fürchten war. Insofern er aber alle bisherigen Beschränkungen der Aristokratie wieder aufzuheben und diese damit rechtlich begründen zu können meinte, täuschte er sich nicht minder über den Charakter und Geist seiner Partei als über das Bedürfnis des Staates, der ohne stete Opposition in Fäulnis und Schlaffheit versinken musste und gleichsam instinctmässig, wenn auch die eine Opposition unterdrückt war, immer wieder eine andere hervorrief.

Die tribunicische Gewalt [5]) wurde ihrer meisten Rechte beraubt und auch dadurch im Werthe herabgesetzt, dass Niemand nach dem Tribunate ein curulisches Amt sollte bekleiden können. Ferner verordnete Sulla, dass ein zweites Consulat erst zehn Jahre nach dem ersten Statt finden, Niemand eine höhere curulische Würde erlangen dürfe, ohne die niederen besessen zu haben. Die geheime Abstimmung vor Gericht wurde in die freie Wahl des Angeklagten gestellt und namentlich die Richtergewalt dem Senate zurückgegeben. Erwägt man aber die Bestandtheile des Senates, wie er aus Sullas Händen hervorgieng, so sieht man bald, dass dieser von der alten Aristokratie nur die rücksichtslose Gemeinheit der wirklichen Mitglieder, nicht die Ansprüche auf Ehre des Namens und der Verdienste der Vorfahren geerbt hatte. Der vorangehende Kampf war keineswegs ausschliesslich zwischen der Nobilität und der niedrigen Plebs geführt worden, sondern es hatten, wie zur Zeit der Gracchen, viele Mitglieder jener selbst sich gegen die Anmassungen des Standes erklärt. So waren denn auch sehr viele Ritter und Senatoren das Opfer der Proscriptionen geworden, die Sulla verhängte, und es

---

[5]) Rubino, de tribunicia potestate, qualis fuerit inde a Sullae dictatura usque ad primum consulatum Pompeji, Cassel 1825. Lipsius, elect. II, 13. Göttling S. 468. Hofmann, der röm. Senat zur Zeit der Republik, Berlin 1847 S. 145—165.

konnte die Ergänzung dieser Zahl zum grösseren Theile nur aus solchen Leuten geschehen, deren ganzes Verdienst in den Diensten lag, die sie der siegenden Partei erwiesen hatten. So füllte sich der Senat mit Emporkömmlingen der gemeinsten Classe, denen der Zufall Gelegenheit gegeben hatte, sich im Bürgerkriege auszuzeichnen. Denkt man nun an die Freiheit, die Sulla seinem Heere schon in Asien gelassen hatte, um sich seiner Anhänglichkeit zu versichern, und sieht man die Willkür, mit der er selbst seine Freigelassenen ihre Habsucht auf Kosten des Rechts befriedigen liess, so kann man sich einen Begriff von dem Geiste machen, der durch die Herrschaft solcher Menschen einriss. Auch die Reste der alten Nobilität waren nicht minder verdorben: die Wuth der Marianischen Partei hatte während ihrer kurzen Herrschaft den alten ehrwürdigen Kern derselben weggetilgt, und so waren meistens nur junge Männer übriggeblieben, die unter den Schrecken und der Zügellosigkeit der Bürgerkriege aufgewachsen, im Taumel des Sieges und unter Begünstigung eines Anführers, der seine eigne Willkür nur dadurch zu sichern glaubte, dass er seiner Partei Alles gestattete, zur grössten Gemeinheit und Verworfenheit herabsanken. Es ward Parteisache, sich wechselseitig in den grössten Willkürlichkeiten und Erpressungen zu unterstützen und zu vertheidigen: und wo der Einfluss der Partei nichts half, da verfehlte wenigstens Bestechung ihren Zweck nicht. Namentlich riss bei den senatorischen Gerichten in dieser Rücksicht eine Schamlosigkeit ein, von der die Ritter kein Beispiel gegeben hatten (Cic. Verr. I, 1, 13).

§. 62. Literarische und wissenschaftliche Zustände dieser Zeit, insbesondere Geschichtschreibung, Rechtswissenschaft und Redekunst.

Unter solchen Umständen hatte sich die Literatur, welche die edlere Aristokratie hervorgerufen hatte, nicht lange halten können. Nur wenige Optimaten werden als Gönner der Literatur genannt und auch deren Günstlinge sind nicht sowol Dichter als Grammatiker und Gelehrte, wie sie schon damals im Geiste der Alexandriner die eben erst gewordene Literatur zum Gegenstande gelehrter Behandlung machten.

So hatte Metellus Numidicus den Lucius Aelius Stilo [1]), Rutilius Rufus den Aurelius Opilius zum Begleiter bis ins Exil. Nur Lutatius Catulus, der College des Marius, wird als Gönner eines Dichters, des Furius von Antium [2]), genannt, welcher die Annalen des Ennius nachahmte. Diese Erscheinung ist eine ähnliche wie sie sich in der deutschen Literatur zu Gottscheds Zeit findet, wo man glaubte, die Literatur habe schon ihren Höhepunct erreicht und verlange nun grammatische Studien. So glaubte man auch in Rom schon fertig zu sein und eine Literatur zu haben, wie ja gar viele im Ennius einen zweiten Homer sahen. Daher ist diese Zeit an Dichtern besonders arm.

Eine Ausnahme macht der geniale Lucilius, der Freund des jüngeren Scipio, welcher in der Satire eine neue Dichtungsart erfand. Doch ist er kein Nationaldichter, denn er vertritt nicht sowol die Ansichten des römischen Volkes in seinen Dichtungen als seine eigenen. Zudem nahm er die Form von den Griechen, um sie mit beliebigem Inhalte zu füllen: den wahren Kunstcharakter aber prägte ihr erst Horaz auf [3]). — Noch weniger national ist die fabula togata [4]), deren Hauptdichter Afranius ist. Sie kokettierte mit der römischen Nationalität und huldigte damit einer temporären Moderichtung, brachte aber auch Elemente hinein, die keineswegs römisch waren [5]). Bei dem Volke selbst scheint die togata wenig Anklang gefunden zu haben: während die Stücke des Plautus noch später viel gelesen und aufgeführt sind, waren die des Afranius bald vergessen.

Dagegen erzeugte die Umgestaltung aller Verhältnisse und der drohende Untergang aller früheren Zustände das Bedürfnis einer prosaischen Behandlung der älteren Zeiten, das vielleicht [6]) auch durch die wachsende Theilnahme der übrigen Völker Italiens an Roms Schicksale genährt wurde. So

---

[1]) v. Heusde, de L. Ael. Stilone, Utrecht 1839.

[2]) Weichert, poet. latin. vitae et rell. p. 9. 351.

[3]) Gerlach, hist. Schr. II, 1. Roth, zur Theorie u. innern Gesch. d. röm. Satire, Stuttg. 1848.

[4]) Pahl, de fab. Rom. palliata et togata, Berlin 1841.

[5]) Päderastie Plut. quaestt. symp. 7, 8, 3.

[6]) Niebuhr II, S. 9.

beginnt jetzt von Cassius Hemina an jene Zahl von Annalisten, die den späteren Geschichtschreibern als Quelle dienten [7]) und unter denen sich namentlich Cnejus Gellius und Claudius Quadrigarius auszeichnen. Valerius von Antium ist durch Lügenhaftigkeit verächtlich, Calpurnius Piso wenigstens durch sein Streben, Sage in Geschichte zu verwandeln, verdächtig geworden. Von grosser Bedeutung sind die urkundlichen Forschungen des Licinius Macer, der auf der andern Seite durch die eingestreuten Reden auch der künstlerischen Historiographie näher gestanden zu haben scheint. Endlich sind auch die Bemühungen des Junius Gracchanus [8]) um die Geschichte des innern Staatsrechts und der Verfassung nicht zu übersehn, wie sich überhaupt mit dem Verschwinden der alten Sitte auch das Bedürfnis der schriftlichen Aufzeichnung und der Sammlung des Herkommens und der einzelnen Gesetze, durch welche Roms Rechtsstand verändert worden war, mehrte. Dass hierbei auch der Einfluss der verschiedenen Parteien thätig ist und auf die Auffassung der älteren Geschichte einwirkt, versteht sich von selbst. Wie sich in Athen die oligarchische Partei der Sophisten bedient, so bedient sich in Rom die demokratische Partei selbst der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Studien, ein Streben, dem von anderer Seite vielfache Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Selbst die Grammatiker beschäftigten sich nach dem Muster ihrer alexandrinischen Vorbilder mit Antiquitäten und Commentaren über die zwölf Tafeln. Doch begann auch gleichzeitig eine eigene wissenschaftliche Begründung des römischen Rechts, nicht nur durch empirische Zusammenstellung von einzelnen responsis prudentum, sondern auch durch systematische Behandlung. Namentlich zeichnete sich hierin die gens Mucia aus, welche die strengsten juristischen Kenntnisse vom Vater auf den Sohn erblich verpflanzte [9]). Ganz ohne Bedeutung ist für diese wissenschaftliche Ent-

---

[7]) Vell. Pat. II, 9. Krause, vitae et fragm. veterum historicorum Rom., Berlin 1833.

[8]) Mercklin, de Junio Gracchano, Dorpat 1848. Rubino S. 319.

[9]) Zimmern, Rechtsgesch. I, S. 275.

wickelung das Studium der griechischen Philosophie, welche immermehr Wurzel bei den Römern fasste, gewis nicht gewesen [10]). Namentlich die stoische Philosophie hatte durch die Schärfe ihrer ethischen Begriffe Einfluss, wie das schon dem Alterthume nicht verborgen geblieben ist. In der älteren Zeit war das freilich anders, da herrschte noch bei Weitem die Praxis vor, durch den Umgang mit Rechtskundigen lernte der junge Römer von selbst die Grundsätze und deren Anwendung, wenn der „prudens de solio respondebat". Es war zwar gut, wenn der Redner etwas vom Rechte verstand, aber nöthig war es noch nicht: er gieng mit seiner Partei erst zum Jurisconsultus, um sich darüber zu instruieren. Ein Grund der Umwandlung, die in dieser Zeit eintritt, ist auch zu suchen in den complicierteren Verhältnissen, die sich durch die Verfeinerung der Lebensart und die grössere Mannigfaltigkeit der Geschäftsbetriebe im Privatrechte finden mussten. Dieser nämlichen Ursache verdankte denn auch wahrscheinlich gerade in dieser Zeit das sogenannte jus honorarium oder das praetorische Recht seine Entstehung. Die Beamten durften zwar keine neue Gesetze geben, aber da sie sich häufig in dem Falle befinden mochten, über Verhältnisse zu urtheilen, die das alte strenge Recht entweder zu unbillig oder zu mangelhaft bestimmt hatte, so machten sie durch ein Edict beim Antritte ihres Amtes öffentlich bekannt, sie würden dies oder jenes Gesetz so oder so verstehn, mildern, modificieren [11]).

Eine ganz besondere Bereicherung aber verdankte die Literatur eben dieser Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse durch die Entstehung der Redekunst [12]), welche zu-

---

[10]) v. Lynden, de Panaetio Rhodio, Leyden 1802 p. 38. Sell, Jhrb. f. röm. Recht III, 1, S. 66. de Wal, de juris civilis docendi discendique via ac ratione apud Romanos, Gröningen 1839 p. 67. Anders v. Vollenhoven, de exigua vi quam philosophia graeca habuerit in efformanda jurisprudentia Romana, Amsterdam 1834. Walter, Rechtsgesch. S. 446. Puchta, Instit. I, S. 468. Dirksen, verm. Schr. S. 140.

[11]) Zimmern, I, S. 124.

[12]) Ellendt, succincta eloquentiae Rom. usque ad Caesares historia vor seiner Ausg. d. Brutus, Königsb. 1844. Meyer, orator. Roman. fragm., Zürich 1842. Westermann, Gesch. der röm. Beredtsamkeit, Leipzig 1835.

gleich durch Entwickelung der gebildeten Sprache der vollendeten Literatur im höchsten Grade vorarbeitete. Erinnert man sich freilich der Leichenreden (S. 59), der Abstimmungen im Senate, der Motionen der Volkstribunen u. dgl. m., so fällt der Ursprung der höheren Rede in viel ältere Zeit hinauf. Doch kann hier natürlich noch von keiner Kunst die Rede sein. In einer Zeit der Einfachheit, wo mehr die Sache aus dem Redner spricht als dass dieser darauf ausgienge die Sache unter einem beabsichtigten Lichte darzustellen, bedurfte es auch nur der schlichten Sprache des gewöhnlichen Lebens, die höchstens durch die Empfindung des Augenblicks gesteigert wurde. In Rom war noch weniger Gelegenheit zur Entwickelung der Rede als in Athen, weil dort den Redner schon die persönliche Autorität des Amtes oder des Adels unterstützte. So wenig man daher in so früher Zeit eine vorher schon ausgearbeitete Rede voraussetzen darf, so wenig konnte im Allgemeinen an eine schriftliche Erhaltung derselben zu denken sein. Höchst auffallend ist daher die Erwähnung einer erhaltenen Rede des Appius Claudius gegen Pyrrhos (Cic. Brut. 16): wenn sie nicht vielleicht um ihrer Wichtigkeit willen mit dem Senatsbeschlusse, den sie veranlasst hatte, aufgezeichnet worden ist, so möchte man geneigt sein sie geradezu für untergeschoben zu halten. Im Ganzen ist wenigstens der Erste, der schriftliche Reden hinterliess, Cato Censorius, von dessen Einfluss auf die römische Literatur schon oben (S. 79) die Rede gewesen ist. Doch war auch Catos Sprache wenigstens noch nicht zu der Fülle und Reinheit gediehen, welche sie für eine eigentlich künstlerische Behandlung empfänglich gemacht hätte. Diese erlangte die Sprache erst allmählich in der feineren römischen Welt, zu der Cato gerade in Opposition stand. Namentlich werden Scipio und seine Freunde als Schöpfer der Classicität genannt (Cic. Brut. 74. Vell. Pat. II, 9). Von Scipio scheint sie auch weiter auf seine nahen Verwandten, die Gracchen, übergegangen zu sein, mit denen man die Periode eigentlicher rednerischer Kunst in Rom beginnen kann, um so mehr, weil jetzt erst sich die Gelegenheit sie anzuwenden häufte. Dahin gehören ausser den tribunicischen Verhandlungen, in denen sich das genus deliberativum entwickelte, die

Criminalgerichte oder quaestiones perpetuae [13]), welche nach und nach die wichtigsten Staatsprocesse (de repetundis, de majestate, de ambitu, de peculatu) an sich zogen und die Ausbildung des genus judiciale herbeiführten. Sulpicius Galba wird als der Erste genannt, der (143) sich durch Erweckung des Mitleids und andre Redekünste von der verdienten Strafe losgebeten hat. Anklagen bedeutender Männer wurden der Weg zur Auszeichnung im Staate: daher finden wir zu Ciceros Zeit meistens junge Leute als Kläger, ältere als Vertheidiger; doch war auch die Vertheidigung das Mittel sich Gönner zu verschaffen. So entwickelte sich die Redekunst bald von der Stufe, auf der sie sich den äginetischen Bildwerken vergleichen lässt (Quint. XII, 10, 10), zu der Höhe, die Phidias der Kunst gab. Die grössten Meister in dieser Epoche sind Marcus Antonius und der ältere Crassus, jener 143, dieser 140 geboren, die von Cicero als ewige Muster aufgestellt werden. Ihnen folgten Cotta und Hortensius, bis deren jüngerer Zeitgenosse Cicero Alle überflügelte. Wie viel bei jenen Männern das Studium und wie viel das natürliche Talent gethan, lässt sich schwer entscheiden, doch möchte das Uebergewicht allerdings wol auf der letzteren Seite gewesen sein, namentlich bei Antonius, der erst spät und oberflächlich mit der griechischen Literatur bekannt geworden war (Cic. de orat. I, 18). Doch auch wo wirkliche Erudition statt fand, war der Römer zu stolz es nur merken zu lassen, geschweige denn es zur Schau zu tragen. Inzwischen waren allerdings schon seit geraumer Zeit griechische Rednerschulen in Rom einheimisch. Lateinische Rhetoren kamen erst in Ciceros Jugendzeit auf und wurden von den Einsichtsvollsten den griechischen nachgesetzt, wie denn Cicero selbst es vorzog sich unter Molon in Rhodos zum vollendeten Redner auszubilden [14]). Mit Cicero begann nun, wie mit Polyklet in der Sculptur, die classische, kunstgerechte und selbstbewusste Redekunst. Ganz beraubt aller

---

[13]) Fritzsche, J. Jhrb. 1843, XXXVIII, S. 263.

[14]) Sueton. de illustr. rhetor. 2. Es mag ein ähnliches Verhältnis zwischen griechischen und röm. Rhetoren gewesen sein wie zwischen der fabula palliata und togata.

jener persönlichen Autorität, welche den adelichen Rednern zu Statten kam, musste er fühlen, dass sein Talent, um durchzudringen, einer anderen festen Basis, der strengsten kunstmässigen Ausbildung, bedürfe. Wenn er damit bei dem entschiedenen Nachtheile, in dem sich seit Sullas Siege die homines novi und nicht minder die Abkömmlinge einer italischen Landschaft befanden, gleichwol durchdrang und alle curulischen Würden „suo anno" erlangte, so war dies nicht minder ein Zeichen der unendlichen Ueberlegenheit seines Geistes als der Reaction, die sich nach und nach gegen die Resultate von Sullas Siegen selbst im römischen Volke bilden musste.

Vortheilhaft wirkte das unabhängigere Hervortreten der Individualität in dieser Zeit auf die römische Literatur und Wissenschaft. Allmählich entwickelte sich dieselbe Unabhängigkeit von dem unmittelbaren Staatsinteresse und Gleichgültigkeit gegen das Oeffentliche, welche bei den gemeinen Seelen zur Selbstsucht, bei tieferen Gemüthern zu kosmopolitischer Würdigung des Menschenlebens und der Geschichte führte. Selbst der Nationalstolz äusserte sich nicht mehr so sehr in verachtendem Uebersehen anderer Völker, namentlich der Griechen, als in dem Bestreben sie zu übertreffen. Es hieng die Beschäftigung mit der Literatur nicht mehr von der Protection einzelner Grossen ab, sondern ward Sache der ersten praktischen Staatsmänner selbst. Der ehrgeizige Zudrang zum ersten Range erweiterte die Zahl des gebildeten oder gebildet sein wollenden Publicums und die immer zahlreicheren Schauspiele, von Männern wie Roscius und Aesopus unterstützt, scheinen selbst dem Volke nach und nach einen gebildeteren Geschmack beigebracht zu haben, der sich namentlich auch in dem Uebergange der Atellanen in die gediegeneren Mimen eines Syrus und Laberius ausdrückt. Namentlich aber ward es Modesache gelehrte Griechen unter seinen Sclaven oder Clienten zu haben: und wenn auch bei der herrschenden Entsittlichung dieser Nation, welche die graeca fides bei den Römern sprichwörtlich machte, manche Graeculi diese Richtung benutzt haben mögen, um sich durch fades Geschwätz in die Gunst affectierter Modegecken zu drängen, so verbreitete sich doch damit die Möglichkeit grie-

chische Werke kennen und verstehen zu lernen, unter alle Kreise des höheren vornehmen Lebens. Man hielt den Knaben griechische Hofmeister, Athen mit seinen Philosophen ward eine hohe Schule, die kein junger Römer von Stande so leicht versäumte: zahlreiche Sclaven wurden mit Abschreiben griechischer Bücher beschäftigt, so dass bedeutende Privatbibliotheken entstanden [15]). Das erste Beispiel einer solchen Bibliothek gab Sulla, der durch die Eroberung Athens in den Besitz der Sammlung des Apellikon von Teos gekommen war und für diese in Tyrannion (Strab. XIII, 609), dem Freigelassenen des Lucullus, einem Grammatiker von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, einen tüchtigen Ordner gewann. Ihm folgte Lucullus (Plut. v. Luc. 42) und Andere, insbesondere auch Ciceros Busenfreund Atticus, einer der einsichtsvollsten, kenntnisreichsten und edelsten Männer dieser Zeit, der sich aber als Epicureer aus dem politischen Getreibe ganz in das Asyl der Wissenschaften geflüchtet hatte. Seine Vorliebe für das Griechische, dem er seine Zeit vorzugsweise widmete, charakterisiert, gerade wie diese Zurückgezogenheit selbst, freilich auch den Verfall des echten praktischen Römersinnes, wie er sich auch namentlich in dem immermehr überhand nehmenden Interesse für griechische Philosophie [16]) nicht zum Vortheile des öffentlichen Lebens kund gibt. Denn der Epicureismus entfremdete den Bürger ganz der Theilnahme an demselben und der Stoicismus gab seinem Wirken einen unpraktischen Massstab, durch welchen ein Cato und Brutus trotz der Reinheit ihrer Absichten dem Staate mehr Schaden als Nutzen brachten. Selbst in der Literatur ist es nicht zu verkennen, dass trotz der wesentlichen Vortheile und des ganz neuen Umschwunges, den sie durch die nähere Berührung mit Griechenland erhielt, doch noch etwas mehr dazu gehörte, um sich mit der Classicität der griechischen messen zu können. Denn die römische Geistes-

---

15) Gevers, de servilis conditionis hominibus artes literasque Romae tractantibus, 1816. Poppe, de privatis et illustrioribus publicis Rom. bibliothecis, Berlin 1826.

16) Hepke, de philosophis qui Romae docuerunt, Berlin 1842. Beier, J. Jhrb. 1826 I, S. 339.

thätigkeit musste sich zunächst an die damalige Richtung des griechischen Geistes anschliessen und daher zunächst den theoretisch-wissenschaftlichen Charakter annehmen, als dessen vorzüglichster Repräsentant in Rom Terentius Varro mit seiner Polyhistorie und Vielschreiberei dasteht. Erst nach und nach rang sie sich aus dieser wissenschaftlichen Richtung und durch dieselbe auch zur Classicität der Form empor. Gab daher gleich die frisch erwachte Thätigkeit dem römischen Geiste einen grossen Vorzug vor der abgestandenen Nüchternheit des griechischen in dieser Zeit, so konnte doch die eigentlich classische Literatur Roms nur den umgekehrten Gang gegen die griechische, von der Prosa zur Poesie nehmen, wie von der pragmatischen Geschichtschreibung des Sallustius zu der darstellenden des Livius. Ja, hätte nicht Cicero nach der praktischen Grundlage seiner Redekunst den lebendigen Römergeist aufrecht erhalten, so wäre vielleicht Roms Literatur mit der griechischen in das Grab sclavischer Nachahmung gesunken; denn schon fieng hier wie dort die Gelehrsamkeit an sich nicht bloss in der Behandlung der Sache, sondern auch der Sprache zu zeigen. Der Geist eines Sallustius und Lucretius ist allerdings in der Darstellung vollständig Meister des Stoffes, aber man sieht doch, dass sie sich in der Sprache bereits selber Fesseln angelegt haben. Nur Ciceros grossartiges Streben der griechischen Literatur eine ganz entsprechende römische gegenüberzusetzen, hielt den Bildungstrieb aufrecht, durch welchen die Sprache in ihm ihre ganze Würde und Schönheit entfaltete. Kann auch die Nachwelt von ihrem Standpuncte aus seine Darstellungen den entsprechenden griechischen keineswegs gleichstellen, so bleibt es doch sicher, dass er Alles geleistet hat, was ein Römer bei der Grundverschiedenheit des Nationalcharakters auf gleichem Felde mit den Griechen zu leisten vermochte. Es kam nicht bloss darauf an, die künstlerische Form vom Stoffe unabhängig zu machen, sondern auch den Stoff von der sprachlichen Form: dies letztere hat Cicero durchgeführt und dabei die lateinische Sprache zu derselben Geschmeidigkeit, wie sie die griechische besitzt, erhoben, indem er sich in ihren Genius hinein vertiefte und ihre Bildungsfähigkeit entwickelte. Wenn das auch nur ein

sprachliches Verdienst ist, so ist es doch von der grössten Wichtigkeit, denn ohne diese Entwickelung war auch die der künstlerischen Form unmöglich, die vom griechischen Boden auf den römischen übertragen wurde, wo eine freiere Bewegung in derselben gestattet war.

Ciceros Verdienst ist es, dass die Römer der spätern Zeit nicht bloss griechische sondern auch römische Muster zur Nachahmung vorfanden. In dieser Hinsicht ist er als Vater der goldenen Literatur Roms zu betrachten, selbst die Poesie nicht ausgenommen. Dass seine eigenen poetischen Versuche mislangen, mag daher rühren, dass er auch hier originell sein wollte, aber zu sehr und ganz Römer war, um eigentlich productives Dichtertalent in sich zu tragen.

§. 63. Pompejus an der Spitze des Staates [1].

Seitdem die Plebs durch die Sullanischen Proscriptionen ihrer Führer beraubt war, konnte sie freilich aus ihrer Mitte den Ausschweifungen der Optimaten keinen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen. Nur aus den Reihen dieser selbst konnte der Anstoss zur Wiederherstellung der alten Schranken ausgehn. Dieser erfolgte aber um so schneller und leichter, je mehr sich auf der einen Seite unter solchen Umständen und nach dem Beispiele eines Sulla die Selbstsucht der Einzelnen regen und je eifersüchtiger auf der andern Seite die grosse Masse der Aristokratie bei ihrer eigenen Verdienstlosigkeit auf jedes einzelne Talent blicken musste, das sich aus ihrer Mitte erhob, so dass einem solchen keine Hilfe als bei der Plebs übrig blieb. Allerdings war die Zeit arm an hervorragenden Talenten: bei der herrschenden Gemeinheit gieng selbst mehr als eines von diesen entweder wie Crassus in schmutziger Habsucht und gewinnsüchtigem Speculationsgeiste oder wie Lucullus in träger Genusssucht unter. Wenn man Caesar abrechnet, dessen Genie sich erst später entwickelte, so können als wahre politische Talente der Zeit

[1]) Stinner, Ciceronis de Cn. Pompejo M. judicia, Breslau 1830, aequales de Pomp. scriptores in disceptationem vocati, 1837. Drumann Gesch. Roms IV, S. 324. Billowski, Gesch. Pompejus des Gr., Rasteburg 1838. Büchner, über den Lebensplan des Pompejus, Schwerin 1847.

nur Pompejus und Cicero gelten. So männlich aber auch der Letztere in den Zeiten allgemeiner Entmuthigung als gerichtlicher Redner gegen die Sullanische Partei auftrat, so festen Schrittes er auch auf der vom Blute seines Landsmannes Marius — des Jüngeren — benetzten Bahn als homo novus vorwärts schritt und mit dem Zauber der Rede und der Sittenreinheit eine Pforte nach der anderen sich öffnete, die damals gerade allein einem nobilis zu durchschreiten erlaubt schienen, so war er doch weder seiner Stellung noch seiner Gesinnung nach zu einem eigentlichen Haupte der Volkspartei geeignet. So blieb nur noch Pompejus übrig, bei dessen ausserordentlichen Leistungen von früher Jugend an es schwer zu entscheiden sein möchte, ob sein Glück oder sein Talent grösseren Antheil daran hatte. Wenn er aber auch vom Glück verwöhnt zuletzt grössere Ansprüche an dasselbe machte als wozu ihn sein Talent berechtigte, so sind ihm doch Energie des Charakters und ein hochstrebender Geist nicht abzusprechen.

Ein Zufall, wie ihn nur ausserordentlich bewegte Zeiten mit sich bringen können, hatte schon im 23. Jahre seine Feldherrngabe entwickelt und Sullas Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Nach Sullas Tode stand er ohne Widerrede als der geschickteste Feldherr der aristokratischen Partei da (Cic. pro lege Man. 21). Nachdem er in Hispanien die Fehler des Metellus Pius wieder gut gemacht und den gefährlichen Aufstand des Sertorius unterdrückt, dann auf dem Heimwege noch die dem Schwerte des Crassus entronnenen Reste von Spartacus Sclavenempörung vernichtet hatte, stand er sicher und mächtig genug, um sich durch Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt auch den Weg zur Volksgunst zu bahnen, der er zu seinen Absichten nicht entbehren konnte. Unter seiner Aegide erhielten zugleich durch die lex Roscia theatralis auch die Ritter im Theater ihre Ehrenplätze zurück und durch die lex Aurelia wurden die Gerichte wenigstens zwischen dem Senate, den Rittern und den tribunis aerariis [2]) getheilt. Endlich reinigte auch in demselben Jahre, wo Pompejus Consul war (70), die Censur des Gellius und

---

2) Madvig, de tribunis aerariis, Op. acad. Kopenhagen 1842 p. 243.

Lentulus den Senat wenigstens von den unwürdigsten Mitgliedern der Sullanischen Partei, deren 64 ausgestossen wurden. So kehrte jene Ruhe des Gleichgewichts in den Staat zurück, die concordia ordinum, für die auch Cicero kämpfte, welche wenigstens nicht mehr durch streitende politische Interessen, sondern nur durch die egoistischen Bestrebungen Einzelner gestört werden konnte. Wenn aber Pompejus diesen letzteren Factor zu gering anschlug, wol namentlich deshalb, weil die meisten ausgezeichneten Männer seine Creaturen waren, und sich sorglos von Rom entfernte, so begieng er allerdings einen schwer wieder gutzumachenden Fehler, indem er der nachwachsenden Eifersucht die Mittel gab, festen Fuss zu fassen.

Hierzu gab die tribunicische Gewalt, die die Veranlassung Pompejus ihre Dankbarkeit zu bezeugen wahrnahm, bald Gelegenheit. Die Fortschritte der römischen Macht in Kleinasien, wo im J. 75 Servilius Isauricus Cilicien erobert hatte und Bithynien durch das Testament des letzten Königs Nikomedes den Römern anheimgefallen war, hatte zwei mächtige Feinde aufs Neue geweckt, deren endliche Besiegung das Schicksal ihm vorbehalten zu haben schien. Mithradates von Pontos und die cilicischen Seeräuber hatten während der inneren Zerrüttung Roms mehr als je ihr Haupt erhoben: jener hatte, von Sertorius aus Hispanien mit römischen Officieren der Marianischen Partei unterstützt, sein Heer auf römischem Fusse organisiert: die Seeräuber[3]) waren insbesondere durch das Sinken der Macht von Rhodos, das seit Perseus Niederlage ganz von Rom abhängig geworden war, allmählich zu einer solchen Macht gelangt, dass sie mit mehr als tausend Schiffen das ganze mittelländische Meer bis zu den Säulen des Hercules beunruhigten, unzählige Menschen raubten, alle Küsten und Tempel plünderten und selbst ganze Städte wie z. B. Samos und Kolophon einnahmen und zerstörten (Plut. Pomp. 24). Gegen beide waren freilich schon früher Massregeln ergriffen worden, aber Antonius, derselbe, der später den Spottnamen Creticus erhielt, hatte trotz des unbeschränkten Commandos fast nichts ausgerichtet und so

[3]) Manso, verm. Abhandl. S. 185.

sah man sich im J. 67 genöthigt, auf den Vorschlag des Tribunen Gabinius den Pompejus mit ausserordentlicher Gewalt über alle Meere und Küsten des Reiches zu bekleiden. Durch die umfassendsten und umsichtigsten in einander greifenden Massregeln gelang es ihm denn auch, in der kürzesten Zeit das ganze Unwesen bis auf die Wurzel auszurotten (Flor. III, 6. Vell. Pat. II, 31).

Auch von Mithradates war gleich anfangs der Consul des J. 74, Aurelius Cotta, zu Wasser und zu Lande bei Chalcedon geschlagen worden: glücklicher war sein College Lucullus gewesen, der den König nicht nur zur Räumung Kleinasiens zwang, sondern bis nach Pontos und als er auch dies Land verloren, bis zu seinem Schwiegersohne, dem Könige Tigranes von Armenien, verfolgte, den er (69) bei Tigranocerta aufs Haupt schlug. Während er sich aber hier durch Geiz und Strenge seine Soldaten zu Feinden machte, gelang es Mithradates Pontos wiederzuerobern. Da zugleich inzwischen in Rom die Macht und der Einfluss der Sullanischen Partei, der Lucullus angehörte, gebrochen war, so ward es (66) dem Volkstribunen Manilius leicht, von Ciceros Beredsamkeit unterstützt, dem Pompejus auch dieses Commando zu verschaffen. Dieser schlug darauf zuerst den pontischen König in einem nächtlichen Treffen am Euphrat, zwang dann den Tigranes, durch freiwillige Abtretung seiner Eroberungen in Mesopotamien und Syrien sich den ruhigen Besitz Armeniens zu erkaufen und trieb den Mithradates nach dem Bosporos, wo sich derselbe von seinem eigenen Sohne Pharnaces verrathen, in Pantikapaion selbst das Leben nahm. Pompejus liess dem Pharnaces den Bosporos, verwandelte Pontos in eine römische Provinz und gieng dann nach dem Süden, um von Syrien Besitz zu nehmen, wo sich der letzte Abkömmling der Seleuciden vergeblich noch zu behaupten suchte. Auch Judäa brachte der Thronstreit der beiden makkabäischen Prinzen Hyrkanos und Aristobulos unter seine Botmässigkeit und so konnte er im J. 61 bei seiner Rückkehr nach Rom einen der glänzendsten Triumphe feiern, die Rom je gesehn hatte. Er brachte 20000 Talente an Gold und Silber in den Staatsschatz und seine Siege und Eroberungen (Plin. N. H. VII, 27. Diodor. fragm. Vatic. II,

p. 129 Mai) vermehrten Roms jährliche Einkünfte von 50 auf 85 Millionen Sesterzien.

Aber die Aeusserungen der Eifersucht waren ihm nach seiner Rückkehr hinderlich, die Verfügungen, die er in grosser Zahl in Asien getroffen hatte, bestätigt zu sehn, denn der Senat sah darin Eingriffe in seine eigenen Befugnisse und weigerte sich sie zu ratificieren. Auch Cicero [4]) war jetzt nicht im Stande zu helfen. Dieser hatte nicht weniger als auf dem literarischen Gebiete auch auf dem politischen eine wichtige und grossartige Thätigkeit entwickelt. Wenn diese nicht mit dem ungetrübten Erfolge gekrönt ward wie jene, so kann das nur als ein Zeichen der gänzlichen Unheilbarkeit betrachtet werden, woran das republikanische Rom darniederlag, indem gerade die republikanische Partei, d. h. hier die Aristokratie, den Mann, der sie aufrecht zu halten im Stande war, von sich stiess. Cicero hatte mehr als jemand Beruf, die Spannung der verschiedenen Stände zu versöhnen, und sein ganzes Auftreten zeigt, dass er das fühlte und wollte. Schon als den ersten homo novus, der seit Sulla Consul ward, musste die Plebs ihn als Vertheidiger ihrer Interessen und Rechte betrachten, auch wenn er sich nicht schon von Jugend auf als solchen gezeigt gehabt hätte. Der Ritterstand, aus dessen Mitte er hervorgegangen war, alle Municipien, zu welchen seine Vaterstadt Arpinum gehörte, mussten sich durch seine Erhebung geschmeichelt fühlen. Wenn er sich nun aller dieser Mittel nicht gegen sondern für den Senat und zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung bediente, so konnte er wol gerechte Ansprüche auf das Vertrauen und die Achtung der Nobilität machen, in deren Reihen er als Consul eintrat. Aber so glänzend er auch diese Vereinigung für einen Augenblick zur Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung [5]) herstellte, so gelang es ihm doch nicht den Sturm zu beschwören, welcher der Republik und ihm selbst gleich verderblich werden sollte. Weit entfernt nämlich, durch seine That, welche den grössten Waffenthaten an die Seite zu stellen ist, die gebührende Stellung im Staate

---

[4]) Kampe, Berl. Jhrb. 1846 S. 592.

[5]) Hagen, Untersuchungen über röm. Geschichte, Th. 1: Catilina, Königsberg 1854.

zu erlangen, hatte er eben damit nur die Aristokratie auf das Empfindlichste beleidigt. Obschon auf nichts Geringeres als auf Umsturz des Staates mit Hilfe des niedrigsten Pöbels bedacht, waren die Häupter jener Verschwörung doch meistens Optimaten und selbst Patrizier der ehemaligen Sullanischen Partei, welche durch die Massregeln des Pompejus in dem ungestörten Genusse ihres Sieges unterbrochen die Gelegenheit zur Beute zu erneuern wünschten. Obschon sie aber keineswegs wie Sulla für die Principien der Aristokratie kämpften, so musste doch ihre Hinrichtung durch einen homo novus für ihren adelichen Stolz höchst kränkend sein. Ausserdem waren mehrere angesehene Männer dabei betheiligt gewesen, welche Ciceros Arm nicht erreichen konnte und wollte. Rechnet man endlich dazu noch die Eifersucht, mit welcher der schwache Senat überhaupt jede besondere Auszeichnung in seiner Mitte verfolgte, so erklärt sich leicht die Anfeindung, die Cicero gleich nach seinem Abgange vom Amte erfuhr und die Abnahme seines Einflusses, durch die er denn auch verhindert wurde, den Aeusserungen ähnlicher Eifersucht gegen Pompejus bei dessen Rückkehr zu begegnen, so sehr er auch dies nach allen Antecendentien wünschen musste.

§. 64. Caesar [1].

Da nun Pompejus zu ehrgeizig war, um dem Senate gegenüber nachzugeben, so blieb ihm nichts übrig, als die Bestätigung seiner Verfügungen durch das Volk nachzusuchen. Zu diesem Zwecke versöhnte er sich nicht nur mit seinem alten Nebenbuhler Crassus, sondern vereinigte sich auch mit Caesar, der sich inzwischen in den eigentlichen Besitz der Volksgunst gesetzt und bereits in seiner Erwählung zum pontifex maximus einen glänzenden Beweis derselben erhalten hatte. Das Consulat Caesars [2], eine Folge dieser Verei-

[1]) Limburg-Brouwer, Cesar en zijne tijdgenoten, Gröningen 1844—46. Merivale, history of the Romans under the empire, London 1850, Vol. I. II. Göttling S. 490. Hoeck, röm. Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin, I, 1, Braunschweig 1841.

[2]) Schneider, de primo Caesaris consulatu, Act. soc. gr. I, p. 371

nigung (59), war ein beständiger siegreicher Kampf mit der Senatspartei, während die durch Catos unzeitige Strenge dem Senate entfremdeten Ritter durch Nachlass des dritten Theiles der Pachtgelder auf Caesars Seite gezogen wurden. Auch Cicero war zu jener Verbindung eingeladen worden: da er sich aber dessen weigerte und trotz seiner offenbaren Zurücksetzung die Senatspartei nicht verlassen wollte, so verschaffte Cäsar dem Clodius, Ciceros persönlichem Feinde, das Tribunat für das Jahr 58, in welchem dieser dann glücklich seine Exilierung bewirkte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Senatspartei verblendet genug gewesen war, nichts zur Verhinderung seines Sturzes zu thun, der den ihrigen vollendete. Zwar bewirkte sie gleich im nächsten Jahre seine Zurückberufung: aber da diese nur durch Zugeständnisse an Pompejus erkauft werden konnte, so wurde dadurch nichts wieder gut gemacht. Pompejus erhielt ausserordentlicher Weise die cura rei frumentariae mit proconsularischer Gewalt durch das ganze Reich auf fünf Jahre: und als auch dies nicht hinreichte, um ihm den unbeschränkten Einfluss zu verschaffen, den er erstrebte, so erneuerte er im J. 56 bei einer Zusammenkunft in Luca mit Caesar, der sich inzwischen in Gallien einen nicht geringen Kriegsruhm erworben hatte, und mit Crassus jene Verbindung, die zwar ursprünglich nur spottweise das Triumvirat genannt wurde, dem Wesen nach aber schon damals die republikanische Freiheit durch unumschränkte Einzelherrschaft verdrängte.

In Folge dieser Vereinigung erhielten Pompejus und Crassus zum zweiten Male gemeinschaftlich das Consulat (55) und dem Caesar wurde die Verwaltung seiner Provinz Gallien auf weitere fünf Jahre zugestanden, ein Zeitraum, der hinreichte, um die Eroberung zu vollenden [3]) und Roms Herrschaft bis zur Nordsee auszudehnen. Crassus sollte nach dem Consulate Syrien, Pompejus Hispanien erhalten. Während aber jener dort seinem Tode entgegengieng, begnügte

—409. Harless, die Ackergesetzgebung Caesars im Zusammenhang mit den vorhergehenden Rogationen, Bielefeld 1841. Zumpt, de Julii Caesaris coloniis, Berlin 1841.

3) Rüstow, Heerwesen und Kriegführung Caesars, Gotha 1855.

sich dieser, weil er wol eingesehen, wie sehr er seiner Gunst bei dem Volke früher durch seine lange Abwesenheit geschadet hatte, Hispanien durch seine Legaten verwalten zu lassen und blieb in der Nähe von Rom, wo er durch sein Auftreten den Namen eines dictator privatus, den ihm Cato schon früher beigelegt hatte (Cic. ad Qu. fr. II, 2. 9), vollkommen rechtfertigte. Durch Crassus Niederlage gegen die Parther von seinem einen Nebenbuhler befreit, achtete er auch den zweiten um so weniger, als durch den Tod seiner Gemahlin Julia, der Tochter Caesars (55), auch das letzte Band zwischen beiden zerrissen war, und liess sein Streben nach unumschränkter Alleinherrschaft mit immer grösserer Bestimmtheit hervortreten, worin ihn eine zahlreiche Partei kleiner Ehrgeiziger unterstützte.

Schon im Jahre 53, als wegen der beständigen ränkevollen Vereitelung der Wahlen das Consulat erst im siebenten Monate besetzt werden konnte, hatte der Volkstribun Hirrus vorgeschlagen ihn mit der Dictatur zu bekleiden: und um nun dem zuvorzukommen, hatte es im folgenden Jahre (52) die Senatspartei selbst für gerathen gehalten, ihm ein drittes Consulat allein zu übertragen: erst nach sechs Monaten theilte er dieses mit seinem Schwiegervater Metellus Scipio und besetzte seitdem wenigstens eine Consulstelle jährlich mit seinen Anhängern, unter denen sich namentlich die Glieder der marcellischen Familie auszeichneten. Nur eines fehlte ihm noch: Caesar musste seines Commandos beraubt werden. Aber in der unbegreiflichen Sorglosigkeit, mit welcher er im Voraus schon alle Süssigkeiten der absoluten Gewalt genoss, ahnte er nicht, dass mittlerweile Caesar kein Geld sparte um ihn beobachten zu lassen und sich gerade solcher Männer zu versichern, die Pompejus als seine eifrigsten Anhänger zu Ehren und Würden beförderte. Als daher Pompejus endlich (50) mit seinem Antrage hervortrat, den Caesar, da Gallien besiegt sei, des Commandos zu entheben, so fand er einen unerwarteten Widerstand am Volkstribunen Curio, der unter dem Scheine der Unparteilichkeit auch von ihm Verzichtleistung auf sein imperium verlangte. Vergeblich suchte Pompejus, der seinen Gegner noch immer nicht durchschaute, ihn durch ein neues Consulat zur Rück-

kehr zu bewegen: Caesar wusste ebensogut, dass nur der Besitz eines treuen Heeres die erste Stelle im Staate verleihen könne. So blieb den Pompejanern nichts übrig als (49) ihn für einen Hochverräther erklären zu lassen. Die alte Senatspartei wünschte noch immer Versöhnung, da sie einsah, wie es beiden Parteien nur um ihre eigene Gewalt zu thun sei und so lange es nicht zum wirklichen Kriege komme, wenigstens einer dem andern das Gleichgewicht zu halten diene (Cic. ad Att. VII, 5. 15). Aber Pompejus hatte sie zu sehr in sein Netz verstrickt, als dass sie selbständig hätte auftreten können. Als daher Caesar in offener Empörung über den Rubicon gieng und Pompejus der Senatspartei seinen Arm und seine Heere anbot, knüpfte sie ihr und der Republik Schicksal an seine Fahnen und gieng mit ihm in der Ebene von Pharsalos unter. Hätte sie freilich noch einen geschickten Feldherrn in ihrer eigenen Mitte gehabt, so konnte Pompejus Sturz und Tod im wahren Interesse der Freiheit nur erwünscht sein. So aber zernichtete die Schlacht bei Thapsus auch noch die letzte Hoffnung der Partei gänzlich und brachte mehre hervorragende Männer derselben dazu, sich selbst das Leben zu nehmen. Als Caesar endlich auch noch bei Munda in Hispanien den Rest der pompejanischen Dynastie besiegt hatte, trat er mit Fug und Recht als Sieger in das Erbe von Pompejus Herrschermacht ein.

Auf so gewaltsamem Wege aber auch diese Macht errungen war, so konnte doch der Staat, dessen Altersschwäche einmal des Vormundes bedurfte, sich der Entscheidung nur freuen, die sein Schicksal statt der anmassenden Härte des Pompejus von der persönlichen Milde des Caesar abhängig gemacht hatte. Denn Pompejus hatte, wenn er auch nicht eigentlich Herr war, doch zeigen wollen, dass er es sei, während Caesar es wirklich war, aber vergessen zu machen suchte, dass er es war. Schon bei seinem ersten Einrücken in Rom (49) hatte Caesar durch Leutseligkeit und Mässigung alle Herzen gewonnen, um so mehr als sich die Furcht vor Marianischen Schreckenszeiten festgesetzt hatte. Er hatte den Söhnen der Proscribierten den durch Sulla verlorenen Zugang zu den Ehrenstellen wieder eröffnet, statt der gefürchteten novae tabulae nur ein Viertel der Schulden erlassen. Nur den

Volkstribunen Metellus, welcher ihn hindern wollte, sich des Staatsschatzes zu bemächtigen, hatte er fühlen lassen, dass er jetzt Herr sei. Den Pöbel, der unter Dolabellas Anführung gänzlichen Schuldenerlass gefordert hatte, beschwichtigte er bei seiner zweiten Rückkehr nach Rom durch grossartige Spiele und Speisungen. Ja selbst bei den Ackervertheilungen, welche er seinen Soldaten bewilligte, achtete er die Rechte der einzelnen Bürger.

Nachdem er in offener Feldschlacht bei Munda den letzten Rest der Männer vertilgt hatte, die aus persönlicher Feindschaft gegen ihn den Fahnen des Pompejus gefolgt waren, glaubte er bei der Senatspartei um so weniger Widerstand zu finden, als er die alten Formen möglichst ungeändert liess und mit der Dictatur zufrieden, den mehrmals angebotenen Königstitel [4]) ausschlug. Im Einzelnen nahm er freilich wesentliche Neuerungen vor. Er vermehrte die Zahl des Senates und der niederen Beamten, die der Quaestoren [5]), Praetoren [6]) und plebejischen Aedilen wurden verdoppelt, zu letzteren noch zwei aediles Cereales hinzugefügt. Dagegen wurde die Zahl der Mitglieder der Priestercollegien [7]) nur um je eins vermehrt, um über allen selbst zu stehn. Plebejische Familien wurden zu patrizischen erhoben, die Gerichte wieder auf die beiden ersten Stände beschränkt. Ausserdem behielt sich Caesar die Präsentation zur Hälfte aller Magistrate vor. Die meisten seiner Gesetze [8]) jedoch waren vorzugsweise bestimmt, den Zerrüttungen zu steuern, welche in den letzten Jahren eingerissen waren. Dahin gehört namentlich auch die Revision des Kalenders, die er (46) durch den Astronomen Sosigenes von Alexandrien vornehmen liess, wodurch das Mondenjahr, das man bisher nur von Zeit zu Zeit durch ziemlich willkürliche Schaltmonate dem Sonnenjahre angepasst hatte, durch ein festes Sonnenjahr mit regelmässig wiederkehrenden Schalttagen ersetzt wurde (Dio XLIII, 26).

---

[4]) Ueber sein Streben nach dem Königthume Drumann III, S. 688.

[5]) von 20 auf 40 (Dio XLIII, 47).

[6]) allmählich von 8 auf 10 (Dio XLII, 51), 14 (Dio XLIII, 47) und endlich 16 (Dio XLIII, 49. 51).

[7]) Rubino, de augurum et pontificum numero, Marburg 1852 p. 14.

[8]) das Verzeichnis derselben Sueton. Caes. 40.

Wenn sich auch Caesar keineswegs ängstliche Mühe gab, seine Alleinherrschaft hinter einem Scheine republikanischer Freiheit zu verstecken, so war doch die Nation mit seiner Regierung ganz zufrieden. Seine Ermordung (44) kann daher nur als Folge eines chimärischen Republicanismus betrachtet werden, der keineswegs in dem Geiste und Bedürfnisse der Zeit begründet war, sondern nur in dunkler Erinnerung verschwundener römischer Bürgergrösse und mehr noch in verschrobener Nachahmung griechischer Vorbilder und philosophischer Ideale seinen Grund hatte und seine Nahrung fand, um der unlauteren Gründe nicht befriedigter Selbstsucht [9]) gar nicht zu gedenken.

§. 65. Die inneren Verhältnisse in der letzten Zeit der Republik [1]), das Privatleben, der Luxus [2]) und die Kunst.

Blicken wir noch einmal auf die inneren Verhältnisse Roms vor dem Ende der Republik, über die wir aus Ciceros Schriften insbesondere die genügendsten Nachrichten im Einzelnen entnehmen können, so finden wir die Geschäfte der Administration fortwährend in den Händen des Senats, der vollgültig aus 600 Mitgliedern bestand und sich namentlich durch die abgehenden Magistrate, sonst aber durch die Wahl der Censoren alle fünf Jahre ergänzte. Die erste Stelle in demselben nahmen die Consularen ein, welche, auf der höchsten Stufe möglicher Ehre stehend, gleichsam den Charakter eines Areopags trugen und durch ihre Stimme gewöhnlich das Ganze lenkten, während die Anderen mehr oder weniger Jaherren (pedarii Gell. III, 18) waren. Das Präsi-

---

[9]) Seneca de ira III, 30. Cic. Fam. IX, 28. Valckenaer, vie d'Horace I p. 78.

[1]) Drumann, Gesch. Roms in seinem Uebergange von der republicanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen, Königsberg 1834—44. Münscher, de ratione qua Rom. respublica inter Sullam Caesaremque dictatores constituta erat, Hanau 1838.

[2]) Pastoret, sur le commerce et le luxe des Romains, Mém. de l'Inst. 1818. III p. 285.

dium hatten die Consuln und in deren Abwesenheit die Prätoren, die überhaupt als collegae consulum in allen Ehrenrechten auf gleicher Stufe mit ihnen standen. Dagegen hatten die Tribunen nicht nur wie früher bei jedem Senatsbeschlusse das Recht der Einsprache, sondern auch das, unabhängig von den Consuln sowol den Senat zu versammeln (senatum habere Gell. XIV, 8), als auch Vorträge zu halten und Vorschläge zu machen (ad senatum referre), wodurch ihr Einfluss auf alle Verhandlungen des Senates nicht nur negativ sondern auch positiv ward, obschon ihre meiste Gewalt sich immer noch bei den Comitien äusserte. Hier war nämlich die gesetzgebende Gewalt jetzt ganz in den Händen der Tributcomitien. Die Centuriatcomitien wurden nur noch zur Wahl der Consuln und Prätoren versammelt: selbst die curulischen Aedilen wurden in den Tributcomitien gewählt [3]). Doch kamen auch bei den Centuriatcomitien [4]) in dieser Zeit die Tribus ins Spiel, indem an die Stelle der altservianischen Classeneintheilung eine andere getreten war, so dass jede der 35 Tribus in 10 Centurien, 5 juniorum und 5 seniorum zerfiel, nach den Classen des Vermögens, wozu noch die Rittercenturien, die vier Handwerkercenturien und die Centurie der capite censi und aerarii kamen [5]). Das Vorrecht der ersten Classe in den Centuriatcomitien bestand nur darin, dass sie mit ihren Stimmen vorangieng und namentlich, wie es scheint, die praerogativa aus ihr durch das Loos genommen

---

3) Wunder prolegomena ad Cic. Planc. p. LXXX.

4) Peter, Zeitschrift für die Alt. Wiss. 1839 N. 18. Weissenborn ad Liv. I, 43. Im Einzelnen s. über die zum Theil strittigen Puncte dieser Veränderungen Unterholzner, de mutata ratione comit. centur., Breslau 1835. Boner, de Rom. comit. centur., Münster 1833. Rein, quaestt. Tull., Leipzig 1832 p. 1. Ztschr. f. d. Alt. W. 1837 N. 22. 1839 N. 55. Gerlach, die Verfassung des Serv. Tullius in ihrer Entwicklung, Basel 1837 S. 28. Göttling, S. 318. 380. Manche nehmen nur zwei Centurien für jede Tribus, ohne Classen, also 88 (mit den Rittercenturien), andre eine Centurie in jeder Tribus für jede Classe an, also $5 \times 35 + 18 = 193$.

5) Daher ist tribu moveri und inter aerarios referri in dieser Zeit eins, cf. Gronovii observ. IV, 1. Savigny in Hugo civilist. Magazin III, S. 207—317.

wurde. Dagegen hatten die Tributcomitien vor ihnen einen grossen Vorzug dadurch, dass sie nicht so sehr von dem Senate und den höheren Magistraten und den Auspicien abhängig waren. Die Centuriatcomitien wurden fortwährend wie ein versammeltes Heer betrachtet, also nur von einem mit dem imperium bekleideten Beamten gehalten, und zwar nur ausserhalb der Stadt auf dem Marsfelde, in den sogenannten saeptis oder ovile. Die Tributcomitien dagegen, wenigstens die zur Gesetzgebung berufenen, fanden auf dem Forum vor den rostris statt: und obschon auch hier kein Redner als ein Magistrat oder wen dieser auf die Rednerbühne führte, auftrat, so waren doch die Tribunen fast ausschliesslich im Stande auf die Stimmung des Volkes zu wirken. Nur die lex Aelia Fufia (156), die das Recht durch Meldung eines unglücklichen Himmelszeichens die Comitien zu vertagen oder die sogenannte spectio de coelo auch auf die Tributcomitien übertrug, gab den höheren Magistraten auch ihrerseits hier wenigstens ein aufschiebendes Veto, das um so mehr als ein bedeutendes Mittel gegen die Volkspartei betrachtet wurde, als die Obnunciatio gar oft ohne Rücksicht auf die Wahrheit der Auspicien gehandhabt wurde (Cic. divin. I, 16. Att. IV, 3). Doch hatten auch die Tribunen dies Recht und wir sehen es im Ganzen fast noch häufiger als zur Verhinderung von Gesetzvorschlägen zur Verzögerung und Verhinderung der Wahlen angewendet, welche daher, obschon sie eigentlich immer schon in der Mitte des Jahres stattfinden sollten, bisweilen bis in den Anfang des folgenden hinausgeschoben wurden.

Die überwiegend persönliche Richtung der Parteikämpfe in dieser Zeit gab nämlich den Wahlen jetzt eine bei Weitem grössere Wichtigkeit als der Gesetzgebung. Bei dem Mangel einer bestimmten Grenzscheide zwischen den Rechten des Senates und der Volksversammlung konnte schon ein senatusconsultum hinlänglich wirken, und selbst das tribunicische Veto verhinderte nicht, dass der Beschluss wenigstens als senatus auctoritas berücksichtigt wurde und wenigstens eine moralische wenn auch nicht gesetzliche Macht ausübte, sobald nur die Magistrate im Geiste des Senates wirkten. Desto wichtiger aber waren die Wahlen, weil nur durch sie

der Senat die Männer erhielt, welche seine Beschlüsse ausführen sollten.

Immer mehr aber kam es dahin, dass selbst der rechtliche Zustand nur noch durch eine Menge von Aussergesetzlichkeiten und absichtlichen Misbräuchen aufrecht erhalten werden konnte: insofern aber in der Anwendung dieser Mittel der Uebelgesinnte immer weiter gieng als der Gutgesinnte, so wuchs die privata potentia immer mehr auf Kosten des Ganzen und seines Repräsentanten, des Senates. Der einzelne angesehne Römer stand wie ein souveräner Fürst im Staate und betrug sich so nicht bloss auswärts, sondern auch in Rom selbst, während das Ansehen des Senates immer mehr und mehr abnahm. Nur die Eifersucht, welche stets gegen ein überwiegendes Individuum alle Anderen vereinigte, hemmte die Herrschsucht. Die Aristokratie aber galt zuletzt noch als die alleinige Stütze der republikanischen Freiheit, weil in der Plebs immer mehr das Gefühl für dieselbe erlosch und — wie in Griechenland vor der Tyrannis — die Neigung zur Alleinherrschaft immer deutlicher hervortrat. Denn die Plebs ist nicht mehr wie in früheren Zeiten eine Nation, sondern nur ein ὄχλος, der ausschliesslich für s e i n Interesse sorgt und dem dient, der dies befriedigt, ein Werkzeug eines jeden, der die Künste der Lenkung versteht. Findet ein Aristokrat bei seiner Partei keine Befriedigung, so tritt er an die Spitze der Plebs, wie Pompejus, der Volkshaupt geworden sein würde, wenn nicht Caesar ihn ausgestochen und gezwungen hätte zur Senatspartei überzugehn. Seitdem der Senat einmal zur Zeit des Sulla den Fehler begangen hatte, wie die athenische Demokratie, alle Macht in die Hände eines Einzelnen zu legen, hat er das Zeichen gegeben zum Streben nach dieser Macht: indem Alle darnach trachten, geht der Staat zu Grunde.

Unter solchen Umständen kann es denn auch nicht auffallen nicht nur wie früher die Gerichte sondern auch die Volksversammlungen Gegenstand der schamlosesten Bestechung werden zu sehn. Es fehlte freilich auch nicht an erlaubten Mitteln, um sich zum Behufe der Wahlen die Volksgunst zu verschaffen (Q. Cic. de petit. consulatus): ausser der althergebrachten Bewerbung der Candidaten bei den ein-

zelnen Bürgern dienten dazu gerichtliche Vertheidigungen ausgezeichneter einflussreicher Männer, durch die man sich gleich einer ganzen Partei versicherte, namentlich aber die Pracht der öffentlichen Spiele, wozu theils die curulische Aedilität theils insbesondere die Leichenfeier verstorbener Anverwandten Gelegenheit gaben. Doch zeigt schon die zunehmende Verschärfung der leges de ambitu, dass die wenigsten Candidaten sich bei diesen Mitteln begnügten: und so geringe Resultate auch die Klagen de ambitu brachten, so ist doch kein Jahr von solchen frei. Die Bestechung ward ganz öffentlich getrieben und förmlich in ein System gebracht [6]): es bildeten sich eigene Clubbs zu wechselseitiger Unterstützung: reichte das Vermögen eines Einzelnen nicht hin, so thaten sich zwei zusammen, um einen dritten Nebenbuhler zu verdrängen [7]). Uebrigens waren auch die öffentlichen Spiele nicht minder kostspielig; die Aedilen erhielten zwar für die circensischen Spiele, die sie zu veranstalten hatten, für die ludi Romani, Florales u. a. einen Zuschuss [8]) aus der Staatscasse: als man aber diese Spiele mehrere Tage hintereinander zu wiederholen und nicht nur dramatische Aufführungen sondern auch griechische Athleten und Thierhetzen [9]) damit zu verbinden anfieng, stiegen die Kosten so hoch, dass bisweilen das Vermögen eines Einzelnen nicht ausreichte. Je mehr Provinzen Rom erwarb, desto verschiedenere Gattungen von Thieren sollten vorgeführt werden [10]). Ebenso nahmen die ludi funebres, eigentlich nur ein religiöser Gebrauch, ausser den Gladiatorenkämpfen, die den wesentlichsten Bestandtheil derselben ausmachten, sämmtliche andere Arten von Kämpfen auf, ja verbanden sogar Speisungen des Volkes und Fleischvertheilungen und gaben den Gladiatorenkämpfen selbst eine solche Ausdehnung, dass Caesar

---

6) Man hat die divisores sogar für Beamten der Tribus gehalten. Weismann, de divisoribus et sequestribus ambitus apud Romanos instrumentis, Heidelberg 1831.

7) Coitio, Wunder proleg. ad Cic. Planc. p. LXXIII. Ein deutliches Beispiel Cic. ad Qu. fr. II, 15.

8) Schubert, de Romanorum aedilibus, Königsberg 1828 p. 451.

9) Venationes, seit 188. Liv. XXXIX, 22.

10) Die Zahl solcher bei einer Venatio vorgeführten Thiere Plin. N. H. VIII, 20. 24.

(Plut. 5) 320 Paare auf einmal auftreten liess: so dass man sich wenigstens bewogen fand, die Zahl der Paare zu beschränken und ausserdem zu verordnen, dass bei Strafe des ambitus Niemand in den zwei Jahren vor seiner Bewerbung Gladiatorenspiele gegeben haben dürfte (Cic. pro Sest. 64. pro Murena 32. Liv. epit. XVI. Val. Max. II, 4).

Noch theurer wurden die Spiele theils durch die Pracht des Apparates (Plin. N. H. XXXIII, 16), theils insbesondere auch durch den Mangel bestimmter Locale, die jedesmal eigens dazu aufgeführt werden mussten. Nur Gladiatorenspiele wurden meistens auf dem offenen Forum gehalten, sowol auf dem boarium als auf dem Romanum. Einem stehenden Theater widersetzte sich fortwährend die Strenge des Vorurtheils und selbst Pompejus konnte das seinige nur in Verbindung mit einem Tempel der Victoria (oder Venus Victrix) aufführen lassen, dessen Stufen dann die steinernen Sitze bildeten (Dio Cass. XXXIX, 38. Gell. X, 1). Dagegen überboten sich die Aedilen in der Pracht ihrer momentanen Theater, unter denen namentlich das des Scaurus Alles übertraf, was Rom je gesehn hatte (Plin. N. H. XXXIV, 17; XXXVI, 8. 34).

Worin bei allem diesen Aufwande eigentlich die Einkünfte des reichen Römers bestanden, lässt sich bei Weitem nicht so sicher als bei den geringern Ständen bestimmen. Das niedrigste Geschäft war der Waarenhandel (mercatura), welchen kaum noch ein anständiger Plebejer betrieb. Die reicheren Plebejer waren entweder Grundbesitzer (aratores) oder trieben Geldgeschäfte [11]): der Reichthum der Ritter beruhte auf der Pacht der indirecten Staatseinkünfte. Womit aber gerade die Senatoren ihren ungeheuren Census und die Kosten ihres Ehrgeizes deckten, wissen wir nicht bestimmt, wenn wir von den Villen absehn, die jedoch mehr auf Prunk und Genuss als auf Ertrag berechnet gewesen zu sein scheinen. Am einträglichsten waren ihnen wol ihre insulae, grosse Miethhäuser in Rom, auf denen namentlich des Crassus Reichthum beruhte. Auch Sclaven, die Gewerbe verstanden, scheinen einen grossen Theil ihres Reichthums ausgemacht zu haben. Das Meiste musste freilich, wenn es einer einmal so-

---

[11]) negociari Ernesti clavis Cic. s. v. negociator.

weit gebracht hatte, die Statthalterschaft in den Provinzen decken [12]). Wer, wie Cicero, von einer solchen Gelegenheit zur Bereicherung keinen Gebrauch machen wollte, fand nur in den zahlreichen Erbeinsetzungen [13]) seiner Clienten und anderer Freunde einige Zuflüsse für seinen standesgemässen Aufwand. Bei den meisten berühmten Männern dieser Zeit finden wir freilich auch eine Schuldenlast, die alle Begriffe übersteigt [14]).

Zum öffentlichen Besten machten indessen diese Reichen, wenn wir von jenen Spielen absehn, die doch eigentlich nur für die Befriedigung des eignen Ehrgeizes bestimmt waren, von ihrem Reichthum gar keinen Gebrauch. Die Pracht der öffentlichen Gebäude Roms schrieb sich meistens noch aus der vorsullanischen Periode her: und wenn gleich auch diese schon von den strengen Sittenrichtern getadelt und als Quelle des Privatluxus der folgenden betrachtet wurde, so trug sie doch wenigstens nicht den Stempel engherziger Selbstsucht, welche nachher die ungeheuren Schätze bloss zum Privatgenuss verwenden liess. Vom Redner Crassus wird als etwas Ausserordentliches berichtet, dass er sechs kleine Säulen von hymettischem Marmor in seinem Hause hatte (Plin. N. H. XXXVI, 3): ein Augur Aemilius Lepidus wurde von den Censoren zur Rede gestellt, weil er ein Haus für 6000 Sesterzen gemiethet hatte (Vell. Pat. II, 10), und vor Sullas Sieg waren nicht mehr als zwei mit Silber ausgelegte Speisetische in Rom (Plin. N. H. XXXIII, 52). Nachher aber stieg der Luxus mit solcher Schnelle, dass das Haus des Lepidus, das erste, an welchem Numidischer Marmor angebracht war (Plin. XXXVI, 8), das während seines Consulates (78) das schönste in Rom war, 35 Jahre nachher nicht mehr die hundertste Stelle einnahm [15]). Am weitesten gieng Sullas Stiefsohn Scaurus, der schon im Bau seines Theaters ungeheuern Luxus entfaltet

---

[12]) Rein, Criminalrecht S. 624.

[13]) Valckenaer, vie d'Horace I p. 475.

[14]) Meierotto, über Sitten und Lebensart der Römer, Berlin 1814, Bd. II.

[15]) Senec. epp. 90 domus instar urbium. Apulej. de deo Socr. p. 243 Bip. Olympiodor. ap. Phot. bibl. 80 p. 198. Dureau de la Malle, Mém. de l'Acad. d. Inscr. 1836. T. XII.

hatte: sein Haus kaufte später Clodius für 148000 Sesterzen und er wird als der Erste genannt, der in Rom eine Daktyliothek besass [16]).

Dem römischen Luxus gab insbesondere der Triumph des Lucullus über Mithradates neue Nahrung und der Triumphator war der Erste, der darin mit seinem Beispiele voranging (Plut. Luc. 37—39). Abgesehen von dem unmässigen Aufwande für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, wozu alle Theile des römischen Reichs ihren Beitrag liefern mussten (Gell. VII, 16), scheint Lucullus namentlich auch das erste Beispiel zur Anlage ungeheurer Prachtgärten in der Nähe der Stadt gegeben zu haben, wozu vorzugsweise der collis hortulorum (Monte Pincio) diente. Ausser den Gärten des Lucullus, welche nachmals kaiserliches Eigenthum wurden (Tac. Ann. XI, 1) lagen hier die nicht minder berühmten Gärten des Sallustius und des Pompejus. Noch grösser aber war der Aufwand des Lucullus in Neapel, Bajä und anderen Gegenden Campaniens, ein Aufenthalt, der ganz dem Genusse und der trägen Ruhe bestimmt war. Denn bereits begannen die Römer sich überall besser und heimischer zu befinden als in der Vaterstadt: insbesondere aber waren die griechischen Freistädte Neapel, Massilia, Athen nicht bloss für gezwungenes sondern auch für selbstgewähltes Exil willkommene Freistätten, und die Villen, welche einst bloss zur Erholung an Feiertagen benutzt worden waren, wurden jetzt zum Ersatz für die Mühseligkeiten des Stadtlebens eingerichtet. Hier wurden die aus allen Gegenden zusammengeplünderten Kunstwerke, mit welchen sonst die öffentlichen Gebäude geschmückt worden waren, aufgehäuft und der ungeheure Umfang dieser Villen, der nicht selten die Gemarkung einer ganzen ehemaligen Stadt einnahm, machte Italien von den Producten der Fremde noch abhängiger und vollendete die Entvölkerung des Landes, wo der Krieg schon in manchen Municipien kaum einen oder den anderen Altbürger übrig gelassen hatte, der die Stadt bei den angestammten

---

[16]) Plin. N. H. XXXVII, 5. Mazois, der Palast des Scaurus, übersetzt von Wüstemann, Gotha 1820.

Cerimonien und Opfern vertreten konnte (Lucan. Phars. I, 26: VII, 392. Cic. Planc. 9).

Eigentliche Kunst gedieh jedoch bei all diesem Luxus nicht: er gieng mehr ins Extensive und musste handwerksmässige Copien hervorrufen, um die Menge zu liefern. Solange jedoch Griechenland mit seinen Originalwerken ausreichte, scheint auch das noch nicht der Fall gewesen zu sein. Für den vorübergehenden Zweck der Schauspiele lieh man die Kunstwerke, namentlich Statuen zusammen (Cic. Verr. IV, 3): die Malerei aber sank, wenn auch fortwährend geübt, zu Decorations- und Freskomalerei herab, wobei auch in der Composition wol schwerlich eigene Erfindung herrschte. Aber wenn auch das überall hervortretende Streben nach Verzierungen einen gewissen Schönheitssinn verräth — Einzelnen ist entschieden Kunstkennerschaft zuzusprechen — und ein Streben nach Veredlung der Natur beurkundet, so war dieser doch zu sehr angeeignet und zu wenig aus dem Innern hervorgegangen, um eigentlich productiv zu werden. Nur im Technischen führte das Raffinement zu neuen Erfindungen z. B. zum Mosaik [17]), das wenn auch nicht in Rom entstanden, doch hier vorzüglich ausgebildet wurde. Wie Wände und Decken mit Gemälden, so wurden die Fussböden mit dieser haltbareren Malerei versehen, die sich von dem einfachsten bunten Estrich zur kunstreichsten Composition erhob. Für architektonische Technik ist der Fortunatempel Sullas zu Praeneste interessant, theils durch den Terrassenbau, der damals auch bei Villen sehr üblich gewesen zu sein scheint, theils durch die Construction der Mauern aus dem sogenannten opus reticulatum incertum, worin der cyklopische Polygonenbau der älteren Zeit allmählich zusammenschrumpfte. Doch baute man wenigstens in Rom selbst in dieser Zeit auch noch, wie das Grabmal der Caecilia Metella, der Gemahlin des Crassus, zeigt, solid mit ungeheuern Quadern aus Travertin. Erst nach und nach verführte das Aufkommen edler Marmorarten, wie sie zuerst Metellus Macedo-

---

[17]) opus vermiculatum, tesselatum, *λιθόστρωτον*, Plin. XXXVI, 64. Das beste erhaltene Denkmal aus dieser Zeit ist das pränestinische Musivgemälde. Müller Arch. S. 460.

nicus angewendet haben soll (Vell. Pat. I, 11), zu der Oberflächlichkeit, hinter glänzender Aussenseite das dürftigste Material zu verbergen. Ueberhaupt war es nur das Auge, der äussere Sinn, wofür man arbeitete. Wahres Interesse belebte weder den Künstler, der entweder Sclave oder Freigelassener war oder wenigstens nur um Lohn arbeitete, noch den, für welchen die Arbeit bestimmt war. Sehr wenige Römer waren Kenner: ja es scheint, dass man sich schämte, Kunstkennerschaft öffentlich blicken zu lassen. Wäre es auch zu einseitig, die herrschende Liebhaberei bloss der Ostentation zuzuschreiben, so war es doch meistens nur eine unverstandene Macht der Schönheit, die jene Mode hervorrief.

§. 66. Letzte Schicksale der Republik bis zur Schlacht bei Actium und Begründung der Monarchie.

Die Freiheit, welche Rom durch Caesars Tod wiedererlangt haben sollte, existierte bloss noch in den Köpfen der Gelehrten und Aristokraten: das Volk bedurfte ihrer weder noch begehrte es sie mehr. Am deutlichten bewies es diese Gesinnung durch seinen Enthusiasmus bei dem Leichenbegängnisse seines Regenten. Nur die Gemeinheit des Menschen, der sich in die Erbschaft dieser Gunst eindrängen zu können glaubte, des Antonius, konnte dem Senate einige Hoffnung geben sein Ansehn wiederherzustellen. Der Veteran der Freiheit, Cicero selbst, trat wieder an seine Spitze, Caesars Mörder setzten sich in den Besitz der wichtigsten Provinzen, Marcus Brutus Macedoniens, Cassius Syriens, Decimus Brutus des cisalpinischen Galliens. Antonius, der auf einen Volksbeschluss gestützt, diesen letzteren verdrängen wollte und in Mutina belagerte, wurde in die Acht erklärt, konnte aber nur mit Hilfe des jungen Octavius, des Schwesterenkels Caesars und Erben seiner Schätze und seines Namens, dem gleich bei seinem ersten Auftreten die Plebs und die Armee zufielen, besiegt werden. Als der Senat den Octavius durch Geringschätzung beleidigt und derselbe eine Vereinigung mit Antonius und Aemilius Lepidus, an

[1]) Jacobs, verm. Schr. V, S. 320.

welchem Antonius bei seiner Flucht nach Gallien unerwartete Verstärkung gefunden hatte, einem Consulate vorzog, das er doch mit Cicero oder einem Andern hätte theilen müssen, ward Cicero und der ganze Rest der Patriotenpartei ein Opfer ihrer Verblendung. In Folge eines auf einer Insel des Rhenus bei Bologna abgeschlossenen Vertrages übten jetzt die Drei als triumviri rei publicae constituendae Caesars Macht in ihrem ganzen Umfange aus und Proscriptionen, zwar nicht so blutig wie die Sullanischen aber um so gewählter, vertilgten was von Republikanern in Italien übrig war. Endlich entschied die Vernichtung der Streitkräfte des Orients, in welchen Caesars Mörder den letzten Haltpunct für ihre Sache gesucht hatten, durch den Doppelsieg bei Philippi (42) den Untergang der Republik für immer.

Zwar war Rom noch immer keine Monarchie, aber dass drei Ehrgeizige, sobald ihre Feinde besiegt waren, sich selbst aufreiben würden, war vorauszusehn. Anfangs hielt sich, wie es scheint, Antonius für den eigentlichen Herrn. Wie er im Oriente, so herrschte seine Gemahlin Fulvia, durch ihren Schwager Lucius Antonius unterstützt, in Rom. Nachdem Octavianus durch die siegreiche Beendigung des Perusinischen Krieges gegen diese (41) Herr von Italien geworden war, drohte bereits offene Zwietracht, die für Octavianus um so gefährlicher hätte werden können, als Antonius an Sextus Pompejus, dem Sohne Pompejus des Grossen, der sich in den Besitz von Sicilien und Sardinien gesetzt hatte und Italien aushungern konnte, einen Verbündeten gefunden hatte. Zu Octavians Glücke brachte der Tod der Fulvia (40) eine Aussöhnung zu Wege, die in Brundisium durch Vermählung des Antonius mit Octavia, der Schwester des Octavianus, besiegelt wurde. Wenn er auch den Sextus Pompejus im Besitze der Insel lassen musste, so konnte er doch von dieser Zeit an als der eigentliche Herr des Mittelpuncts des römischen Reichs betrachtet werden. Antonius, welcher gegen die Parther zu Felde ziehen sollte, schwelgte zu Athen und Alexandria mit Kleopatra, deren Reize ihn, wie früher den Caesar, Rom vergessen liessen. Als er endlich ins Feld rückte, so verlor er, so trefflich auch sein Legat Ventidius ihm vorgearbeitet hatte, in Medien den besten Theil seines Heeres.

Pompejus hatte mittlerweile aufs Neue den Krieg begonnen und war von Agrippa in den Seeschlachten bei Mylae und Naulochos aufs Haupt geschlagen worden. Auch Lepidus, der bis dahin Africa verwaltet hatte, hatte mit den Trümmern des Pompejanischen Heeres vereinigt dem Octavianus die Spitze bieten wollen; aber es war diesem durch wunderbare Geistesgegenwart gelungen, ihn in einem Augenblicke ohne Schwertstreich seiner ganzen Macht zu berauben.

So war nur noch Antonius übrig. Mit ihm hielt den Octavianus allein noch das schwache Band der Octavia zusammen: als jener aber auch dieses durch Verstossung derselben zerriss, ward es dem Octavianus leicht, vom Senate die Kriegserklärung gegen Antonius und Kleopatra zu erlangen, welcher jener bereits das Diadem von Rom versprochen und ganze Provinzen des Reiches geschenkt hatte. Die Seeschlacht bei Actium (2. Sept. 31) entschied die Herrschaft der Welt: als im nächsten Jahre auch Aegypten in Octavians Hände fiel, war die welthistorische Aufgabe Roms, den ganzen civilisierten Erdkreis unter Eines Macht zu vereinigen, gelöst.

Alles hatte auf die Monarchie hingearbeitet: die gegenseitige Achtung vor dem individuellen Rechtsverhältnisse bestand nicht mehr im römischen Staate. Jeder wollte das Recht des Anderen mit Gewalt zerstören, jeder das seinige mit Gewalt aufrecht halten. Während Rom früher das Bild eines Bundesstaates aus Familienfürsten dargeboten hatte, wollte jetzt jeder souverän sein und der gemeinschaftlichen Regierung keinen Einfluss mehr gestatten. Der Senat, gleichsam der Reichstag, konnte unter diesen Umständen nicht mehr wirken. Kurz es war für den Staat so gut wie für den Einzelnen eine Monarchie nöthig, wo das Staatsinteresse, weil kein Staat als solcher mehr vorhanden war, mit dem Interesse des Einzelnen verschmolz. „Unmittelbarer als die sittlichen Ursachen, sagt Löbell [2]), wirkte in Rom zum Umsturze der Republik eine eigentlich politische: das nicht zu lösende Misverhältnis zwischen einer herrschenden

---

[1]) über das Principat des Augustus in Raumers histor. Taschenbuch 1834 S. 217.

Stadtgemeinde und einem beherrschten Welttheil, der durch stehende Heere in Gehorsam gehalten werden soll [3])." Aber auch vom culturgeschichtlichen Standpuncte deutet Alles auf die Monarchie hin. Das römische Element war so weit gediehen, dass es sich zur vollendetsten Nachahmung eignete, sobald es dem particularistischen Interesse entfremdet wurde und otium erhalten konnte. In der Monarchie erhielt das Reich einen bis dahin entbehrten Mittelpunct, der dem Zusammenbleiben der heterogenen Elemente in demselben eine Sicherheit bot. Die geistigen Früchte von der Herrschaft des Erdkreises konnten nur durch die Monarchie gezogen werden.

---

[3]) Tac. A. I, 2: neque provinciae illum rerum statum abnuebant, suspecto senatus populique imperio ob certamina potentium et avaritiam magistratuum, invalido legum auxilio, quae vi, ambitu, postremo pecunia turbabantur.

Fünfte Periode.

Die Kaiserzeit Roms bis zur Aufhebung des Jupitercults in Rom (31 v. Chr. — 388 n. Chr.).

---

§. 67. Die Constituierung der Monarchie unter Augustus.

Insofern Octavians Alleinherrschaft noch immer nur eine factisch bestehende war, konnte er sie rechtlich nur unter den Formen der alten Republik ausüben. Aber das Bedürfnis nach der Monarchie, welches in allen Ständen vorherrschte, übertrug ihm willig soviel rechtliche Gewalt als zur umfassenden und consequenten Durchführung derselben möglich und nöthig war. Abgesehen von einzelnen Ehrenrechten, die man an seine Person knüpfte, bekleidete er das Consulat eine Reihe von Jahren hintereinander. Die Censur setzte ihn in den Stand den Senat zu reinigen, indem er den senatorischen Census auf 100000 Sesterzen bestimmte [1]), und ganz nach seinen Absichten zusammenzusetzen, während er schon als princeps senatus immer einen wichtigen Einfluss auf die Abstimmungen desselben geübt hätte. Am entscheidendsten aber war das lebenslängliche imperium, wie es schon Caesar erblich gehabt hatte, wodurch er bereits im J. 29 den Oberbefehl über alle Provinzen des Reiches und wenigstens ausserhalb des Weichbildes der Stadt das Recht über Leben und Tod erhielt. Zwar erbot er sich wieder zur Niederlegung

---

¹) Ritter ad Tac. A. II, 33.

desselben (27) und übernahm es auch auf die Bitten des Senates fürs Erste nur auf den Zeitraum von zehn Jahren wieder: aber die Bereitwilligkeit, mit der er es sich immer wieder auf fünf oder zehn weitere Jahre verlängern liess, machte es allerdings wahrscheinlich, dass er damit keineswegs die ernstliche Absicht eines Rücktrittes in den Privatstand verband, sondern dass er nur Caesars Schicksal fürchtete; wie er denn auch den Titel eines Dictators standhaft ausschlug.

Doch theilte er sich mit dem Senate[2]) in die Provinzen so, dass jener die minder bedeutenden und ruhigeren erhielt, welche von Proconsuln und Quaestoren verwaltet wurden: die wichtigeren dagegen, deren Statthalterschaften zugleich mit einem Armeecommando verbunden waren, behielt er sich selbst mit den legatis principis aus dem Senatorenstande zu besetzen vor, welchen dann zur Besorgung der kaiserlichen Einkünfte Procuratoren, die meistens kaiserliche Freigelassene waren, zur Seite standen. Nur Aegypten erhielt eine ganz eigene Organisation und wurde keinem Senator, sondern bloss einem römischen Ritter anvertraut, um eine so wichtige Provinz, von der zum grossen Theile die Verproviantierung der Hauptstadt abhieng, nicht in allzu mächtige Hände zu geben (Dio C. LI, 17. Tac. A. II, 59).

In Rom selbst hatte Octavianus dagegen immer noch keine andere als eine temporäre Amtsgewalt. Der Name Augustus den er im J. 27 bekam, war ursprünglich nur ein Beiname, wie Felix, Magnus u. dgl., und auch früher schon von Antonius geführt worden. Erst der Senatsbeschluss vom Jahre 24, der ihn über alle Gesetze erhaben (legibus solutum) erklärte und ihm ein Recht der Gesetzgebung verlieh, gab ihm eine Art von landesherrlichem Ansehen. Daran knüpfte sich dann (23) die rechtliche Stellung, die er durch den Verein der proconsularischen, nun auch innerhalb des Pomoeriums[3]) ihm beigelegten, und der tribunicischen Gewalt auf Lebenszeit erhielt, so dass er jetzt des beständigen Consulats nicht mehr bedurfte. Die tribunicische Gewalt[4]) aber gab ihm das Recht

---

[2]) Poinsignon, essai sur le nombre et l'origine des provinces Romaines depuis Auguste jusqu'à Dioclétien, Paris 1846.

[3]) Marquardt, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1844 S. 731.

[4]) Eckhel D. N. VIII p. 391. Im J. 18 theilte er die tribunici-

des Vortrages im Senate und namentlich Unverletzlichkeit der Person: weshalb später Verbrechen gegen den Kaiser als Staatsverbrechen (crimen laesae majestatis) betrachtet wurden. Als sich dazu noch die praefectura morum mit allen Befugnissen der ehemaligen Censur gesellte und nach dem Tode des Lepidus (13) das oberste Pontificat [5], vereinigte er in seiner Person alle Gewalt, die von wesentlichem Einflusse auf den Staat sein konnte (Dio C. LIII, 17—21).

Die republikanischen Aemter bestanden zwar alle fort, aber sie hatten gar keine Macht mehr und wurden nur gesucht um sie bekleidet zu haben und mit den Insignien derselben prangen zu können. Daher riss auch schon jetzt die Sitte ein, die Consuln in einem und demselben Jahre zwei-, drei- ja viermal wechseln zu lassen. Wie viele von den Beamten noch vom Volke gewählt [6] wurden, lässt sich nicht mit vollständiger Sicherheit bestimmen: jedenfalls lag die eigentliche Ernennung ganz in den Händen des Kaisers (Dio C. LIII, 21: LVIII, 20). Zum Behufe der Gesetzgebung umgab sich Augustus mit einem Staatsrathe, den er aus Senatoren und Magistraten zusammensetzte und dessen Beschlüsse gleiche Gültigkeit mit den Bestimmungen des Senates hatten (Sueton. Aug. 35. Dio C. LIII, 21. LVI, 28). Der eigentliche Senat [7] hatte wenig Einfluss mehr, wenn er auch noch immer als oberstes Regierungscollegium galt, Senatsconsulte erliess, Audienzen gab, seine eigene Gerichtsbarkeit hatte. Auch das Münzrecht übte er nach alter Weise, nur dass die Kaiser das Recht in Gold und Silber zu prägen ausschliesslich für sich beanspruchten, während die kupfernen Münzen „ex senatus consulto" von den „triumviris auro argento aeri flando feriundo" gemünzt wurden.

---

sche Gewalt mit Agrippa, später mit Tiberius, ne successor in incerto foret. Tac. A. III, 56.

[5]) Augustus war Mitglied aller Priestercollegien, Mercklin, die Cooptation der Römer, Mitau und Leipzig 1848 S. 152.

[6]) Ueber die Wahlen Rein, röm. Crim. Recht S. 722. Schmidt, der Verfall der Volksrechte in Rom unter den ersten Kaisern, Ztschr. f. Gesch. Wiss. 1844 I. S. 37.

[7]) Zedritz, hist. senatus Romani sub Caesaribus, Upsala 1851. Pabst, über den Geist und die Grundsätze der röm. Staatsverfassung unter den Kaisern, Arnstadt 1838.

Was den äusseren Zustand des Reiches in der langen Regierungszeit des Augustus betrifft, so schloss dieser Kaiser zwar dreimal [8]) den Janustempel und scheint auch wirklich nicht die Absicht gehabt zu haben, neue Eroberungskriege zu führen (Dio C. LIV, 9. Suet. 48). Je mehr es ihm aber auf der anderen Seite um die Ruhe und Sicherheit des Staates zu thun war, desto häufiger sah er sich zu Vertheidigungskriegen gegen die Barbaren genöthigt, welche theils im Innern des Reiches noch nicht vollständig besiegt waren, theils die Grenzen desselben unaufhörlich bedrohten (Dio C. LIV, 20). Einige Kriege wie z. B. gegen die Pannonier und Dalmatier, welche Tiberius erst nach harten Kämpfen gänzlich besiegen konnte, waren zwar insofern von ihm selbst verschuldet, als er früher als Triumvir, um sein Heer zum Kampfe gegen Antonius zu üben, einen muthwilligen Angriff auf jene gemacht hatte (Dio C. XLIX, 36). Der Krieg dagegen, der Roms Kräfte unter seiner Regierung besonders in Anspruch nahm, gegen die Germanen, war ursprünglich nur durch den Einfall der Sigambrer und Usipeter veranlasst, die im J. 16 über den Rhein gegangen waren und dem römischen Statthalter Lollius eine beträchtliche Schlappe beigebracht hatten. Freilich brachten die Feldzüge des Drusus (12—9) und mehr noch die des Domitius Ahenobarbus (6—2) und des Tiberius (2—6 n. Chr.), welche die römischen Waffen siegreich bis an die Elbe trugen, auf den Gedanken auch hier eine Provinz zu errichten, aber die Niederlage des Varus im Teutoburger Walde vereitelte diese Pläne gänzlich: und wenn Augustus nichtsdestoweniger durch Drusus Sohn Germanicus den Krieg fortsetzen liess, so geschah es mehr um die Scharte auszuwetzen als um eine Eroberung zu machen, die der römischen Habsucht nicht der Mühe werth scheinen musste [9]).

Der geringe Zuwachs des Reiches im Oriente durch den

---

[8]) Valckenaer, vie d'Horace II p. 447.

[9]) Tac. A. I, 3: bellum ea tempestate nullum nisi adversus Germanos supererat, abolendae magis infamiae ob amissum cum Quintilio Varo exercitum quam cupidine proferendi imperii aut dignum ob praemium.

Heimfall von Galatien und Judäa kostete keinen Schwertstreich: den anderen Königen jener Gegenden gegenüber begnügte sich Augustus mit dem Schutzrechte, das man ihm einräumte. Selbst das Partherreich war so schwach, dass es seine Thronstreitigkeiten zwischen Phrahates und Tiridates von dem römischen Senate entscheiden liess und die von Crassus erbeuteten Siegeszeichen ohne Widerstand zurückgab.

Für die bestehenden Provinzen sorgte Augustus aufs Nachdrücklichste; ausser Africa und Sardinien war keine, die er nicht ausdrücklich bereiste (Sueton. 47): zahlreiche römische Colonien sicherten nicht nur allenthalben die Herrschaft Roms sondern verbreiteten auch römische Cultur unter den Provinzialen. Die ausgezeichnetsten Städte der Provinzen erhielten das Bürgerrecht oder das jus Latii: und wenn er hier oder da eine verbündete Freistadt ihrer Freiheit beraubte, so war dies nur ein Glück für jene kleinen Republiken zu nennen, die sich in den unsinnigsten Streitigkeiten der leersten Eitelkeit aufrieben.

Die Ausdehnung, in welcher Augustus das Reich hinterliess, begriff folgende Länder und Provinzen: Sicilien, Sardinien und Corsica, Hispanien in drei Provinzen: Baetica, Lusitania und Tarraconensis; Gallien in vier Provinzen: Narbonensis, Lugdunensis, Aquitanien und Belgica; Rhätien mit Vindelicien; Noricum und Pannonien; Illyricum, Macedonien, Achaja, Asia, Cilicien, Bithynien nebst dem Pontus, Syrien, Cypern, Creta, Aegypten, Africa und Numidien. Ausserdem standen unter römischer Oberhoheit mit einheimischen Fürsten: Mauretanien unter Juba, die Cottier in den Alpen mit der Hauptstadt Segusia, Thracien unter Rhoemetalces oder Cotys, der Pontus Polemoniacus, Cappadocien und Kleinarmenien unter Archelaos, Grossarmenien unter Tigranes, Commagene unter Antiochos und der nördliche Theil von Judäa unter den Vierfürsten Philippos und Herodes Antipas; ferner die Freistaaten Rhodos, Lycien, Massilia, Athen, Lakonika, Byzanz und viele andere, meist griechische und kleinasiatische Städte (Plin. N. H. III—VI). Italien selbst mit dem cisalpinischen Gallien vereinigt, hatte, weil es das römische Bürgerrecht besass, keine Provinzialeinrichtung, war aber gleichfalls statistisch in eilf Regionen eingetheilt (Dio

C. LIII, 12). Die Stärke des stehenden Heeres, womit diese ungeheure Ländermasse, die auf 100000 Q. Meilen anzuschlagen ist [10]), in Unterthänigkeit erhalten wurde, betrug 23 oder nach Anderen 25 Legionen, deren Namen und Zahl aber später häufig wechselte [11]). Jede derselben stand seit Caesar unter einem einzigen consularischen oder prätorischen Legaten (Caes. B. G. I, 52) und belief sich seit Marius auf ungefähr 6000 Mann. Zu ihrer Besoldung, die auf den Kopf täglich einen Denar betrug, hatte Augustus eine eigene Kriegscasse (aerarium militare) errichtet, die namentlich aus den Güterconfiscationen der Verurtheilten gefüllt wurde (Sueton. 49 c. not.). Die gewöhnliche Dienstzeit der Soldaten war 16, später 20 Jahre, worauf jeder mit einem besondern Geldgeschenke von 3000 Denaren die Entlassung (honesta missio) erhielt. Doch ward es bald üblich, auch ausgediente (exauctorati) Soldaten noch eine Zeitlang zu wichtigen Unternehmungen bei der Fahne zurückzubehalten [12]). Dazu kamen dann noch die Prätorianer oder die kaiserliche Leibwache, 10000 Mann stark, in 10 Cohorten, die doppelten Sold erhielten und nach einer Dienstzeit von 12 oder 16 Jahren mit einer Gratification von 5000 Denaren verabschiedet wurden: ferner die Seesoldaten (milites classiarii) in den beiden Kriegshäfen Misenum und Ravenna, und endlich die cohortes urbanae, die Sicherheitswache der Hauptstadt.

Es ist selten über den Charakter eines Menschen so verschieden geurtheilt [13]) wie über den des Augustus, Lob und Tadel ist auf ihn in ausgedehntem Masse gehäuft worden (Tac. A. I, 9. 10). Augustus war wirklich ein grosser Mann, denn

---

[10]) Humboldt, Kosmos, II S. 436.

[11]) Dio C. LV, 23. Lipsius ad Tac. Hist. II, 43. Brotier Tac. III p. 408.

[12]) Tac. Agr. ed. Hertel, Leipzig 1827 p. 83.

[13]) Hanow, de Augusti principatu, Sorau 1837. Löbell in Raumers histor. Taschenb. 1834. Klausen, Zimmermanns Ztschr. 1834 S. 716. Passow, über Horatius Leben und Zeitalter p. CV. CVI. CX. Merivale, history of the Romans under the empire Vol. 3. Montesquieu considérations c. 13. Gibbon I p. 98. Wieland zu Horaz Epp. II, 1. Sainte-Croix, mém. de l'Acad. d. Inscr. T. 49 p. 366. Kuhn, Ztschr. f. d. Alt. W. 1854 p. 451.

er hatte seine Zeit begriffen, an das Bestehende knüpfte er klüglich an, um Neues aufzubauen und einzurichten. Wenn er nicht immer seine wahren Absichten zur Schau trug, so ist er doch ebensowenig ein Betrüger wie der Arzt, der den Kranken über eine nothwendige Operation täuscht. Seitdem einmal die Monarchie für Rom nothwendig geworden war, war Augustus gerade der rechte Mann, sie allmählich herbeizuführen.

§. 68. Die Literatur der Augusteischen Zeit.

Die griechische Literatur dieser Zeit ward trotz des sichtlichen Strebens, ihre verschwundene politische Nationalität literarisch wieder aufleben zu lassen und sich an den Mustern ihrer grossen Vorfahren gleichsam wieder zu verjüngen, doch schon durch die ängstliche Absichtlichkeit dieses Strebens an einem freien geistigen Aufschwunge verhindert. Vor allen findet sich dies in Dionysios von Halikarnassos bewährt, der, so tief und selbständig er sich auch in seinen rhetorisch-kritischen Schriften zeigt, in seinen geschichtlichen eben durch das Bestreben, die Vorzüge aller seiner Vorgänger zu vereinigen und pragmatisch und ästhetisch zugleich zu sein, an der Stelle einer gediegenen Darstellung eine unerträgliche Breite und doch nicht selten statt der historischen Wahrheit seines Vorbildes Polybios nur rhetorische Declamation bietet. Auch Diodoros von Sicilien gehört hierher, dessen Nachahmung noch deutlicher hervortreten würde, wenn uns von seinem Muster Ephoros mehr erhalten wäre: über einen anderen Universal-Historiker dieser Zeit, Nikolaos von Damaskus lässt sich wegen der geringen Zahl bedeutender Fragmente ebensowenig urtheilen als über die geschichtlichen Commentarien Strabos, in welchen dieser die Geschichte des Polybios fortsetzte. Dagegen gibt Strabos Geographie den deutlichsten Beweis, dass, je weniger es ein Schriftsteller dieser Zeit auf Schönheit der Form anlegte, desto werthvoller und gediegener der Inhalt seines Werkes wurde.

Was die Gegenstände der geschichtlichen Behandlung betrifft, so mussten die Zeitumstände von selbst dem Historiker und Geographen die universalistische Richtung geben,

die wir bei der Mehrzahl von ihnen wahrnehmen. Die Vereinigung des Erdkreises unter einem Scepter erleichterte das Reisen, die beste Quelle wissenschaftlicher Forschungen, und wie sehr sich auch der Staat selbst dafür interessierte, beweist die grosse Vermessung der Strassen des ganzen römischen Reiches durch die Mathematiker Zenodoxos, Polykletos und Theodotos, die schon Caesar begonnen hatte und Augustus vollendeu liess. Aus ihr entstand dann zuerst die grosse Reisekarte an den Wänden der von Agrippas Schwester Proba erbauten Säulenhalle (porticus Europae Plin. N. H. III, 2) und als Copien von dieser alle jene gemalten Itinerarien, von denen uns noch jetzt die Peutingerische Tafel einen deutlichen Begriff gewährt. Auch militärische Expeditionen wurden zu derartigen Zwecken benutzt, wie z. B. die des Cajus Caesar nach Parthien und Armenien, dem Augustus zu solchen Forschungen den Dionysios [1]) von Charax mitgab.

Nach Rom zog sich Alles hin. Die Philosophenschulen fristeten in Athen und Alexandria kaum noch ein kümmerliches Dasein und lebten erst später in Rom wieder auf. Die Akademie im alten Sinne gieng ein [2]): Antiochos hatte sich dem Stoicismus genähert, der Skepticismus des Aenesidemos konnte keine Schule gründen. In Alexandria fanden vielfache Berührungen mit dem Orientalismus statt, wie sie sich bei Sotion, der sich aller Fleischspeisen enthielt (Senec. epist. 108), und Philon finden. Sonst gieng es in Athen und Alexandria namentlich in Rücksicht auf die Rhetorenschulen in der alten Weise fort: von eigentlicher wissenschaftlicher Thätigkeit der Alexandriner in dieser Zeit ist kaum etwas zu bemerken.

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Periegeten Dionysios, einem alexandrinischen Dichter dieser Zeit, der keine grossen Reisen gemacht hat. Uokert I, 1 S. 208.

[2]) Seneca quaestt. nat. VII, 32: itaque tot familiae philosophorum sine successore deficiunt: Academici et veteres et minores nullum antistitem reliquerunt; quis est, qui tradat praecepta Pyrrhonis: Pythagorica illa invidiosa turbae schola praeceptorem non invenit. Sextiorum (Q. Sextius war ein Vorbote des geistigen Bedürfnisses, das nur später im Neuplatonismus Nahrung suchte) nova et Romani roboris secta inter initia sua quum magno impetu coepisset exstincta est.

In Hinsicht auf schöne Literatur und die darauf bezügliche Wissenschaft trat dagegen jetzt Rom immer mehr und mehr an die Stelle, welche in den letzten Jahrhunderten Alexandria eingenommen hatte. Durch die grosse Feuersbrunst während der Zeit von Caesars Anwesenheit war der ausgezeichnetste Theil der dortigen Bibliothek, der in dem eigentlichen Museum aufgestellt gewesen war, zu Grunde gegangen [3]). Nur die kleinere Sammlung im Serapistempel war übrig geblieben: und wenn auch Antonius durch das Geschenk der pergamenischen Bibliothek seiner Geliebten Kleopatra diesen Verlust einigermassen ersetzte, so hörte doch die Unterstützung des Hofes auf, die gerade jetzt in Rom der Literatur zu blühen anfieng. Des Augustus Freund Asinius Pollio legte die erste öffentliche Bibliothek im Atrium der Libertas an (Plin. N. H. VII, 30). An sie reihten sich die beiden von Augustus selbst angelegten: im Tempel des palatinischen Apollo und in dem Porticus der Octavia am Theater des Marcellus [4]). Die in Verbindung hiermit aufkommende Sitte die Büchersammlungen zugleich mit den Büsten der berühmtesten Schriftsteller zu schmücken (Plin. N. H. XXXV, 2) gab dem Ehrtriebe immer neue Nahrung. Ausser den öffentlichen Bibliotheken fehlte es aber auch nicht an Privatsammlungen. Ja, nachdem die Eroberung von Aegypten das beste Schreibmaterial, den Papyrus, zugänglich gemacht hatte, wurde der Buchhandel allmählich ein geregelter Betriebszweig, in welcher Hinsicht insbesondere die Sosier (Hor. Epp. I, 20) berühmt geworden sind [5]). Auch der verbesserte Jugendunterricht übte einen vortheilhaften Einfluss, wenn auch an öffentliche Schulen noch nicht zu denken ist. Mehr als alles dies aber wirkte das Beispiel und die Begünstigung, die der Kaiser und sein Hof der Literatur angedeihen liessen. Der Name von Augustus Vertrautem, dem Ritter Mäcenas [6]), ist ja bei der Unterstützung der Dich-

---

[3]) Parthey, das alex. Museum, S. 31. Gell. VI, 17. Plut. Caes. 49.

[4]) Thorbecke, de Asinio Pollione, Leyden 1820 p. 35.

[5]) Becker, Gallus I, S. 175. Schöttgen, hist. librariorum et bibliopolarum in Poleni thes. ant. III, p. 841.

[6]) Meibom, Maecenas, Leyden 1653. Lion, Tironiana et Maecenatiana, Göttingen 1846. Passow, Horaz Leben, S. XLI.

ter und Gelehrten sprichwörtlich geworden. Aber auch Augustus selbst, ein Mann von vielem Tact und feiner Bildung, liess es nicht an Schutz und Aufmunterung fehlen: nicht nur Schriftsteller sondern auch die ausgezeichnetsten Fachgelehrten seiner Zeit wie z. B. der berühmte Grammatiker Verrius Flaccus, die Philosophen Arius von Alexandria und Athenodoros von Tarsos wurden in sein Haus aufgenommen und zu Lehrern seiner Prinzen bestellt. Selbst an der rhetorisch gelehrten Bildung der Zeit nahm der Kaiser Antheil und trat sogar als Schriftsteller auf [7]). Die Genies wurden freilich nicht durch diese Protection geschaffen, aber die Protection bewirkte wenigstens dass sie nicht verkamen.

Doch war diese Hofprotection allerdings der prosaischen Literatur nicht in jeder Hinsicht günstig: insbesondere erlitt die Freiheit der Geschichtschreibung die grösste Beschränkung [8]). Nicht als ob die Partei des Augustus lauter Lobredner gefunden hätte: vielmehr war die republikanische Partei — Pompejaner im Allgemeinen genannt — ebenso schmähsüchtig; oder es wird die Vergangenheit aus Ekel und Ueberdruss an der Gegenwart in verklärtem Lichte dargestellt. Am ärgsten scheint gegen Augustus Labienus in seiner Geschichte der Bürgerkriege aufgetreten zu sein, an welchem Werke das erste Beispiel eines literarischen Autodafé in Rom statuiert wurde [9]), und nur rhetorisierende Universalhistoriker, wie Livius und Trogus Pompejus, konnten bestehen, bei welchen, wie bei Ovids Metamorphosen, die perpetuitas Hauptrücksicht war und der Inhalt hinter der Form zurückstehen musste. Aber auch das genus dicendi selbst nahm durch den Hofton eine sehr verkehrte Richtung und wandte sich einer ängstlichen Nüchternheit zu, die sich unter dem Titel attischer Klarheit und grammatischer Correctheit versteckte und jede natürliche Bewegung hemmte, ja für die Cicero

---

[7]) Sueton. Aug. 84. Weichert, de imp. Caesaris Aug. scriptis eorumque reliquiis, Grimma 1835.

[8]) Tac. Hist. I, 1: simul veritas pluribus modis infracta, primum inscitia rei publicae ut alienae mox libidine assentandi aut rursus odio adversus dominantes.

[9]) Senec. controvers. praef. l. V. Suet. Cal. 16. Weichert de Vario p. 200.

schon zu schwülstig und zu blühend geschrieben hatte. Augustus selbst gieng, vielleicht durch das Beispiel seines Vaters Caesar veranlasst, dieser Richtung in der Darstellungsweise voran (Gell. X, 24) und die ganze Kritik, welche Asinius Pollio mit so berüchtigter Strenge über alle Classiker der vorhergehenden Periode übte, läuft auf jenes Princip hinaus. Auch die sogenannte Patavinität, welche er an Livius rügte, scheint nur mit jener grammatischen Kleinmeisterei zusammengehangen zu haben, wie wir sie in einer ähnlichen Periode im Zeitalter von Ludwig XIV. wiederfinden. Als eigentlicher Repräsentant dieser spitzfindigen Aengstlichkeit erscheint Valerius Messalla [10]: aber auch Mäcenas vereinigte mit der Schlaffheit, die seinem ganzen Charakter eigenthümlich war (Senec. Epp. 114), eine gedrechselte Künstlichkeit, die ihm den gerechten Tadel der späteren Kunstrichter zugezogen hat (dial. de orator. 26).

Auch die Rhetorik litt unter dem Einfluss der Kaiserherrschaft wie die Geschichtschreibung. Da es meistens Privatprocesse ohne allgemeines Interesse und Bedeutung waren, mit denen die Redner zu thun hatten, so stand der Inhalt in keinem rechten Verhältnis zur Form, die sich fort und fort entwickelt hatte oder es wenigstens gewollt hatte. Die rhetorischen Farben wurden immer dicker aufgetragen, ein ungemeiner Reichthum an Tropen und Figuren entfaltet, kurz das ganze Rüstzeug der Literatur aufgefahren: aber ein erheblicher Vortheil für Literatur und Sprache erwuchs aus diesem Streben nicht. Ebenso war auch gleichzeitig in der griechischen Rhetorik ein Umschwung eingetreten, statt des Apollodoros von Pergamon hatte die gesuchte und geschraubte Richtung des Theodoros von Gadara Boden gewonnen, mit dem sich etwa Cassius Severus (Tacit. dial. 19) vergleichen lässt. — Während früher die lateinischen Rhetoren sehr zurückgesetzt waren, zum Theil wegen der Griechen, zum Theil wegen der Geburt — die meisten waren Freigelassene gewesen —, zum Theil endlich, weil die praktischen Redner Schülerkreise um sich zu sammeln pflegten, ward es jetzt in Folge

---

[10]) Wiese, de M. Val. Messalae Corvini vita et studiis doctrinae, Berlin 1829.

des abnehmenden öffentlichen Lebens anders. An die Stelle der Freigelassenen traten selbst Ritter und die ganze Thätigkeit und Schöpferkraft war ausschliesslich durch das bedingt, was man in der Schule gelernt hatte. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts wurde diese Einseitigkeit und schulmässige Pedanterie immer ärger.

Mit eigentlicher Gelehrsamkeit befasste sich zur Zeit des Augustus noch nicht leicht ein freier Römer. Die meisten Grammatiker, welche Suetonius aus dieser Zeit aufzählt, sind Freigelassene, z. B. Verrius Flaccus, der erste Verfasser des gelehrten römischen Festkalenders, Hyginus, der Vorsteher der palatinischen Bibliothek u. A. m. Gerade dies aber bewahrte die römische Dichtkunst dieser Zeit vor dem Abwege, auf den die alexandrinische gekommen war, und liess die Entwickelung mythologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit bei ihr nicht als Zweck sondern nur als Würze und Verzierung der poetischen Darstellung erscheinen. Ausserdem dichteten die Alexandriner in einer dem Alterthume abgeborgten Sprache, die Römer in der Sprache ihrer Zeit, die Natur und Leben athmet. Jene sind Grammatiker, die nur immer zu zeigen suchen, dass sie die Form inne haben, die Römer nur Gebildete: und obschon zur Bildung auch Gelehrsamkeit gehört, so ist doch die Dichtung selbst Inhalt und Zweck, die gelehrte Zuthat äussere Form. So gewannen die römischen Dichter mehr Freiheit und Spielraum als ihre Muster selbst.

Dass im Uebrigen aber die alexandrinischen Muster unendlichen Einfluss auf dies Zeitalter übten, lässt sich nicht in Abrede stellen. Schon Catullus, mit dem man die aurea aetas beginnen kann, zeigt sich mehrfach als blossen Uebersetzer: selbst die spielende Manier seiner kleineren Gedichte, wodurch er der Schöpfer des römischen Epigramms geworden ist, ist ganz in der Weise jener alexandrinischen Tändeleien und Bildchen, von welchen die griechische Anthologie zahlreiche Beispiele gibt. Ebenso ist die Liebeselegie eines Tibullus, Propertius, Ovidius nur die getreue Nachahmung der von Kallimachos und Philetas ausgebildeten Gattung, und die Eclogen des Virgilius, wenn auch mit zahlreichen Anspielungen auf seine Zeitverhältnisse

untermischt, beruhen doch ganz auf dem Grunde der theokriteischen Bucolica; und wenn wir für seine Georgica ebensowenig wie für Ovids Metamorphosen und Fasten bestimmte Vorbilder vergleichen können, so gehören doch alle drei ganz der alexandrinischen Richtung an, die Meisterschaft poetischer Technik und Routine an Gegenständen zu beweisen, die an sich nur der prosaischen Behandlung fähig schienen.

Weit entfernt aber die Römer deshalb als Nachtreter den Alexandrinern nachzustellen, kann man ihre Poesie vielmehr nur als ihre Fortsetzung und Vollendung betrachten, worin die Classicität der Form, der jene mit geistloser Kleinlichkeit nachgetrachtet hatten, die Weihe des Geistes und Genies erhielt. Jene Verstandesreflexion, worauf eigentlich die strenge Regelrichtigkeit und Vollendung der Form beruhte, konnte in Griechenland, dessen Lebensprincip die geniale Freiheit der Idee war, nur als eine Entartung und als ein Versinken des ehemaligen Nationalgeistes erscheinen und daher nie lebenskräftig, sondern nur in der Form todter Reminiscenz und theoretischer Abgemessenheit wirken. In Rom, wo die Verstandesthätigkeit vom Anfang an im Geiste des Volkes begründet lag und als dessen wahres Lebensprincip betrachtet werden konnte, musste sie selbst die ästhetische Form praktisch beleben, sobald die Umstände sie nöthigten ihre Kräfte, von der Beschäftigung mit der Sache weg, der Form zuzuwenden. So wenig man daher der römischen Poesie das Prädicat einer Verstandespoesie absprechen kann: so muss man doch auf der anderen Seite behaupten, dass dies allein das wahre Element der römischen Poesie sein konnte.

Die ältere römische Poesie war nur Prosa in rhythmischer Form: denn der Rhythmus allein macht noch keine Gedichte. Die Griechen aber hatten eine Poesie geschaffen und daraus die Kunstform abstrahiert, und diese Kunstform wandten die Römer wieder an und verjüngten sie, als sie schon in theoretischer Nachahmung zu versinken drohte. Die griechische Poesie ist eine unmittelbare, die römische eine vermittelte, vom Verstande aufgefasste. Das ganze griechische Leben hat einen theoretischen Charakter: in seiner unmittelbaren lebendigen Gestalt nimmt es die Form des Ideales an, indem es aus dem Gemüthe hervorgeht: sobald es aber aus dem Verstande hervor-

geht, wird es rein wissenschaftlich und verliert die Kraft zur Hervorbringung; in Rom dagegen herrscht durchgängig ein praktischer Charakter. Was also die Griechen mit grosser Anstrengung theoretisch aufgestellt haben, geht jetzt wieder ins praktische Leben über. Die Kunstform ist bei den Alexandrinern wie abgestorben; erst in Rom erhält sie neues Leben und damit wieder poetischen Charakter; denn jedes frische Leben ist zur Poesie geeignet, selbst das Verstandesleben, des römischen Verstandeslebens höchste Blüthe aber fällt unter Augustes. Alexanders Eroberungen hatten nicht belebend gewirkt: sie waren selbst nur Folge der Ausartung und fanden daher auch keine Dichter. Augusts Weltreich dagegen war die Culmination des Römergeistes. Gerade so lange die praktischen Verhältnisse des öffentlichen Lebens den Geist ausschliesslich in Anspruch genommen hatten, hatte sich die Poesie nicht so rein entwickeln können und war daher wesentlich mit der Entstehung der Alleinherrschaft verknüpft, welche den Geist auf seine individuelle Sphäre zurückwies und ihn den Gegenstand seiner Beschäftigung entweder aus dem Reichthume des subjectiven Lebens, das sich jetzt immer ungestörter entfaltete, oder aus dem Schatze der Erinnerung nehmen liess, der jetzt gerade am Ende einer grossen Periode in frischer Abgeschlossenheit vor seinen Blicken lag.

Am grössten und originellsten zeigt sich daher die römische Poesie in der verständigen oder objectiven Darstellung des subjectiven Lebens, in der Satire und Epistel des Horatius, welche eben ihrem ganzen Charakter nach der griechischen Literatur durchaus unbekannt ist. Weniger bedeutend und originell ist sie schon in der subjectiven oder gemüthlichen Darstellung des subjectiven Lebens, in der lyrischen Poesie: sie kann sich nie ganz von dem Verstande los machen, um die Zartheit der griechischen Lyrik zu erreichen. Am vollendetsten ist sie noch in der Ode des Horatius, die zwar da, wo sie Alkaios oder Sappho wiedergibt, nur in untergeordnetem Range erscheint, in sententiösen Dichtungen aber nicht selten bis zu Pindarischer Höhe hinaufsteigt. Noch eine Stufe niedriger steht die römische Literatur in der objectiven Darstellung objectiven Lebens, in der

epischen Poesie, deren dichterischer Werth einzig in der Behandlung der Form liegen konnte und von deren sämmtlichen Erzeugnissen daher nur die Aeneide des Virgilius auf die Nachwelt gekommen ist, während z. B. Varius [11]) und Rabirius untergiengen, deren Gedichte, so sehr sie auch von den Zeitgenossen gerühmt werden, doch nur durch ihren Stoff ein Zeitinteresse gehabt zu haben scheinen. Endlich die subjective Darstellung objectiven Lebens, die dramatische Poesie, unter deren verlorenen Erzeugnissen der Thyestes des Varius und die Medea des Ovidius am berühmtesten waren (dial. de orat. 12. Quint. X, 1, 98), scheint sich bei dem gänzlichen Mangel an Uebereinstimmung mit dem Geiste der Wirklichkeit durchaus in der Leerheit rhetorischer Floskeln bewegt zu haben und mehr zur Lectüre der Gebildeten als zur Aufführung vor dem Publicum bestimmt gewesen zu sein, dessen überreiztem und grobsinnlichem Geschmacke die Pantomime [12]) als stummer aber um so bewegterer Ausdruck der Leidenschaft weit angenehmer sein musste. Wie man in Griechenland in der späteren Zeit die Worte der lyrischen Poesie, die sich ohnehin nach der Musik hatten bequemen müssen, wegliess und ψιλὴν μουσικὴν aufführte, so liess man in Rom nach und nach den cantor weg, so dass nur noch die Gesticulationen des actor übrig blieben.

§. 69. Die Hauptstadt und das Leben in derselben unter Augustus [1]).

Bei dem grossen Theile des Volkes, dessen Individualität sich nicht durch geistige Auffassung adelte, musste dies ungestörte Hervortreten der Subjectivität in die gemeinste Genusssucht ausarten, die um so unnatürlicher und empörender erscheint, je bewusster und systematischer sie sich

---

[11]) über Caesars Tod und über die Thaten des Augustus. Weichert, de Lucii Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus, Grimma 1836.

[12]) Grysar in W. Rh. Mus. II, S. 37. Ersch u. Gruber Encycl. s. v. Pantomime. Selbst Maecenas war ein leidenschaftlicher Verehrer derselben.

[1]) Becker, Gallus, römische Scenen aus der Zeit Augusts. 2. Aufl. v. Rein, Leipzig 1849.

äussert. Die Gastronomie hat Horaz in mehreren Satiren geschildert; und in Beziehung auf Ausschweifungen in der Liebe kann Ovids ars amandi als ein um so unverfänglicheres Zeugnis betrachtet werden, als es ihm um seinen Gegenstand vollkommen Ernst ist. Die Heiligkeit der Ehe [2]) hatte zwar schon in der vorhergehenden Zeit einen heftigen Stoss erhalten (s. S. 83), indem sie aus einer religiösen Verbindung allmählich eine rein bürgerliche geworden war und die Ehescheidungen oft nur aus Rücksichten der Familienpolitik vorkamen (Lucan. II, 330). Aber erst in der letzten Zeit war Ehebruch in Folge der allgemeinen Sittenlosigkeit auf die Höhe gestiegen, wie wir ihn unter Augustus erblicken, wo sich die schamloseste Wollust mit der schnödesten Gewinnsucht verband (Hor. Od. III, 6). Ueberhaupt war es eine Folge jener schlaffen Genusssucht aller Stände, sowol dass die unrechtmässigsten Erwerbsmittel gesucht wurden als dass ernste Thätigkeit immer mehr abnahm (Juven. III). Selbst der Handel blieb meist Fremden überlassen und nur in den Landstädten, wo noch die alte Nüchternheit und Frugalität herrschte und meistens die Rauheit ausgedienter Soldaten den Ton angab, wurde noch Ackerbau getrieben. Der Pöbel der Hauptstadt, dessen Zahl unter Augustus 200000 überstieg, lebte von den Kornvertheilungen der Kaiser, gab aber auch an Genusssucht den Vornehmen so wenig nach, dass die öffentlichen Spiele allmählich förmlich Bedürfnis und ebenso gut wie die Verproviantierung der Hauptstadt Gegenstand polizeilicher Sorgfalt werden mussten. Räuberbanden beunruhigten selbst die nächsten Umgebungen Roms und mit welcher Grausamkeit die Bettelei ins Grosse getrieben wurde, sieht man aus Senec. controv. V, 33. Auch nur eine feinere Art von Pöbel waren die Clienten der vornehmen Römer, deren Geschäft darin bestand, schon vor Tagesanbruch in das Haus des Patrons ad salutandum zu kommen, bei seinen Ausgängen sein Gefolge, bei seinem öffentlichen Auftreten sein beifallklatschendes Auditorium zu bilden, wofür sie Geldgeschenke (sportulae), Einladungen zu Tische, Kleidung u.s.w. erhielten, wie die geschäftigen Müssiggänger (ardeliones), die

---

[2]) Passow, Leben und Zeitalter des Horaz p. LXXXII.

zwar zu jeder Dienstleistung bereit waren, aber ohne einen bestimmten anderen Lebenszweck als augenblickliche Beschäftigung und Sicherung ihrer Existenz zu haben [3].

Was die Vornehmen selbst betrifft — denn von einem eigentlichen Mittelstande kann in Rom nicht die Rede sein — so war ihre einzige ernste Beschäftigung die gerichtliche Vertheidigung Angeklagter. Auch diese aber würdigten sie zum Mittel des Gelderwerbes herab, so dass Augustus sich veranlasst sah, die alte lex Cincia, ne quis ob caussam orandam munera acciperet, mit geschärften Strafbestimmungen zu erneuern (Dio C. LIV, 10). Doch war dies unerheblich gegen den Wucher des Speculationsgeistes, die Entreprisen (redemptiones operum publicorum) und die Erbschleicherei (Hor. Sat. II, 5. Epp. I, 1, 77). — Religiöser und moralischer Rücksichten zu spotten lehrte die Zeitphilosophie selbst: bei den Ständen, wo diese nicht wirksam war, diente der Aberglaube dazu, die Regungen des Gewissens zu beschwichtigen und bot selbstsüchtigen Zwecken nur immer neue Nahrung dar. Namentlich war dies mit den mancherlei Mysterien und Weihungen, der chaldäischen Sterndeuterei und den verschiedenen Arten orientalischer Religion der Fall, welche bei den aus allen Gegenden des Erdkreises nach Rom zusammenströmenden Menschenmassen immer häufiger wurden [4], so dass schon im J. 53 v. Chr. der Staat sich genöthigt gesehen hatte, einen Isistempel niederreissen zu lassen: wenige Jahre nachher aber wurde von den Triumvirn sogar ein Isistempel auf öffentliche Kosten erbaut. Die einzige Beschränkung für solche religiones peregrinae war die, dass sie stets ausserhalb der Stadt bleiben mussten. Freilich zeigte sich wol in dieser Hinneigung zu fremden Culten auch das Gefühl der Nichtbefriedigung bei dem alten nüchternen Polytheismus, der durch seinen Misbrauch zu politischen Zwecken ganz herabgewürdigt war, und eine allmähliche Hinneigung zum Monotheismus [5]: doch war es eigentlich mehr der mystische

---

[3]) Senec. de brev. vit. 14, de tranq. animi 12. Martialis schildert sich als derartigen Menschen, und auch Horatius scheint zu ihnen gehört zu haben, ehe er sein Gütchen geschenkt bekam.

[4]) Ambrosch Studien S. 46.

[5]) So machte auch das Judenthum viele Proselyten.

Anstrich jener vorderasiatischen und ägyptischen Religionen, der der überreizten Phantasie reichliche Nahrung bot, und der geheimnisvolle Zauber orientalischer Gebräuche, was den Römer damals so oft zum Werkzeuge der Gewinnsucht betrügerischer Gaukelpriester machte.

Soviel Gerechtigkeit muss man allerdings Augustus widerfahren lassen, dass er dieser Sittenlosigkeit, soweit es durch Gesetze möglich war, zu begegnen suchte (Suet. Aug. 34). Er beschränkte den übermässigen Aufwand, setzte den Freilassungen Grenzen, durch welche die Zahl der niedrigen Volksmasse vermehrt wurde (Dio C. LV, 13), strafte Sittenlosigkeit und Ehebruch und setzte sogar durch die lex Julia de maritandis ordinibus Belohnungen für Verheirathete und namentlich für solche Ehepaare aus, die drei oder mehr Kinder hatten, — Belohnungen, die später durch die lex Papia Poppaea noch vermehrt wurden [6]. Doch genügte Augustus selbst seinen Gesetzen keinesweges und konnte ihnen auch nicht einmal in seiner eigenen Familie Achtung verschaffen: seine eigene einzige Tochter sah er sich genöthigt ihrer Sittenlosigkeit wegen auf die Insel Pandataria zu verbannen, und obschon er durch seine Stiefsöhne und Enkel den Mangel eigener männlicher Nachkommenschaft zu ersetzen glaubte, so hatte er doch das Unglück, sie alle bis auf Tiberius vor sich sterben zu sehn.

Darin bietet jedoch diese Zeit ein erfreulicheres Bild, dass mit dem Umschwunge, der die ganze Grösse des Staates in die Hände eines Einzigen legte, sich auch der Privatluxus wieder dem öffentlichen Besten und der Verherrlichung des Ganzen zuwendete. Schon Caesar hatte die grossartigsten Pläne zu diesem Zwecke gefasst, war aber durch den Tod unterbrochen worden. Sein Geist gieng nun auf seinen Nachkommen über (Dio C. XLIII, 49. XLIV, 5. Suet. Caes. 44): der Kaiser sorgte nur für sich, indem er für das Ganze sorgte. Ja selbst den Privatmann musste sein eigenes In-

---

[6] Dio C. LIV, 16. LVI, 10. Heinecc. syntagma I, 25, 7. Wenck, opusc. acad. p. 231. Gitzler, quaestt. juris Rom. de lege Julia et Papia Poppaea, Halle 1835, Breslau 1835. Klenze, Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswiss. VI, S. 66—70. Leipz. Repert. 1843, III. S. 12.

teresse antreiben durch öffentliche Werke sich dem zu empfehlen, von welchem jetzt sein Schicksal und seine Ehre abhieng. So theilte sich Augustus mit seinen Freunden in die Wiederherstellung der Heerstrassen Italiens und übernahm selbst die via Flaminia (Dio C. LIII, 22). Sein Beispiel rief einen edlen Wetteifer in der Verschönerung der Stadt hervor. Statilius Taurus erbaute (31) das erste stehende Amphitheater [7] (Dio C. LI, 53), Balbus (13) ein Theater, Asinius Pollio das Atrium der Libertas mit einer öffentlichen Bibliothek (S. 133. Suet. Aug. 29). Vor Allen aber zeichnete sich Agrippa [8] aus, bei dem sich überhaupt die uneigennützigste Anhänglichkeit an Augustus mit der grossartigsten Sorgfalt für das Gemeinwohl und dem edelsten Bürgersinne vereinigte. Bald nach seinem Siege über Sextus Pompejus erbot er sich freiwillig zur Aedilität und liess auf eigene Kosten alle öffentlichen Gebäude herstellen und die ungeheuren Kloaken reinigen, und verschönerte den bereits von Caesar ausgebauten Circus maximus (Dio C. XLIX, 43. Plin. N. H. XXXVI, 34, 1). Schon im Jahre 35 hatte er die aqua Julia nach Rom geleitet und mit den von ihm ausgebesserten aquis Marcia und Tepula zu einer Leitung vereinigt; dreizehn Jahre später legte er noch eine neue an, die aqua Virgo, und verband damit die ersten grossen öffentlichen Bäder (tabernae Agrippae) auf dem Marsfelde in der Nähe des Pantheons, das irriger Weise von Manchen für einen Theil derselben gehalten worden ist. Dieses von Agrippa ebenfalls erbaute Pantheon, ein Tempel des Jupiter Ultor (Plin. XXXIV, 7: XXXVI, 24. Dio C. LIII, 27), gehörte ebensowenig zu jenen Bädern als die andern Werke Agrippas in jener Gegend: die Halle des Neptunus [9] oder der Argonauten, das Diribitorium, die Septa Julia, die man zusammen die monumenta Agrippae nannte und die sich insbeson-

---

[7]) Aus dessen Schutt und Ruinen soll der jetzige Monte Citorio entstanden sein.

[8]) Frandsen, Agrippa S. 138. Hirt in Wolfs Mus. I. S. 153. 233. Raoul-Rochette, Rev. archéol. 1852 p. 170.

[9]) Hiervon ist der porticus Europae zu unterscheiden, den Agrippas Schwester erbauen liess und in welchem sich auch wahrscheinlich die geographischen Wandgemälde befanden (S. 132. Frandsen S. 162).

dere in architektonischer Hinsicht durch den kunstreichen Bau der Dächer auszeichneten (Dio C. LV, 8). Alle diese Werke vermachte Agrippa bei seinem Tode (12 v. Chr.) theils dem Kaiser, theils dem Volke; als später die Comitien nicht mehr auf dem Marsfelde gehalten wurden, wurde aus der Septa ein Bazar für Modewaaren.

Augustus selbst blieb übrigens hinter seinen Freunden nicht zurück und verwendete seine Macht insbesondere auf Verschönerung und Sicherung seiner Stadt im Allgemeinen, so dass er sich rühmen konnte, die Stadt, die er von Backsteinen vorgefunden, von Marmor zu hinterlassen (Suet. Aug. 28). Dies war um so leichter, als man gerade damals durch die Entdeckung der Marmorbrüche von Luna der Nothwendigkeit das Material aus der Fremde zu beziehen überhoben war. Auch musste man jetzt auf festeres Gestein bedacht sein, weil ein Gesetz verbot (Plin. N. H. XXXV, 49) die gemeinschaftlichen Häusermauern dicker als anderthalb Fuss zu machen, die Häuser aber jetzt der zunehmenden Bevölkerung wegen sehr in die Höhe wuchsen [10]) und daher häufigen Einstürzen ausgesetzt waren. — Gegen die Feuersbrünste, die den sonst so einträglichen Häuserbesitz zu einem sehr unsicheren Capital machten (Gell. XV, 1. Juv. III, 9), errichtete Augustus eine Löschmannschaft [11]) aus Freigelassenen und theilte ausserdem zur leichteren Beaufsichtigung die ganze Stadt in vierzehn Regionen und diese wieder in vicos, deren jedem vier vicomagistri vorstanden. Ueber jede Region selbst war ein Prätor, Aedil oder Tribun [12]) gesetzt: das Ganze aber stand unter dem praefectus urbi [13]), der von Augustus als stehende Magistratur wiederhergestellt wurde und dann auch die curatores viarum, operum publicorum, aquarum, alvei Tiberis u.s.w., insbesondere aber auch die cohortes urbanas und cohortes vigilum unter sich hatte, die Sicherheits-

---

[10]) Augustus verbot deshalb wenigstens an der Strasse die Häuser höher als 70 Fuss zu bauen. Strab. V, 235.

[11]) Heubach, de politia Romanorum et veteris urbis Romae, Göttingen 1791.

[12]) später seit Severus Alexander ein Consular (Ael. Lamprid. c. 33.)

[13]) Drakenborch, de praefectis urbi ed. Harless, Berlin 1787. Er hiess auch custos urbis, Ruhnken ad Vell. Pat. II, 98.

und Nachtwache, deren Anführer (praefecti vigilum) an die Stelle der bisherigen tresviri nocturni traten.

Was die einzelnen Gebäude des Augustus betrifft, so vollendete er das von Caesar begonnene forum Julium und fügte eine cura Julii und ein templum divi Julii hinzu. Ausserdem legte er ein eigenes Forum Augusti an, dessen Hauptzierde, wie bei dem des Caesar der Tempel der Venus Genitrix, ein Tempel des Mars Ultor war, zum Andenken an die von den Parthern zurückgegebenen Feldzeichen des Crassus (S. 129. Dio C. LIV, 8). Er baute ferner den Tempel des Jupiter Tonans, vollendete das Theater des Marcellus, die Säulengänge der Livia, der Octavia, des Cajus und Lucius Caesar (Suet. Aug. 29), stellte die abgebrannte Basilica des Aemilius Paulus und den Tempel [14]) des Quirinus wieder her (Dio C. LIV, 19. 24), liess die ersten Obelisken aus Aegypten nach Rom bringen u. dgl. m. Namentlich aber verdient sein eigenes Haus — früher Eigenthum des Hortensius — auf dem palatinischen Berge Erwähnung, von welchem es den Namen Palatium erhielt: auch später als Pontifex Maximus vertauschte er es nicht mit der alten Amtswohnung des Oberpriesters, der Regia, sondern überliess diese den Vestalinnen zu ausschliesslichem Gebrauche. Das Prachtvollste dabei war der mit dem Palaste verbundene Tempel des palatinischen Apollo mit seinen Säulengängen und Vorhalle: denn der kaiserliche Palast war damals (Suet. Aug. 72) noch keineswegs glänzend.

Freilich waren der beste Schmuck des Palatiums und seiner Tempel immer noch Werke alter griechischer [15]) Künstler. Doch rief nach und nach bereits die Nachahmung der griechischen Werke eine gewisse Productivität im edlen Kunststile hervor, wovon die Gemmen des Augustus, namentlich die grossen Kameen aus dieser Zeit, und die Münzen Zeugnis abgeben [16]): für die Steinschneidekunst kann sogar diese

---

[14]) dessen 76 Säulen später auf die Zahl seiner Lebensjahre gedeutet wurden.

[15]) Ob die Künstler, die nach Plin. XXXVI, 4, 11 das palatinische Haus der Caesaren mit Statuen füllen, schon unter Augustus fallen, ist wenigstens ungewis. Thiersch Epochen S. 329.

[16]) Müller Arch. S. 225. 231.

Zeit nach dem was von Dioskorides berichtet wird, für classisch gelten. Freilich mussten die Künstler, welchen die römische Welt keinen anderen Stoff bot als die griechische, Nachahmer bleiben und ihre ganze Geschicklichkeit konnte nur in der Art und Weise liegen, wie sie die schon in der vorhergehenden Periode aufgestellten theoretischen Regeln der Technik wieder praktisch anwenden. So haben wir in der Kunst die ähnliche Erscheinung wie in der Literatur dieser Zeit.

§. 70. Die Kaiser des ersten Jahrhunderts [1]).

Wie wenig das Werk des Augustus nur die Schöpfung seines eigenen Talents gewesen, wie tief es vielmehr in dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit begründet war, mit welcher Geschicklichkeit und richtiger Würdigung der Verhältnisse auf der anderen Seite der Schöpfer der Monarchie dies erkannt und zur Befestigung seiner Macht benutzt hatte, trat am deutlichsten nach seinem Tode hervor, durch den die Monarchie in Hände kam, die ohne den gänzlich umgewandelten Charakter des römischen Volkes und ohne die Heiligkeit, welche der Namen des Augustus auch über die entferntesten Mitglieder seiner Familie verbreitete, eine usurpierte Herrschaft nicht aufrecht zu halten vermocht haben würden. Es war eine natürliche Folge der Neuheit der Monarchie, die noch keine bestimmten Begriffe über ihre Zwecke für das Allgemeine zuliess, dass die, welche sich nicht wie der Gründer selbst in sie hineingelebt und sich ihrer zu bewussten Zwecken bedient hatten, sondern durch einen Glücksfall mitten in sie hinein versetzt worden waren, nichts als die persönliche Vollgewalt in ihr erblickten, von welcher dann Jeder den Gebrauch machte, den seine Individualität und seine Neigungen mit sich brachten: Tiberius [2]) als ein

[1]) Prutz, de fontibus quos in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Neronis gestis auctores veteres secuti viderentur, Halle 1838. Madvig, Zeitschr. f. d. Alt. W. 1842, S. 300. v. Bosse, Jahns Archiv 1846, XI S. 457. Hoffmeister, Weltanschauung des Tacitus, Essen 1831 S. 31.

[2]) Tac. A. VI, 51. Rättig, Tiberius Nero Caesar im Verhältniss

blasierter Egoist, dem auch der längst ersehnte Thron keine Ruhe vor der menschenfeindlichen Angst und dem Mistrauen gab, das eine langjährige Verstellung in der gezwungenen Abhängigkeit von seinem Stiefvater seinem Charakter unauslöschlich aufgeprägt hatte, und dem nichts willkommener war als in gänzlicher Abgeschiedenheit nach einem unter Strapazen hingebrachten Leben seine grauen Haare durch die unnatürlichsten Ausschweifungen schänden zu dürfen: — Cajus Caligula [3]) als ein launenhafter Naturmensch, der in der Fülle der Jugendkraft seine regellos schweifende Phantasie in wenigen Jahren zu einer solchen Höhe des Wahnsinns steigerte, dass er seine eigene und des ganzen Volkes Ironie ward: — Claudius als ein schwachköpfiger Pedant, der sich in die Höhe seiner Stellung nicht recht zu finden wusste und sich seiner kaiserlichen Macht fast immer nur zur Unzeit erinnerte: — Nero [4]) endlich als ein verunglücktes Genie, dessen unverkennbar grossartiger Sinn durch die Unreife, in welcher er zur Regierung gelangte, zum Masslosen und Ungeheuren ausschweifte und in der allgemein verbreiteten Sittenlosigkeit nur die Aufforderung finden konnte, darin voranzugehn.

Soviel lässt sich überhaupt zur Entschuldigung der Caesaren sagen, dass nur sehr wenige ihrer Zeitgenossen sich einer gleichen Macht auf andere Weise bedient haben würden, wenn man sieht, wie ein Jeder an seinem Theile soviel Nutzen als möglich eben aus dieser Schwäche und Verworfenheit der Kaiser zu ziehn suchte. Tiberius argwöhnischer Charakter, der seiner eigenen Schlechtigkeit sich bewusst alle Verachtung fürchtete, welche er verdiente, hatte die berüchtigten Majestätsklagen aufgebracht, die Hunderten

---

zu der fürstlichen Familie, Wittenberg 1841. Jahns Jhrb. 1843, XXXVIII, S. 348. Wigand, Kaiser Tiberius, Berlin 1840. Sauppe in Schweiz. Mus. I, S. 135. Wiese, de vit. scriptoribus Romanis, Berlin 1840 S. 43. Paldamus in Jahns Jhrb. 1835, XV S. 87.

[3]) Suet. Cal. 37: nihil tam efficere concupiscebat quam quod effici posse negaretur.

[4]) Naudet, biographie de Néron, l'Institut 1843 p. 57. Dennhardt, Neronis defensionis a Reinholdo nuper tentatae partes quaedam in censuram vocantur, Erfurt 1841.

von Angebern Gelegenheit boten, jede noch so gleichgültige Handlung zur Befriedigung ihrer Rach- oder Habsucht zu benutzen (Suet. Tib. 58). Fielen auch diese zu Anfang jeder neuen Regierung als Opfer des allgemeinen Abscheus, so rief sie doch Caligulas und Neros Geld- und Blutgier wieder aufs Neue hervor. In den Beamten und Senatoren verband sich feige Todesfurcht und wetteifernde Ehrsucht zu einem empörenden Grade von Niederträchtigkeit, die nicht nur dem Kaiser, sondern auch jedem augenblicklichen Günstlinge desselben, wie Sejanus unter Tiberius (Dio C. LVIII, 3—5. Suet. Tib. 65) oder dem Freigelassenen Pallas unter Claudius (Plin. epp. VIII, 6) zu jeder Schmeichelei bereit stand und damit zeigte, wie jeder Regent, der die Macht gehabt, sich gleicher Sclaverei von ihnen hätte versehn können. Ja selbst die Besten wurden durch weichliche Genusssucht an allem ernsten Widerstande gehindert.

Dem Namen nach hatte sich die Macht des Senates [5]) noch keinesweges verringert, ja sie hatte sich sogar erhöht, insofern ihm Tiberius die Comitien d. h. die Wahlen ausschliesslich übertragen hatte (Tac. A. I, 15): Alles geschah unter der Form von Senatsbeschlüssen (Suet. Tib. 30), einem jeden neuen Kaiser wurde die Macht des Augustus erst förmlich durch einen Senatsbeschluss übertragen, der zugleich wie es scheint als lex curiata de imperio galt und daher die Sage von der Begründung der Kaisermacht durch eine lex regia veranlasst zu haben scheint [6]). Auch der Huldigungseid (jusjurandum in acta imperatoris) wurde an jedem ersten Januar erneuert (Dio C. LVII, 8) und alle ordentlichen Magistrate dauerten sammt ihren Functionen fort. Aber die gänzliche Unbestimmtheit der Kaisermacht neben allen diesen Formen benahm ihnen jede freie Thätigkeit. Selbst was die Rechtspflege betrifft, so untersagte bald der Kaiser, wie Caligula, sogar die Appellation an sich, bald zog er wieder, wie Claudius, Alles vor sein Forum (Suet. Claud. 14). Wenn auch der Senat eine Criminalgerichtsbarkeit ausübte, so ver-

---

[5]) Woltersdorff, über den Einfluss, welchen Tiberius auf die im Senate verhandelten Processe ausgeübt hat, Halberstadt 1853.

[6]) Ernesti ad Tac. II p. 859. Niebuhr I, S. 381.

bot ihm doch schon Tiberius, seine Urtheile ohne kaiserliche Bestätigung vollstrecken zu lassen (Dio C. LVII, 20). Da ferner dem Kaiser für Alles was er wollte eine bewaffnete Macht zu Gebote stand, so beschränkte sich die Selbstthätigkeit des Senates fast einzig und allein auf die Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen, welche mit solcher Uebertreibung gehäuft wurden, dass das Jahr für die Festtage und der Boden der Stadt für die Statuen keinen Raum mehr geboten haben würde, wenn nicht bei jedem neuen Regierungsantritte die dem Vorgänger erwiesenen Ehren abgeschafft und sein Andenken der Vergessenheit preisgegeben worden wäre.

Uebertreibung und Raffinement ist überhaupt in jeder Hinsicht der Charakter der Zeit. In ihrer Grausamkeit wie in ihrer Schmeichelei, in ihrer Pracht und Verschwendung wie in ihrer Ausschweifung und Wollust zeigt sich der Misbrauch der einseitigen kalten Verstandesrichtung, die, je weiter sie sich bis zur höchsten Unnatur steigert, desto mehr zur Dienerin der gemeinsten Triebe heruntersinkt, verbunden mit einem physischen Ueberreize, wie er bei einem Volke von solcher Lebenskraft und unter einem Zuflusse solcher Genüsse nicht ausbleiben konnte. Denn wie sehr auch Tiberius und Nero an unnatürlichen Ausschweifungen, Caligula und Vitellius an Schwelgerei alle ihre Unterthanen mögen übertroffen haben und grausame Mordlust gleichsam ein Privilegium der Kaiser heissen konnte, so bieten uns doch Senecas Schriften Belege der ganz allgemeinen Verbreitung einer Ueppigkeit und moralischen Versunkenheit, welche schon der ältere Plinius theilweise wieder als Antiquität betrachten konnte. Denn schon mit Galba und Vespasianus (Tac. A. III, 55) hörte theils wegen gänzlicher Regeneration der vornehmen Classe aus Landstädtern und Provinzialen theils wegen des mangelnden Beispieles von oben das Uebel nach und nach auf. Aber wenn es auch unter Domitianus noch einmal auflebte, so bieten doch selbst Juvenals und Martials Gedichte keine Beispiele einer solchen Steigerung, wie sie die Zeit der ersten Kaiser im Vergleich zur Zeit von Augusts Thronbesteigung gibt [7]).

---

[7]) Im Allgemeinen: Meiners, Gesch. des Verfalls der Sitten in

Von der Verachtung der Ehe und deren Folgen gibt Seneca (de benef. I, 9. III, 16) Zeugnis, die Allgemeinheit unnatürlicher Wollust beweist hinlänglich der Ausspruch bei Seneca exc. controv. IV praef. p. 415 Bip.: impudicitia in ingenuo crimen est, in servo necessitas, in libertino officium [8]), und ein schauderhaftes Gemälde der Prostitution sogar der Freigeborenen entwirft uns derselbe (quaestt. natt. VII, 31). Wie hoch das Bedürfnis der Sclaven gestiegen war, zeigt das Beispiel des Piso, der als Exilierter an zehn Sclaven nicht genug hatte (Dio C. LIX, 8). Die Pracht des Hausrathes, der Bäder u. dgl. stieg ins Unglaubliche. Es war dahin gekommen, dass förmlich die Nacht in Tag verwandelt wurde: nur kochheisse Gerichte und Getränke konnten den erstorbenen Gaumen reizen. Nicht mehr der Wolgeschmack sondern nur die Fülle, Seltenheit und Kostbarkeit musste einem Gastmahle Werth verleihen (Seneca epp. 122, quaestt. nat. IV, 13). Als Muster für alle kann Apicius [9]) gelten, der unter Tiberius als Meister der Leckerhaftigkeit berühmt war und als Theoretiker dem noch erhaltenen antiken Kochbuche seinen Namen gegeben hat. Mit welcher erfinderischen Industrie aber zugleich mit den Freuden der Tafel Unterhaltung und Augenweide von der grausamsten Lust an bis zur abenteuerlichsten Possenreisserei verbunden wurde, davon gibt ausser anderen (Senec. quaestt. nat. III, 17. 18) Trimalchios Gastmahl bei Petronius ein Zeugnis, dessen Sittengemälde, selbst wenn der Verfasser auch nicht jener berüchtigte arbiter elegantiae des Nero (Tac. A. XVI, 18) sein sollte, doch sicher dieser Zeit angehört. Es ist das zugleich ein Beleg, wie Emporkömmlinge und Freigelassene auch damals ihre neue Stellung am ausgelassensten zu benutzen pflegten.

Aber auch das niedere Volk nahm an dieser allgemeinen Unersättlichkeit und Verwöhnung Theil. Es geht das her-

---

der röm. Staatsverfassung, Leipzig 1782. Meierotto, Sitten u. Lebensart der Römer, II, S. 165. Ueber das weibliche Geschlecht Böttiger, Sabina, Leipzig 1806.

[8]) Ganze Harems schöner Pagen (paedagogia) und Verschnittener fanden sich in dem Hofstaate der Reichen (Senec. controv. V, 30 p. 349 Bip., Epp. 123. de tranquill. 1).

[9]) Dio C. LVII, 19. Athen. I, 12. Senec. cons. ad Helv. 10.

vor theils aus den Gesetzen, mit welchen die Kaiser wiederholt den Schwelgereien der gemeinen popinae Einhalt thun mussten (Suet. Tib. 34. Claud. 30. Nero 16), theils aus der stets gesteigerten Verschwendung, mit der dieselben auf die Unterhaltung des Pöbels, des einzigen Theiles der Nation, auf den ihre Willkür Rücksicht zu nehmen hatte, bedacht waren. Ausser den grossen Geldspenden (congiaria) bei ausserordentlichen Gelegenheiten wurden jetzt mit allen grösseren Spielen Auswerfungen (missilia) verbunden, welche Anweisungen auf allerlei Gegenstände des Luxus enthielten. Die Spiele selbst nahmen dabei einen immer ernsteren und wichtigeren politischen Charakter an. Die Vermehrung der Magistrate [10]) scheint hauptsächlich den Zweck der Vermehrung dieser Spiele gehabt zu haben, die zuweilen sogar der einzige Gegenstand amtlicher Thätigkeit waren (Tac. Agr. 6). In derselben Weise nahm auch die Zahl der Thiere, Gladiatoren, Wettrenner zu, die in den verschiedenen Spielen dem Volke vorgeführt wurden. Insbesondere aber steigerte sich das Interesse des Publicums für ausgezeichnete Schauspieler, Tänzer u. dgl. so sehr, dass die Bühneneifersucht bisweilen zu Parteiungen und blutigen Händeln im Volke führte und die Kaiser mehr als einmal sämmtliche Pantomimen die Stadt zu verlassen zwangen (Suet. Ner. 16. Plin. Pan. 46). Schon damals begannen jene Factionen des Circus, die später so unheilvoll für die Ruhe des Staates wurden [11]).

Wie sich hierin die unsinnigste Verschwendung der Zeit kund gibt, so endlich auch in den Bauwerken, die von den ersten Kaisern herrühren. Claudius war der einzige, der die ausserordentliche mechanische Kunst der Zeit zu wahrhaft grossen und nützlichen Werken verwandte und sich der ungeheuren Hilfsmittel an Geld und Menschen zum bleibenden Nutzen des Staates bediente. So sorgte er für den Hafen von Ostia, legte die beiden Wasserleitungen, aqua Claudia und Anio novus und den Emissar des lacus Fucinus

---

[10]) So wuchs die Zahl der Prätoren zuletzt auf 18.

[11]) color albus, russeus, venetus, prasinus. Wilken, über die Parteien der Rennbahn, Berlin 1829.

an [12]). Dagegen überboten Caligula und Nero alle Beispiele orientalischer Pracht, jener durch seine Brücke von Puteoli nach Bajä, dieser durch sein goldenes Haus, das über den palatinischen und esquilinischen Berg verbreitet den Umfang einer Stadt einnahm. Und wenn sich auch nicht leugnen lässt, dass Nero nach dem grossen Stadtbrande sehr viele zweckmässige Veränderungen traf, so waren doch diese mit dem Unglücke so vieler Tausende und dem Untergange so vieler Denkmäler der älteren Zeit viel zu theuer erkauft.

In dieser Zeit des Verfalles aller Stände erhielt nur der Soldatenstand im Ganzen noch altrömische Kraft, so dass gegen aussen noch nicht die Folgen der Zerrüttung der Hauptstadt fühlbar wurden und auch im Inneren wenigstens die Möglichkeit einer Regeneration blieb. Selbst der grössere Theil des Adels eröffnete seine Laufbahn durch Kriegsdienste: und wenn er auch nicht mehr von unten auf, sondern nach der von Claudius aufgestellten Rangordnung der Offizierstellen (Suet. Claud. 25) diente, während dem gemeinen Manne höchstens die Aussicht auf den primus pilus blieb, und wenn auch das Contubernium der Feldherrn in der Regel mehr schädliche als nützliche Einflüsse auf den jungen Mann ausübte, so entwickelte sich doch manches militärische Talent, sobald sich nur der äussere Anlass dazu fand. Allerdings hemmte die Trägheit und der Argwohn der ersten Kaiser nach Augustus jede kriegerische Auszeichnung; denn die Triumphalehrenzeichen, welche seit Agrippa an die Stelle der wirklichen Triumphe bei den Nichtkaisern getreten waren, wurden zwar mit sinnloser Verschwendung ertheilt, aber die eigentlichen Siege und Eroberungen hielten die Kaiser entweder ihrem eigenen Ansehen oder auch ihren politischen Zwecken für nachtheilig, wie namentlich Tiberius (Suet. 37. 52). So wurde der grösste Feldherr der Zeit, Domitius Corbulo, von Claudius verhindert seine Vortheile gegen die Germanen zu verfolgen (Tac. A. XI, 20). Nur mit Britannien wurde unter Claudius die Zahl der Provinzen vermehrt und trotz wiederholter Empörungen durch Suetonius Paulli-

[12]) Kramer, der Fuciner See, ein Beitrag zur Kunde Italiens, Berlin 1839.

nus unter Nero und durch Agricola unter Domitianus behauptet. Sonst bestand der Zuwachs des Reiches in dieser Zeit im Heimfalle der meisten Vasallenländer (S. 129). Armenien allein behielt seine eigenen Könige, deren Ernennung jedoch Nero erst nach hartem Kampfe mit den Parthern für Rom sicherte. — Indessen fehlte es trotz dieser Beschränkung der Thätigkeit rührigen Feldherrn nicht an anderen Mitteln, die Soldaten durch Bauten, Anlegung von Canälen u. dgl. zu beschäftigen. Oeftere Dislocationen und Veränderung der Sommer- und Winterquartiere sicherte vor Erschlaffung, und immer bewirkte schon die Strenge der Disciplin und das eigenthümliche Lagerleben bei der Länge der Dienstzeit einen Gemeingeist des Soldatenstandes im Gegensatze zu dem Bürgerstande, wodurch jener eine besondere Kraft erhielt.

Wenn aber alles dies die Soldaten einerseits zur sichersten Stütze des Thrones machte, so legte es auch andrerseits die Entscheidung über den Besitz desselben in ihre Hand. Die prätorianischen Cohorten hatten, nachdem sie unter Tiberius durch Sejanus in einem geschlossenen Lager vereinigt worden waren (Tac. A. IV, 2) bereits nach Caligulas Ermordung, als der Senat an Wiederherstellung der Republik dachte, die Fortdauer der augusteischen Dynastie entschieden. Seitdem erkaufte jeder neue Kaiser ihre Gunst durch ein Geldgeschenk (donativum). Aber auch die Legionen in den Provinzen hatten bereits unter Tiberius durch ihre Anträge an Germanicus und drohender noch unter Claudius durch den Aufstand des Furius Camillus Scribonianus in Dalmatien ihre Macht beurkundet. Nur die mechanische Strenge der Subordination und mehr vielleicht noch die wechselseitige Eifersucht hinderte diese von ihrer Macht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen. Sobald aber Galba [13]) einmal das Zeichen eines glücklichen Abfalles gegeben hatte, wurden fünf Männer das Opfer einer inneren Bewegung, ehe die Erschöpfung aller Streitkräfte dem Throne auf eine Zeitlang wieder Kraft und Festigkeit verlieh. Vindex in Gallien und Clodius Macer in Africa kamen schon in ihren eigenen Pro-

---

[13]) Ueber die Regierungszeit Gumpach in Heidelb. Jahrb. 1852 S. 698.

vinzen um. Galba aber gab sich durch die Besitznahme Roms den Händen der Prätorianer preis, die in Otho den Erben von Neros Geist erblickten. Erst als diese durch die germanischen Legionen des Vitellius und diese wieder durch die illyrischen und syrischen Truppen des Antonius Primus und Mucianus gefallen waren, konnte Vespasianus, dem Mucianus edelmüthig genug die erste Stelle einräumte, nach und nach allgemeine Anerkennung erhalten, welche ihm anfangs keineswegs gewis erschien (Dio C. LXVI, 11. Tac. Agr. 7).

Dass Vespasianus der Würdigste zum Throne war, geht schon daraus hervor, dass er an der Spitze des einzigen Heeres stand, das damals im activen Kriege begriffen war: es war das freilich nur der Krieg gegen das kleine Volk der Juden, aber der Fanatismus hatte diesen Kampf zu einem der hartnäckigsten gemacht und durch die endliche Bezwingung erhielt Vespasians Sohn Titus die gerechtesten Ansprüche auf Feldherrnruhm. Wenn auch nicht ganz mit Unrecht behauptet werden mag, dass die Regierung dieser beiden [14]) einen grossen Theil ihres Glanzes bloss dem Gegensatze zu der ihrer Vorgänger verdankte, so lässt sich doch nicht leugnen, dass wieder Ordnung in den Staatshaushalt zurückkehrte und es sich gleich im Voraus zeigte, von welcher Seite der Staat allein Heil zu erwarten habe.

§. 71. Kunst und Literatur im ersten Jahrh.

Die Kunst konnte, weil sie zur Dienerin des Luxus herabgewürdigt war, keine Fortschritte in dieser Zeit mehr machen. In den Resten von Pompeji und Herculaneum tritt bereits mehrfach der Verfall hervor, der namentlich die Architektur durch Schnörkeleien und Verzierungssucht traf. Aber auch in der Sculptur beurkundet sich der raffinierende Sinn der Zeit durch die erkünstelten Stellungen, namentlich auch die erotischen Symplegmen. Wenn sie aber trotz alledem

---

[14]) Cramer, D. Vespasianus sive de vita et legislatione T. Flavii Vespasiani imp. commentarius, Jena 1785. Heimbrod, T. Flavii Vespasiani Romani imperatoris vita in Jahns Archiv 1842, VIII S. 383 ff.

im Ganzen noch grosse Reinheit der Formen und edle Gefälligkeit bewahrt, so mag der Grund einfach darin zu suchen sein, dass sie schon in der vorhergehenden Periode sich vorzugsweise an die Nachahmung griechischer Muster gewöhnt hatte, ohne selbst eigentlich productiv zu werden. Insofern könnte selbst der berühmte Apoll von Belvedere dieser Periode angehören [1]), ohne darum den Namen irgend eines ausgezeichneten Meisters der Welt überliefert zu haben. Als origineller Künstler erscheint einzig Zenodoros, wenn er auch ganz der Richtung und dem Geschmacke der Zeit gemäss seine Hauptstärke in colossalen Statuen hatte (Plin. N. H. XXXIV, 7. 18).

Dagegen prägt sich in der Literatur des ersten Jahrhunderts n. Chr. ganz die überreizte Stimmung und raffinierte Gefallsucht aus, welche der Verwöhnung und Unnatur des Zeitalters entsprach und das charakteristische Merkmal der sogenannten silbernen Periode ist. Denn auch die Unregelmässigkeiten der Sprache und der Mangel an Reinheit in der Wahl der Wörter haben nicht minder als die Geschraubtheit des Periodenbaus und die Gezwungenheit der Auffassung und Darstellung der Gegenstände selbst ihren Grund nur in dem Haschen nach Neuem und Ungewöhnlichem, mochte nun der Schriftsteller seine Constructionen dem Griechischen nachahmen oder seine Worte einem Kreise entlehnen, aus welchem die ältere Zeit zu schöpfen verschmäht hatte, oder sich eigene Wortbildung erlauben, durch welche jedoch nur die Ausdrucksweise, nicht der Ideenkreis der Sprache selbst vermehrt wurde. Ein goldenes Zeitalter muss es dahin bringen, dass es alle Begriffe adäquat bezeichnen kann: die neuen Ausdrücke des silbernen entspringen nur aus Affectation oder aus Geistesträgheit, und dies ist der Grund, weshalb dasselbe keine Norm für uns sein kann.

Ueberhaupt war es eine natürliche Folge der Richtung der Zeit, dass sie ihr ganzes Streben wieder lediglich auf die Form richten musste Während die Schriftsteller des goldenen Zeitalters sich das Publicum nach ihrem Sinne ziehen konnten, standen die des silbernen nur mit ihrem Publi-

[1]) Thiersch, Epochen S. 312.

cum auf demselben Niveau und sollten und wollten es doch den Schriftstellern des goldenen Zeitalters gleich thun. So entstand eine misliche Stellung. Dinge, die sonst überrascht hätten, hatte sich das Publicum an den Schuhen abgelaufen und sein blasierter, überfeinerter Geschmack war eine Klippe, an der selbst die gesundesten Bestrebungen dieser Zeit scheiterten. Der Unterschied zwischen Schriftsteller und Publicum bestand nicht mehr im Besitz feinerer Waffen sondern nur in deren geschickterer Anwendung. Die allgemeine Verbreitung der Bildung zwang den Schriftsteller Alles was er sagen wollte, dem grössten Theile seines Inhaltes nach schon als bekannt vorauszusetzen. Er musste zu beleidigen und Anstoss zu erregen fürchten, wenn er seine Gedanken mehr als anzudeuten wagte. Daher rührt denn der zerhackte Stil an der Stelle der vollen numerösen Periode der ciceronianischen Zeit; um dann aber nicht trocken zu erscheinen, musste der Schriftsteller diesen Stil mit rhetorischen Künsteleien würzen. Aber auch das kam um so gesuchter heraus, als er die theoretische Kenntniss derselben gleichfalls bei seinen Lesern voraussetzen und also nur darauf bedacht sein konnte, in der unaufhörlichen und überraschenden Anwendung derselben seine praktische Meisterschaft zu zeigen und die Ueberlegenheit, die er im Inhalt nicht mehr hatte, wenigstens in der Form zu behaupten. Denn in geistiger Hinsicht war Stillstand: Neuheit der Form musste den Mangel an Ideen ersetzen (Senec. epist. 114. Dial. de orat. 37).

So wurde die Rhetorik Quelle und Mittelpunct aller literarischen Thätigkeit der Zeit [2]) und ihr Verfall, wie er im dialogus de oratoribus und von Petronius geschildert wird, zog die ganze Literatur mit sich zur Unnatur hinab. Zwar war die Redekunst damals noch die einzige Sphäre, in der sich auch eine praktische Thätigkeit äussern konnte: denn die gerichtlichen Verhandlungen sowie die des Senates gaben ihr reichen Stoff und selbst die Kaiser giengen darin mit ih-

---

[2]) Ernesti, de elocutionis poetarum latinorum luxuria, Beck. act. sem. reg. Lips. II p. 1. Bonnell, de mutata sub primis imperatoribus eloquentiae Romanae condicione, in primis de rhetorum scholis, Berlin 1836.

rem Beispiele voran (Tac. A. XIII, 3): aber je nothwendiger sie war, desto früher glaubte man sie einprägen zu müssen und so wurde sie Sache der Schule, deren drückenden Einfluss sie auch im Leben nicht mehr abstreifte. Auch der praktische Redner dachte sich die Richter und die übrigen Zuhörer immer als Kenner und Beurtheiler seiner Kunstfertigkeit und glaubte bei Weitem nicht so sehr die Sache berücksichtigen als bei jedem Anlasse die ganze Rüstkammer der Rhetorik entwickeln zu müssen. Daraus erklärt sich jene Monotonie, welche dem Stile des silbernen Zeitalters unverkennbar aufgedrückt ist. Möglich ist es allerdings, dass diese Richtung theilweise auch dem argwöhnischen Charakter der Kaiser ihren Ursprung verdankt habe, bei denen man weniger Anstoss zu erregen fürchten musste, wenn man die Form als wenn man die Sache ins Auge fasste. Diese Rücksicht lag auch unstreitig der Wahl der gezwungenen und unnatürlichen Uebungsthemata zu Grunde, wie wir sie aus den suasoriis und controversiis des älteren Seneca und den Declamationen des Quintilianus kennen lernen. Wie sehr aber eben dadurch schon die frühe Jugend den Anforderungen des Lebens und der Wirklichkeit entfremdet werden musste, liegt am Tage. Wenn die Knaben an solchen unnatürlichen Süjets ihre Kenntnisse erlangt hatten, so konnten auch später ihre rhetorischen Werke nicht anders sein [3].

Von eigentlichen Erzeugnissen der praktischen Redekunst aus jener Zeit besitzen wir freilich nichts mehr: doch genügt aus den angegebenen Gründen schon die übrige Literatur zur hinreichenden Charakteristik derselben, insbesondere die Reste der epischen und tragischen Poesie, die man sich gleichfalls auf den öffentlichen Vortrag vor einem gewählten gebildeten Publicum berechnet denken muss [4]. Welcher Geschmack hierbei von oben ausgieng, zeigt schon das Beispiel des Ti-

---

[3]) Pers. Sat. I. III. Senec. exc. contr. III praef. p. 399: pueri fere aut juvenes scholas frequentant. Hi non tantum disertissimis viris, quos paulo ante retuli sed etiam Ciceroni Cestium suum praeferrent nisi lapides timerent. Ueber Cestius Schlosser, univers. histor. Uebersicht III, 1 S. 392.

[4]) Weber, de recitationibus veterum poetarum Romanorum, Weimar 1829.

berius, der den geschraubtesten und dunkelsten Dichtern der alexandrinischen Periode wie Parthenios, Rhianos, Euphorion selbst vor Homer den Vorzug gab (Suet. Tib. 30). Dass Nero an allen Verirrungen des Zeitgeschmackes praktischen Theil nahm, ist bekannt. Und wenn auch die Schilderung in der ersten Satire des Persius zeigt, dass die erhaltenen Reste der Poesie dieser Zeit an Schwulst, phantastischer Leerheit und hohlem Wortgeklingel mit dem Untergegangenen in keine Vergleichung kommen können, so lassen doch die Tragödien, welche unter Senecas Namen auf uns gekommen sind, an declamatorischer Abgeschmacktheit und Phrasenmacherei nichts zu vermissen.

Dass unter den zahlreichen epischen Dichtern, welche Virgilius zur Nachahmung anfeuerte, einige poetisches Talent genug besassen, um nicht in dem allgemeinen Strome unterzugehn, war natürlich: namentlich wäre Statius einer besseren Zeit würdig gewesen als des unter Domitian, wo „die Kälte der äusseren Umgebung jeden Hauch seines Dichtergeistes nur in zierliche Eisblumen anschiessen liess". Nothwendig aber musste der Einfluss der Zeit auch den schönsten poetischen Wuchs verkrüppeln, so dass selbst Virgils Muster unter diesen Umständen nur schädlich wirken konnte. Die Nachahmung Virgils und Anderer gieng nicht bloss von untergeordneten Dichtern aus sondern auch von den hervorragenden, und darin unterscheidet sich die Poesie dieser Zeit wesentlich von der Prosa, die von Cicero und anderen Mustern nichts wissen will. Gerade in dieser Nachahmung erschöpft aber die Poesie ihre Kräfte: eine Erweiterung des Gebietes fiel Niemandem ein. Dazu kommt, dass man gerade die Schwächen der Vorbilder mit grammatischer und rhetorischer Erudition zu überbieten suchte. Und während man mit den von Virgilius zum Theil schon aus Homer entlehnten Episoden und seinen Effectstellen wetteiferte, übersah man die Trefflichkeit der epischen Anlage des Planes. So sinken die Gedichte des Lucanus und Silius Italicus zu versificierten Geschichtswerken herunter. Freilich ist es nicht unwahrscheinlich, dass mancher dieser Dichter wie z. B. Lucanus die epische Form nur als Deckmantel gebrauchte, um seine politischen Ansichten kund zu thun und zu verbreiten.

Denn für eigentliche Geschichtschreibung waren die Zeitverhältnisse sehr mislich und wer sich nicht wie Vellejus Paterculus zum entstellenden Schmeichler herabwürdigen wollte, musste das Schicksal des Cremutius Cordus (Tac. A. IV, 34) fürchten. Die Mehrzahl der historischen Aufzeichnungen beschränkte sich daher in dieser Zeit auf Zeitungsnachrichten, durch die acta diurna [5]), aus denen dann später wieder Werke wie das des Suetonius zusammengestellt wurden [6]), und auf Sammlungen von Anekdoten, wie die des Valerius Maximus, die lediglich zu Beispielsammlungen bei dem Gebrauche rhetorischer Arbeiten bestimmt war. Selbst die rhetorisierende Geschichtschreibung scheint verstummt zu sein, man müsste denn etwa Curtius in diese Zeit setzen wollen, was mindestens zweifelhaft ist.

Dagegen nahm die Philosophie an jener allgemeinen Affectation und Unnatur entschiedenen Antheil, sei es nun dass sie wie bei Seneca sich selbst in das Gewand rhetorischer Hohlheit kleidete und aus den Lehren der Stoa nur neuen Stoff zur Abwechselung und Bereicherung des rhetorischen Apparats entlehnte (Tac. A. XIII, 3. XIV, 52. Gell. XII, 2), oder dass sie sich in geflissentliche eigensinnige Opposition setzte und durch den Pedantismus der Schule auch für die billigen Anforderungen der Wirklichkeit verblenden liess. Dass es beide Richtungen zwar im Ganzen redlich meinten, ist gewis: aber das ist eben das Zeichen des allgemeinen Ueberreizes, dass sich selbst die Philosophie auf ein Extrem steigerte, wo auch ihre Wahrheiten nur in dem Gewande der Ostentation oder schülerhaften Befangenheit erscheinen. Selbst eine der edelsten Erscheinungen, Persius, dessen jugendlich reines Gemüth die Pflege des Stoikers Cornutus gegen den Gifthauch der Zeit geschützt hatte, trägt die Dunkelheit ihres Stiles und die Einseitigkeit der Schule an sich. Juvenalis hat die Welt hinter sich und sieht mit Hass und Ekel auf das Durchlebte zurück: Persius dagegen kennt das

---

[5]) Etienne, de Romanorum actis diurnis, Rinteln 1836. Lieberkühn, de diurnis Rom. actis, Weimar 1840. Le Clerc, des journaux chez les Romains, Paris 1838.

[6]) Schlosser, Archiv Bd. I. S. 80.

Leben zu wenig aus eigener Anschauung und beurtheilt es vielmehr nach der stoischen Philosophie, in der er aufgewachsen war. Bei Weitem mehr aber traten die Fehler noch bei denen hervor, die als Männer im Leben selbst zu wirken berufen waren. Ein förmlicher Fanatismus trieb die Stoiker durch muthwillige Freimüthigkeit die Verfolgungen der Kaiser zu provocieren. Und wenn auch der Tod des Paetus Thrasea (Tac. A. XVI, 22) und die Verbannung des Musonius Rufus und des Cornutus in Neros allgemeiner Willkür ihre hinlängliche Erklärung finden können, so zeigte doch Musonius seinen unpraktischen Sinn auch später unter den Stürmen des Bürgerkrieges (Tac. H. III, 81) und Neros Sturz schien für sie nur eine Aufforderung zu grösserer Opposition gegen das ganze monarchische System geworden zu sein, so dass sich auch Vespasianus endlich genöthigt sah, Thraseas Eidam Helvidius Priscus hinrichten zu lassen und die bedeutendsten Philosophen, unter denen sich namentlich Demetrius der Cyniker auszeichnete, zu verbannen (Dio C. LXVI, 12. 13). Ja selbst die berüchtigte Verweisung aller Philosophen unter Domitianus, die in der Satire der Sulpicia beklagt wird, erscheint, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, in einem milderen Lichte, obschon damals die stoische Philosophie durch Epiktetus ihren ruhigen Ernst wieder annahm und das Wiederaufleben philosophischen Geistes für die folgende Zeit vorbereitete. Denn eigentliche Wissenschaft war selbst unter jenen Stoikern von Profession nicht gediehen. Von ihrer eingebildeten ethischen Höhe sahen sie stolz auf alle Forschungen der Naturkunde und Geschichte herunter, wie das Seneca in seinen quaestiones naturales zeigt. Nur ein grober Materialismus, der sich in seiner Ansicht von Gottheit und Weltregierung an den Epikureismus anschloss, konnte die Gesundheit des Urtheils und die Nüchternheit des Geistes für ausgedehnte gelehrte Thätigkeit bewahren. Diese findet sich bei dem älteren Plinius, dessen Fleiss freilich in seiner Art auch mit zu dem übertreibenden Charakter der Zeit gehört (Plin. Epp. III, 5). Die Sammlung des gelehrten Stoffes ist für ihn Selbstzweck: sein Stil ist so rhetorisch als es der Gegenstand nur irgend zulässt und was er rhetorisch schreibt, hat er auch rhetorisch aufgefasst und gedacht. Aber

in dieser rhetorischen Schale ist doch ein brauchbarer Kern enthalten.

§. 72. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts bis zum Ausgange der Trajanisch-Antoninischen Dynastie.

Sobald Vespasians anderer Sohn Domitianus, der im Stadtleben aufgewachsen war, die Zügel der Regierung erhielt, begann die ganze Despotie der alten Caesaren aufs Neue und um so stärker, je fester sich schon durch die Länge der Zeit der monarchische Charakter der Regierung eingewurzelt hatte [1]). Domitianus durfte sich bereits Dominus nennen lassen, zehn Consulate hinter einander bekleiden und die Censur auf Lebenszeit annehmen. Sonst wiederholen sich bei ihm nur alle die Erscheinungen und Wirkungen der Vollgewalt auf ein gemeinsinnliches und überreiztes Gemüth, aber in Verbindung mit einer Charakterlosigkeit, die ihn einerseits viel mehr Nützliches als jene thun, andrerseits alle ihre Scheusslichkeiten in seiner Person vereinigen liess. In militärischer Hinsicht zeigte er sich nur höchst verächtlich: sein Feldzug gegen die Dacier machte ihn sogar an Decebalus zinspflichtig (Dio C. LXVII, 7). Doch würde auch seine Ermordung in dieser Hinsicht nichts gebessert haben, wenn nicht sein Nachfolger Nerva sich gezwungen gesehen hätte, dem Aufstande der Prätorianer, die durch Domitians Tod ihren Einfluss zu verlieren fürchteten, das grösste militärische Talent, das Rom damals besass, Trajanus als Mitregenten entgegenzustellen.

Mit diesem ersten Kaiser aus nicht-italischem Geschlechte beginnt eine neue Aera, die durch eine zusammenhängende Reihe von Adoptionen [2]) alle Vortheile der Erb- und Wahlmonarchie verbindet. Trajanus selbst und nach ihm Hadria-

---

[1]) Schilderung der Zeit des Domitianus bei Plin. Epp. VIII, 14. Panegyr. 48. Ueber seinen Luxus Mommsen, Abhandl. d. Leipz. Ges. d. Wiss. II, S. 275, Anm.

[2]) Tac. Hist. I, 16: finita Juliorum Claudiorumque domo optimum quemque adoptio inveniet: nam generari et nasci a principibus fortuitum nec ultra aestimatur: adoptandi judicium integrum; et si velis eligere, consensu monstratur.

nus vereinigten als geborene Hispanier die Mässigkeit der Provinzialen mit der militärischen Zucht und unter ihrer vierzigjährigen Regierung (98—117. 117—138) wuchs eine neue Generation heran, die sich allmählich zu grösserer Sittlichkeit gewöhnte. An eine Rückkehr zur Einfachheit der alten Zeit liess sich freilich nicht mehr denken, aber es hörte wenigstens die Leidenschaftlichkeit auf und es trat ein Stillstand ein, in welchem zwar die ererbte Prunksucht und Bequemlichkeit zur Gewohnheit und Modesache ward, eben darum aber keine Steigerung derselben mehr zu befürchten stand. Zudem bekam das Interesse der Zeit durch die Beispiele von oben eine ganz neue Richtung. Trajans Eroberungszüge, durch welche Dacien, Armenien und Mesopotamien römische Provinzen wurden und die Grenze gegen Parthien selbst bis über den Tigris hinaus erweitert wurde, können vielleicht in militärischer Hinsicht getadelt werden, da sie die Vertheidigungslinien des Reiches unverhältnismässig erweiterten: zur Belebung des Römergeistes waren sie inzwischen nöthig [3]).

War vielleicht Trajanus zu weit gegangen, so führte die Weisheit des Hadrianus auch hier wieder die rechten Schranken zurück, indem er die Verhältnisse zu den Parthern wieder auf den alten Fuss setzte. Ebenso war er auch in Germanien und Britannien mehr auf Sicherung als auf Erweiterung der Grenze bedacht. In Germanien scheint er (Ael. Spart. 12) die Befestigung des römischen Zehntlandes (limes agrorum decumatum), die allerdings schon früher vorhanden war (Tac. Germ. 29) vollendet zu haben [4]); in Britannien legte er den ersten sogenannten Pictenwall an, dem unter Antoninus Pius ein zweiter und unter Septimius Severus ein dritter folgte. Von eigentlichen Kriegen ist unter seiner Regierung nur der Aufstand der Juden unter Bar-Kôkab zu erwähnen, die er durch Verwandelung Jerusalems

---

[3]) Francke, zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen, Güstrow 1837. Thiersch, Politik und Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Religion unter Trajanus, Hadrianus und den beiden Antoninen, Marburg 1853.

[4]) Wilhelm, Germanien S. 303.

in eine Colonie unter dem Namen Aelia Capitolina gereizt hatte, wie er denn überhaupt zu unvorsichtig seinen Launen nachhieng und dadurch selbst die Gunst des Senates verscherzte. Doch erwarb er sich die grössten Verdienste um das Reich, hielt mit grosser Strenge die Kriegszucht aufrecht und umfasste alle Theile des Staates, den er selbst in allen Richtungen durchreiste [5]), mit so vollkommen gleicher Sorgfalt, dass er seinem Nachfolger Antoninus Pius die ruhigste Regierung bereitete, die Rom seit den ältesten Zeiten gesehen hatte (Paus. VIII, 689). Mit ihm hörte jedoch Rom auf, der eigentliche Mittelpunct des Reiches zu sein: es ist nur noch die grösste Stadt desselben. Wenn es auch noch die ausgezeichnetste ist, so erlischt doch der Glanz, mit dem es die Provinzen erleuchtet hat. Die Sonne geht unter und die Sterne treten mit ihrem eigenthümlichen Lichte hervor. Der Senat ist nicht mehr erstes Regierungscollegium sondern nur noch Municipalbehörde und hat auf das Reich selbst nicht mehr Einfluss als etwa im Mittelalter der Rath einer Wahl- oder Krönungsstadt.

In der mehr als zwanzigjährigen Ruhe, deren sich das Reich unter seiner Herrschaft zu erfreuen hatte, lassen sich freilich die Vorboten der nahen Erschlaffung nicht verkennen. Wenn auch die gefährlichen Kriege, die nach des Antoninus Tode ausbrachen, der parthische (162—165) und der grosse marcomannische (167—180), nicht ohne Ruhm und Glück für Rom beendigt wurden, so lässt sich doch kaum bezweifeln, dass ein Mann wie Avidius Cassius, dem man eigentlich den parthischen Sieg verdankte, der aber im J. 175 das Opfer einer unzeitigen Usurpation des Kaisertitels wurde, auf dem Throne noch mehr geleistet haben würde, als er als Feldherr leistete und als Antoninus Philosophus und dessen Mitregent Lucius Verus als Kaiser dem Reiche waren. Jener fiel, um das eine Extrem zu vermeiden, in das andere der allzugrossen Aengstlichkeit und Unfürstlichkeit. In Lucius Verus aber, dem Sohne des Lucius

---

[5]) Flemmer, de itineribus et rebus gestis Hadriani imperatoris, Kopenhagen 1836. Greppo, mémoire sur les voyages de l'empereur Hadrien et sur les médailles qui s'y rapportent, Paris 1842.

Aelius Caesar, der schon von Hadrianus zu seinem Nachfolger bestimmt war, aber durch seinen frühen Tod dessen Plan vereitelte, trat wieder auf das Deutlichste hervor, dass das Stadt- und Hofleben Roms keinen tauglichen Regenten mehr bilden konnte. Des Antoninus Sohn Commodus bestätigte dies durch seine Ausschweifungen zur Genüge. Erscheint auch die Charakterschilderung desselben bei Aelius Lampridius übertrieben und Dio Cassius als Augenzeuge glaubwürdiger, der ihn nur als schwaches Werkzeug seiner Umgebung darstellt, so dass er erst durch Gewohnheit grausam und schwelgerisch geworden wäre [6]: jedenfalls geht so viel daraus hervor, dass der kaiserliche Hofstaat, namentlich der praefectus praetorio, übermächtig geworden war und das Reich, sobald die Kaiser von Jugend auf unter den Händen dieser aufwuchsen, den gemeinsten Hofintriguen preisgegeben werden musste.

Ueberhaupt gestaltete sich in dieser Zeit ein Einfluss der näheren Umgebung des Kaisers auf die Regierung, durch den die alten republikanischen Einrichtungen immer mehr zu blossen Formen heruntersanken und die Staatsverwaltung dem monarchischen Geiste immer mehr angenähert wurde [7]. Freilich gereichte das, wenn ein Kaiser unselbständig war und sich leiten liess, dem gemeinen Wesen nicht zum Vortheile; aber es hatte seine grossen Vorzüge für die Einheit und Consequenz des Regierungssystems, sobald ein einsichtsvoller Regent an der Spitze stand. Dreierlei Einrichtungen müssen unterschieden werden: das geheime Cabinet, der Staatsrath und das Amt des praefectus praetorio. Das Cabinet bestand aus den Freigelassenen der Kaiser, die bei diesen wie bei Privatleuten die Geschäfte der Secretäre, Canzlisten, Rechnungsführer u. s. w. versahen und unter schwachen Regenten den grössten Einfluss übten, wie schon unter

---

[6] Es ist sogar nicht unmöglich, dass die Uebertreibungen, die Lampridius dem Marius Maximus nachschreibt, nur Renommistereien des Kaisers selbst waren, der (Lampr. 15) alle seine Thorheiten und Scheusslichkeiten selbst in die acta diurna einrücken liess.

[7] Aurel. Vict. epit. 14 (Hadrianus) sane officia publica et palatina necnon militiae in eam formam statuit, quae paucis per Constantinum immutatis hodie perseverant.

Kaiser Claudius Polybius a studiis, Narcissus ab epistolis, Pallas a rationibus (Suet. Claud. 28): die ausgezeichnetsten wurden in den Ritterstand erhoben (Plin. N. H. XXXIII, 8). Wenn auch kräftige Kaiser wie Hadrianus den Anmassungen derselben steuerten (Spart. 21), so sieht man doch aus solchen Stellen selbst das Ansehen, in welchem sie sogar im Verhältnis zu den ersten Würden des Staates standen. Der Staatsrath (consilium principis) war bereits von Augustus eingeführt worden, ohne dass er jedoch bisher förmlich organisiert oder zur Entscheidung der Geschäfte wesentlich gewesen wäre. Erst unter Hadrianus scheint er in Folge des ganz veränderten Geschäftsganges die feste Stellung erhalten zu haben, in der er sich später als „auditorium principis" findet [8]).

Wenigstens war es Hadrianus, der dem ganzen Gerichts- und Beamtenwesen eine andere Richtung gab, indem er nicht nur für Italien vier Consularen als Oberrichter bestellte, wodurch die alte Jurisdiction des Praetors ein Ende erhielt, sondern namentlich auch durch das Gesetzbuch, das er von Salvius Julianus unter dem Namen des „edictum perpetuum" verfassen liess [9]), die richterlichen Behörden ganz von der gesetzgebenden Gewalt der Kaiser abhängig machte. Dass die Statthalter schon früher in ihren Entscheidungen nicht mehr so selbständig wie ehedem gewesen waren, sehen wir aus dem zehnten Buche von Plinius Briefen. So bedurfte es jetzt eines stehenden Rathes, um den Kaiser in seinen vermehrten Arbeiten zu unterstützen und die constitutiones principum [10]) zu entwerfen oder zu begutachten. Von diesen gab es vier Arten: 1) edicta, kaiserliche Verordnungen aus eigenem Antriebe, 2) mandata, Instructionen für Beamte, 3) decreta, unmittelbare richterliche Entscheidungen der Kaiser und 4) rescripta oder epistolae, Antworten auf die Anfragen der Statthalter und anderen Beamten. Da diese Constitutionen nicht nur gesetzgebende Kraft hatten, sondern auch bei dem Aufhören der Senatsconsulte die einzigen Rechts-

---

[8]) Zimmern, Gesch. d. röm. Privatrechts III, S. 22.

[9]) Walter, Rechtsgesch. S. 451.

[10]) Brand, de Sctis et constitutionibus Hadriani, Leyden 1845.

und Gesetzesquellen wurden, so musste jener Staatsrath vorzugsweise aus Rechtsgelehrten zusammengesetzt werden. Diese juris consulti bildeten gleich den Philosophen schon seit den Zeiten des Augustus einen eigenen Stand und zerfielen auch gerade wie jene in zwei besondere Schulen oder Secten, die des Atejus Capito, welche conservativ am Alten festhielt, und die des Antistius Labeo, die ein stetes Fortschreiten mit der Zeit verlangte [11]. Jene hiessen auch Sabinianer oder Cassianer, diese Proculianer oder Pegasianer. Aus diesen Schulen giengen dann später die berühmten Begründer systematischer Rechtswissenschaft hervor unter Trajanus Javolenus, unter den Antoninen Gajus und unter Septimius und Severus Alexander Papinianus, Paullus und Ulpianus, nebst dessen Schüler Modestinus. Sie alle befanden sich theils im Rathe der Kaiser, theils waren sie sogar praefecti praetorio [12]. Denn seit der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts waren durch eine merkwürdige Veränderung diese ursprünglichen Commandanten der Leibwache eine förmliche Civilbehörde und als die zweiten Männer des Reiches selbst Stellvertreter der Kaiser geworden (Zosim. II, 32), so dass von ihren richterlichen Aussprüchen keine Appellation gestattet war. Severus Alexander fand sich (Ael. Lampr. 26) veranlasst, ihnen die senatorische Würde zu ertheilen, um nicht Senatoren von blossen römischen Rittern richten zu lassen. Näher lässt sich die Zeit dieses Ueberganges nicht bestimmen, doch ist die Vermuthung [13]) nicht unwahrscheinlich, dass es unter Commodus geschehen sei, dessen praefectus praetorio wenigstens factisch alle Gewalt in Händen hatte, während sie unter Marcus Aurelius noch als blosse Rathgeber erscheinen (Jul. Capitol. 4). Auch andere Geschäfte, z. B. die Sorge für das Getreidewesen (cura annonae) u. dgl. hatte jetzt der Praefect, für die Hauptstadt jedoch und ihre Umgebung bis zum hundertsten Mei-

---

11) Hugo, civilist. Magazin Bd. V, 1, S. 118. Dirksen, Beiträge zur Kunde des röm. Rechts, Leipzig 1825, S. 126. Rein, Criminalrecht S. 72.

12) Zimmern I, S. 236. 305.

13) Guthérius, de off. dom. aug., Leipzig 1672, II, 2 p. 322.

lensteine [14]) kam sowol Jurisdiction als annona dem praefectus urbi zu, der gleichfalls als unmittelbarer Repräsentant des Kaisers fungierte [15]).

Mit dieser Befestigung und Consolidierung des monarchischen Systems, wodurch die Kaiser nicht bloss auf den Genuss und die Bedürfnisse des Augenblicks angewiesen, sondern nach und nach aus dem Taumel der Herrscherlust zu ruhigem Bewusstsein ihrer Aufgabe und Stellung erweckt wurden, verknüpfte sich auch eine grössere Sorgfalt für Kunst und Wissenschaft. Bereits Vespasianus benutzte den ungeheuren Raum, den Neros Palast dem Privatgebrauche entrissen hatte, zu öffentlichen Bauten. Der Friedenstempel ward zugleich Sammlung von Büchern und Kunstwerken, welche leider der Brand unter Commodus weggerafft zu haben scheint (Herodian. I, 14), und das grosse Amphitheater, das Colosseum, steht noch jetzt als ein herrliches Denkmal der grossartigsten Architektur da [16]). Auch der Triumphbogen des Titus zeichnet sich durch seine architektonische Anlage und seine Sculpturen aus, wenn auch das römische Säulencapitäl, das sich hier zuerst finden soll, als eine unnütze Ueberladung den sinkenden Kunstgeschmack beweist. Wie die Sculptur blühte, zeigt noch jetzt die Gruppe des Laokoon, die nach Plinius dieser Zeit zuzuweisen ist, wie sie auch in den Ruinen der Bäder des Titus auf dem esquilinischen Berge gefunden worden ist [17]). Dass mehrere Verfertiger dieser Gruppe zugleich genannt werden, verräth allerdings eine Art von handwerksmässiger Routine in der Kunst.

---

[14]) Italien ausser Rom scheint in 4 Provinzen getheilt gewesen zu sein, Campanien mit Samnium, Apulien mit Calabrien, Lucanien und Bruttium, Etrurien und Umbrien, sonst aber hat keine neue Eintheilung des Reiches stattgefunden. Poinsignon, essai sur les provinces, p. 93. 85.

[15]) Drakenborch, de praef. urbi ed. Harless, Berlin 1787. Franke, de praefectura urbis, Berlin 1851. Frandsen, Agrippa S. 75.

[16]) Wagner, de Flavii amphitheatro, Marburg 1829—31.

[17]) Kephalides, I S. 87—93. Thiersch, Epochen S. 326. Ueber die Gründe sie dieser Zeit zuzuweisen s. Verhandl. der Darmstädter Phil. Vers. 1845 S. 50.

Auch Domitianus [18]) baute viel, theils zur Wiederherstellung dessen was die grosse Feuersbrunst unter Titus verheert hatte, theils aus eigenem Antriebe (Suet. Dom. 8. 13). Doch sank die Kunst unter den Antoninen schon wieder beträchtlich. Die Bildwerke an der Triumphsäule des Marcus Aurelius sowie auch die Bruchstücke seines Triumphbogens und gleichermassen die beiden Bögen des Septimius Severus zeigen bereits die ersten Spuren der typischen Steifheit, die sich allmählich bis zur byzantinischen Unbehilflichkeit erweiterte. Die Gemeinheit des Ausdrucks in den Gesichtern, die Unverhältnismässigkeit der Ober- und Unterkörper zu einander, die plumpe Behandlung der Gewänder, die hölzernen Stellungen der Figuren verrathen, dass auch die Kunst der geistlosen Manier anheimgefallen war, welche der Literatur dieser Zeit eigen ist; gerade wie sich auch die Bauwerke durch Ueberladung mit Zieraten auszeichnen.

Die eigentliche Blüthezeit der römischen Kunst [19]), in der sie einen ähnlichen Grad der Selbständigkeit erlangte wie die Literatur unter Augustus und die classische Correctheit der griechischen Kunst mit der eigenthümlichen römischen Kraft vereinigte, fällt zwischen Domitianus und die Antoninen, unter Trajanus und Hadrianus. Die Sculpturen an der Triumphsäule des Trajanus sowie die Münzen Hadrians und seiner Gemahlin Sabina und die erhaltenen Statuen seines vergötterten Lieblings Antinous [20]) liefern die sprechendsten Zeugnisse. Von den Bauwerken dieser Kaiser ist in Rom selbst nicht mehr viel erhalten: das Forum des Trajanus mit der durch Apollodorus erbauten basilica Ulpia [21]), womit auch eine bedeutende Bibliothek verbunden war, ist bis auf wenige Ueberbleibsel verschwunden; ebenso zeigt von dem Mausoleum des Hadrianus die Engelsburg nur noch die ungeheuern Mauern. Die beiden Kaiser beschränkten indessen

[18]) Von der Kunst des Erzgusses unter seiner Regierung zeugt die Beschreibung seiner Reiterstatue bei Stat. Silv. I, 1, mit der die noch jetzt stehende des Marcus Aurelius interessant zu vergleichen ist.

[19]) Bernhardy, griech. Lit. I, S. 508.

[20]) Levezow, über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums, Berlin 1808.

[21]) singularis sub omni coelo structura, Ammian. Marc. XVI, 10.

ihren Kunstsinn keineswegs auf die Hauptstadt allein, und wenn Trajanus zunächst nur für Italien thätig war [22]), so hinterliess Hadrianus überall Spuren seiner Prachtliebe. Namentlich wurde Athen Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt und lebte unter seinen Händen wieder soweit auf als es durch äussere Mittel möglich war. Auch das übrige Griechenland erfreute sich seiner Fürsorge. Pausanias Reisebeschreibung ist ein eben so redender Beweis von dem wiederhergestellten Interesse für die Kunstwerke des Alterthums, als des Philostratos Beschreibung der neapolitanischen Bildergallerie und des Lukianos Aetion die Fähigkeit der Zeit zum Analysieren schöner Kunstwerke bezeichnet, mochte auch allerdings die künstlerische Darstellung namentlich in der Malerei den Schwulst und die Affectation der Rhetorik theilen [23]). Dass selbst bei Hadrianus der Sinn für Schönheit in der Kunst mit einer gewissen alterthümelnden Schwärmerei und kunstgeschichtlichem Dilettantismus verbunden war, sieht man aus der nicht geringeren Vorliebe, mit der er auch Aegypten und den aegyptischen Kunststil umfasste, so dass seine Regierung auch diesen noch einmal aufleben sah. Namentlich sind die Ruinen seiner ungeheuern Villa bei Tibur unerschöpflich reich an ägyptischen Monumenten, die uns aber in ihrer modernisierten Mischung mit griechischen Formen nicht mehr als Gebilde einer altgläubigen Strenge ansprechen sondern nur als Verirrungen eines phantastischen Modegeschmackes erscheinen.

Denn der Geschmack an orientalischer Mystik nahm in dieser Zeit immer mehr überhand. Unter Domitianus wurde ein neuer Isis- und Serapistempel gebaut, wo auf Kosten der Sittlichkeit namentlich vom weiblichen Geschlechte unter dem Deckmantel religiöser Bussübungen die ärgsten Misbräuche

---

[22]) Gewaltige Hafenbauten wurden in Centumcellae und Ancona aufgeführt.

[23]) Ueber die Kunstsammlungen Plin. Epp. VIII, 18, 11: jam sunt venales tabulae Tulli: exspectatur auctio. Fuit enim tam copiosus ut amplissimos hortos eodem quo emerat die instruxerit plurimis et antiquissimis statuis. Tantum illi pulcherrimorum operum in horreis quae negligebantur. — Wie zum Verfall der Kunst das Ueberhandnehmen des Aberglaubens beitrug, Heyne opusc. VI, 226. 273.

getrieben wurden [24]): Commodus nahm sogar persönlich an den Isisfesten Theil. Ebenso beurkundet sich die weite Verbreitung des persischen Mithrascults in zahlreichen Mithrasmonumenten dieser Zeit [25]). Aller dieser Aberglauben beschränkte sich keineswegs auf die Hauptstadt, sondern verzweigte sich über das ganze Reich, wie überhaupt alle Erzeugnisse der römischen Ueberverfeinerung und Schaulust auch auf die Provinzen übergiengen. Wir finden Gladiatorenspiele selbst in Griechenland und ein Amphitheater ward in jeder Provinzialstadt ebenso wesentlich als in Rom [26]).

§. 73. Allgemeine Charakteristik der Geistesrichtung im zweiten Jahrhundert.

Was die Schicksale der Wissenschaft in dieser Zeit betrifft, so ist das Charakteristische derselben die öffentliche Anerkennung und Beförderung der Schulen, durch welche Literatur und Wissenschaft bereits in dem vorhergehenden Jahrhundert dem Geist und Leben entfremdet und in die Fessel der Form geschlagen worden war. Da sich aber diese Richtung nicht mehr rückgängig machen liess, so war die öffentliche Bestätigung und Oberaufsicht des Staates das beste Mittel, um wenigstens den Würdigsten den meisten Einfluss zu verleihn und in die wetteifernden Uebertreibungen eine Art von Stillstand und Ruhe zu bringen. Hierdurch wurden zwar die Formen zur typischen Manier, aber eben dadurch erhielt der Geist, wo solcher vorhanden war, freien Spielraum unter der Form, und die römische Literatur schloss sich auf diese Weise ganz der griechischen an, so dass zwischen beiden fortan kaum mehr ein anderer Unterschied als der der Sprache und somit allerdings auch der Muster herrscht, die beide nachahmen.

Die griechische Rhetorik hatte sich in ihren drei

---

24) Böttiger, Sabina S. 204, kl. Schr. II, S. 210.

25) N. Müller, Mithras, eine vergleichende Uebersicht der berühmten Mithrasdenkmäler, Wiesbaden 1833. Creutzer, das Mithreum von Neuenheim bei Heidelberg, Heidelberg 1838. Lajard, recherches sur le culte public et les mystères de Mithras, Paris 1847.

26) Zur Geschichte des Privatluxus s. die Beschreibuug der beiden Villen des Plinius Epp. II, 17. V, 6. Lucian. de domo und de balneo.

Schulen bereits seit langer Zeit zu einer stehenden Fertigkeit entwickelt, deren höchster Gipfel nicht einmal mehr in künstlich ausgearbeiteten Reden sondern in kunstgerechten Extemporisationen über ein aufgegebenes Thema gesucht wurde [1]). Daher mag es denn auch kommen, dass wir einige kurze Uebungsreden von Lesbonax und Polemon ausgenommen, aus dem ganzen ersten Jahrhundert und aus dem Anfang des zweiten keine Probe griechischer Rhetorik mehr übrig haben als die des Dion Chrysostomos von Prusa, die aber denn freilich aus ganz anderem Gesichtspuncte als die gewöhnlichen Redeübungen zu betrachten sind und durch philosophische Tiefe des Gemüths, grossartigen Sinn und anschauliche Lebendigkeit unter vollendeter Form mit dem ähnlichen Aufschwunge der römischen Literatur unter Nerva und Trajanus würdig zusammenfallen.

Der erste Kaiser, der öffentliche Lehrer der griechischen und lateinischen Rhetorik zu Rom anstellte und aus dem Fiscus besoldete, war Vespasianus (Suet. 28) und daran schloss sich dann Hadrians Athenäum als „ludus ingenuarum artium" (Aurel. Vict. de Caes. 14), wo dichterische und rednerische Vorträge gehalten wurden (Lamprid. Alex. Sev. 35), freilich ohne dass man ganz sicher wäre, ob es eine eigentliche Lehranstalt war. Unter den von Vespasianus angestellten Rhetoren zeichnet sich vorzüglich Quintilianus aus, dem die römische Beredsamkeit zuerst wieder die Rückkehr zur gesunden Kraft und nüchternen Gediegenheit verdankt. Cicero [2]) wurde als höchstes Muster anerkannt und Quintilians Schüler, der jüngere Plinius (Epp. II, 14, 9) trägt in seinem ganzen öffentlichen und schriftstellerischen Auftreten auf das Deutlichste das Bestreben zur Schau, der Cicero seiner Zeit zu sein, freilich immer mit der Geziertheit, die aus der Absichtlichkeit eines solchen Strebens hervorgeht, und mit dem vollen Zwange des Bewusstseins, vor einem urthei-

---

[1]) Hieraus leitet Philostratos (Vitt. sophist. prooem.) den Namen Sophisten ab, den diese Kunstredner jetzt annehmen.

[2]) Quint. XII, 10, 11: in iis etiam, quos ipsi vidimus, copiam Senecae, vires Africani, maturitatem Afri, jucunditatem Crispi, sonum Trachali, elegantiam Secundi: at M. Tullium . . . in omnibus quae in quoque laudantur, eminentissimum.

lenden kunstverständigen Zeitalter zu reden, wo man die Ansprüche des Publicums um so ängstlicher beachten musste, je höher es selbst den Redner achtete. Hatte sich früher der Schriftsteller durch eigene Flügelkraft des Geistes über seine Zuhörer emporgehoben, so war es jetzt eigentlich nur die hohe Welle des allgemeinen Stromes, was ihn über die Häupter der Menge trug. Mit der vollendeten Ausbildung der rhetorischen Theorie, wie wir sie bei Quintilianus finden, war auch die Freiheit und Bewegung in der Form, auf der namentlich das Gewicht des Ciceronianischen Periodenbaues ruhte, verschwunden. Wollte ein Schriftsteller die rhetorische Phrasenmacherei vermeiden, so konnte er seinen Stil nur zur Dunkelheit eines Tacitus zusammenschrumpfen lassen, der um nicht statt der Gedanken blosse Worte zu geben, statt der Worte fast nur Gedanken gibt, dennoch aber auch diese nicht sowol natürlich und logisch, sondern nur wie die Anderen ihre Worte rhetorisch in Antithesen, Sentenzen u. dgl. zu ordnen weiss. Tacitus denkt rhetorisch, während die Anderen nur so schreiben.

Ueberhaupt ist es gleichsam das Erwachen eines Trunkenen, was sich uns in Tacitus[3]) Geschichtschreibung ebenso wie in der Satire seines Zeitgenossen Juvenalis als der Charakter der ersten Zeit nach dem Sturze der Tyrannei der ersten Kaiser mit Domitians Tode darstellt. Sie will mit Gewalt wieder sein, was sie vor dem Zustande ihrer Betäubung war, und blickt mit Abscheu auf den Pfuhl, in dem sie sich gewälzt hat. Aber die Folgen der Verirrung lassen sich nicht so leicht verwischen und jeder gesunde nüchterne Gedanke selbst kleidet sich noch in die Form der wilden wüsten Träume, die sie so eben erst verlassen haben. Jeder Tadel der vorhergehenden Zeit wird zu einer Schmeichelei für die jetzt regierenden Kaiser[4]). Es ist Hofton republikanisch zu reden und auch die wahrste und tiefste Kenntnis des menschlichen Lebens und Geistes stellt sich nur als eine Bekanntschaft mit seiner Schlechtigkeit und Gemeinheit dar,

---

[3]) Hoffmeister, die Weltanschauung des Tacitus, Essen 1831.

[4]) Plin. Epp. I, 17, 3. Es ward ein Lieblingsthema, exitus illustrium virorum zu schreiben. Ebd. VIII, 12, 4. IX, 13.

während die Schilderung edler reiner Charaktere wie eines Germanicus, Agricola und des ganzen Volkslebens der Germanen bei Tacitus sich ohne es zu wissen und zu wollen, in die Allgemeinheit einer idealen Darstellung verliert, die zeigt, wie wenigen Stoff jene Zeit ausser ihren Büchern zur Würdigung wahrhaft guter und edler Naturen und zur Uebung in treuer und wahrhaft historischer Auffassung solcher hatte. Wenn auch Tacitus in seiner Germania keinen Roman schreiben wollte — wie das schon die nüchterne Statistik des Buches zeigt —, so vermochte er doch auch nicht ein sittliches Volk mit seinen Fehlern zu schildern: gute Menschen in ihrer psychologischen Individualität konnte er nicht fassen, während er die Schlechtigkeit nicht leicht ohne Rüge hingehn liess.

Es kann freilich nicht in Abrede gestellt werden, dass eine Zeit voll solcher Abscheulichkeiten wie die vortrajanische war, schon durch den Gegensatz der Extreme gesteigert, durch die gegenseitige Exaltation und die Lehren der Stoa unterstützt, tugendhafte Männer hervorbringen konnte, aber das ist gewis, dass eben durch jene Extreme der jüngsten nächstvorhergehenden Erinnerung für die nächstfolgende Trajanische Zeit der ganze Massstab zur Beurtheilung echt praktischen Lebens verrückt wurde. Der theoretisch-ideale Charakter, den sie sich aus gänzlichem Mangel an einem eigenen aus den Reminiscenzen der Geschichte und den Lehren der Philosophie aneignen musste, führte die totale Auflösung des politischen Lebens und dessen Uebergang in mechanische Büreaukratie nicht minder herbei als es die grösste Schlechtigkeit vermocht hätte. In einer Zeit, wo Alles nur auf Form und Manier beruhte, wurde nach dem Beispiele des Hofes auch die Moral Modesache. Wie selbst die Todesverachtung Mode geworden war, sehn wir aus den vielen Selbstmorden der ausgezeichnetsten Männer aus Lebensüberdruss, deren der jüngere Plinius (Gierig ad Epp. I, 12, 9) wie einer gewöhnlichen Erscheinung mit der grössten Gleichgültigkeit erwähnt. Wenn auch jene Selbstsucht verschwunden war, welche die öffentlichen Geschäfte und die Theilnahme am Staate nur aus dem Gesichtspuncte des Privatvortheils betrachtet hatte, so war doch der niedrige Standpunct selbst

geblieben, der auch die grössten und wichtigsten Staatsangelegenheiten und alles grosse öffentliche Leben nur nach dem Massstabe einer alltäglichen spiessbürgerlichen oder schulphilosophischen Lebensklugheit und Sitteneinfachheit mass und selbst Kaiser wie die Antoninen ihren höchsten Ehrgeiz darein setzen liess, nicht aus der Sphäre eines Privatmannes herauszutreten.

Von diesem nüchternen Standpuncte aus ist auch in Plutarchs [5]) Biographien die Geschichte des Alterthums und seiner grossen Charaktere aufgefasst, welche seiner ausdrücklichen Erklärung nach (Alex. 1. Cim. 2) nicht sowol geschichtliche als ethische Belehrung bezwecken und also seinen anderen moralphilosophischen Schriften keineswegs entgegen sondern dicht zur Seite stehn. Doch erhält seine Weltansicht und sein Stil durch Nachahmung Platos einen Anflug geistiger Wärme, der dem modischen Stoicismus der Zeit gänzlich abgeht. Eine Philosophie wie die stoische, die den Menschen mitten in der reichen Fülle der ihn umgebenden Welt isolierte und auf sich selbst als Quelle seines ganzen Werthes zurückwies, konnte nur in einer Zeit von Stürmen dienen, wo der Mann wie ein Fels stehn musste, um nicht unterzugehn. So herrlich uns aber auch Epiktetos in den von seinem treuen Schüler Arrianos aufbewahrten Vorträgen erscheint, so ist er dies doch eigentlich nur aus dem Gegensatze mit seiner Zeit, wo die Anforderungen des äusseren Lebens den Menschen gewaltsam zu verschlingen drohten, wenn er sich nicht in das Heiligthum makelloser Individualität flüchtete. Die Aehnlichkeit mit dem Christenthume besteht nur in dem Resultate der gemeinschaftlichen Opposition, nicht in dem Grunde, aus welchem beide hervorgehn. Denn wie schlecht der Stoicismus gegen die Stürme des eigenen Innern ausreichte, zeigen die Selbstgespräche des Marcus Aurelius, die trotz des redlichsten Strebens doch nur ein Gewebe von Selbsttäuschungen und Uebertäubungen sind, weil er sein Heil einzig in der Schulphilosophie sucht.

---

[5]) Eichhoff, über Plutarchs religiös-sittliche Weltansicht, Elberfeld 1833. Schreiter in Ilgens Zeitschr. f. hist. Theol. VI, S. 1. Neander, Kirchengesch. I S. 31.

Nur der Charakter der Zeit im Allgemeinen, welche alle ihre Befriedigung in der äusseren Glätte und Consequenz der Form fand, erklärt es, wie der grösste Theil der Menschen sich mit der Schulphilosophie begnügen konnte. Es bot der Stoicismus wol einen Anker zum Bleiben im Sturme, aber keinen Compass zum Weiterkommen dar: so treibt Lukianos auf der hohen See, auf ein Ziel verzichtend, das höchste Ziel nur darein setzend, für den Augenblick keinen Schiffbruch zu leiden.

Bürger und Mensch war jetzt gleich; die Bürgerpflicht als solche reichte nicht mehr aus für die moralischen Anforderungen; das Individuum, das früher nur physisch als solches gelebt hatte, lebte jetzt auch geistig. Nun sollte die Philosophie helfen: aber die Verhältnisse waren nicht mehr dieselben wie die unter welchen sie in Griechenland geboren war. Der Mensch hatte inzwischen einmal ganz das Gewand weggeworfen und als er es nun jetzt wieder aufnahm, so reichte es nicht hin, seine Blösse zu decken. Es blieb nichts übrig als sich in den Nebel der Mystik zu hüllen, bis das Christenthum mit seinem reinen Lichtgewande aushalf. Denn im Alterthume war nur die Wahl zwischen Bürgertugend mit Moral und individueller Geltung mit Verworfenheit [6]).

Wenn es inzwischen aber in der Natur der Sache lag, dass ohne Schulen und Formen die Wissenschaft nothwendig untergehn musste, so verdienen die Antoninen immer viel Dank, welche dieser Richtung von Staatswegen unter die Arme griffen. Denn weit entfernt eine Particularsache Griechenlands und Italiens zu sein, breitete sich die literarische Cultur in demselben Masse über alle Theile des Reiches aus, als dieselben zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolzen. Treffliche Heerstrassen mit geordneten Post- und Herbergsanstalten erleichterten den Verkehr von einem Ende des Reiches zum anderen, und wenn auch die Sprache des herrschenden Volkes nicht in allen Gegenden des Reiches allge-

---

[6]) Lutterbeck, die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder das Zeitalter der Religionswende, Mainz 1852 I S. 370. Thiersch, Politik und Philosophie in ihrem Verhältniss zur Religion unter Trajanus, Hadrianus und den beiden Antoninen, Marburg 1853.

mein verstanden wurde, so war doch die griechische als Weltsprache überallhin verbreitet [7]).

Grammatiker und Rhetoren durchreisten von Gewinnsucht und Eitelkeit getrieben alle Provinzen und jede irgend bedeutende Stadt hatte schon seit längerer Zeit sich auf eigene Kosten Lehrer zu verschaffen gesucht, wie das namentlich in Gallien der Fall war. Nun warf Antoninus Pius den Philosophen und Rhetoren in allen Provinzen bestimmte Besoldungen (salaria) aus und gab ihnen einen eigenthümlichen Rang (Jul. Capit. 11): sein Nachfolger stellte in Athen als dem Mittelpuncte der gelehrten Welt förmlich vier Lehrer der Philosophie an, nach den vier Hauptsecten der Stoiker, Epikureer, Peripatetiker und Akademiker, nebst zwei Lehrern der Rhetorik, einem für die sophistische und einem für die politische oder gerichtliche, und gab jedem 1000 Drachmen Besoldung [8]). Auch Grammatiker wurden mehrfach öffentlich angestellt, und für systematische Rechtswissenschaft entstand wahrscheinlich schon in dieser Zeit eine hohe Schule zu Berytus in Phönicien, die Jahrhunderte lang mit ihren beiden Schwestern in den Hauptstädten Rom und Constantinopel wetteiferte.

Den ersten Rang jedoch nahmen im Leben überall die **Rhetoren** ein und wenn auch die Philosophen, welche die Stelle der Religionslehrer vertraten, äusserlich mit einer Art von Ehrfurcht behandelt werden mussten, so waren sie doch eben darum zu einer Art von geistlicher Demuth und Zurückhaltung genöthigt, während die Rhetoren als feine Welt-

---

7) Hadrianus sprach fast ausschliesslich griechisch, Marcus Aurelius nur schlecht lateinisch (Dio C. exc. Vatic. 106. Spartian. c. 3). Selbst gelehrte Griechen verstanden nicht immer die lateinische Sprache, vielleicht nicht einmal Lukianos (Wolf ad Hor. Sat. I, 1, 15). Weber, de latine scriptis quae Graeci veteres in linguam suam transtulerunt, I, Cassel 1835 p. 14. Weichert, über Apollon. v. Rhodos S. 243.

8) Beutler, de Athenarum fatis, statu politico et literario sub Romanis, Göttingen 1829. Ellissen, zur Gesch. Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit, Göttingen 1848, S. 98. Jacob, Charakteristik Lucians S. 73. Seidel, de scholarum quae florente Rom. imperio Athenis exstiterunt condicione, Glogau 1838.

leute in allen Zirkeln glänzten [9]). Ihre Wissenschaft galt als der Mittelpunct der Bildung, während in der Philosophie eine oberflächliche Bildung und allgemeine Kenntnis hinzureichen schien. Von der Eitelkeit der berühmten Rhetoren, wie eines Hadrianos von Tyros u. A. geben Philostratos vitae soph. hinlängliche Belege, von der Leichtigkeit, mit der es möglich wurde durch allerlei Flitterwerk zu rhetorischem Rufe zu gelangen, des Lukianos rhetorum praeceptor, von der Leerheit derselben Aelius Aristides, das gefeierte Haupt der asiatischen Rednerschule jener Zeit. Der berühmteste lateinische Rhetor dieser Zeit ist Marcus Aurelius Fronto [10]), der bei seinen Zeitgenossen fast göttliche Verehrung genoss, und doch welche Stoff- und Gedankenarmuth in seinen Schriften, welch hohles Wortgeklingel mit den naivsten Aeusserungen der Eitelkeit, zugleich verbunden mit stolzer Opposition gegen philologisch-historische Erudition und Philosophie! Ebenso suchte dann seine Schule durch trockene affectierte Natürlichkeit und Ungezwungenheit zu glänzen und machte aus der Unfähigkeit zu eigner schöpferischer Production eine Tugend.

Doch hatte diese Trennung der Schule wol das Gute, dass die Grammatik sich von der Rhetorik los machte und ihren eigenen Weg einschlug. Die ausgezeichnetsten Grammatiker und namentlich Atticisten des Alterthums, Apollonios Dyskolos, Moeris, Phrynichos, gehören dieser Zeit an: und so nüchtern und geistlos auch die gelehrten Compilationen eines Gellius, Athenäos u. A. sind, so haben sie doch als Stoffsammlungen durch ihren Inhalt historischen Werth. Wie dagegen die Geschichtschreibung selbst in den Händen der Rhetorik mishandelt wurde, sehen wir aus den Pröbchen, die Lucian. quomodo hist. sit scrib. von den Geschichtschreibern des parthischen Krieges unter Marcus Aurelius gibt. Ein treuer Nachahmer Xenophons wie Arrianos konnte nur durch die Philosophie gebildet werden. Gegen das Ende dieser Periode artete jedoch auch die Philosophie, in einer

---

9) Auch in politischen Aemtern Spanhem., de usu et praestantia num. I, p. 709.

10) Roth, Bemerkungen über die Schriften des M. Corn. Fronto und über das Zeitalter der Antoninen, München 1817.

solchen Zeit der Ruhe, in Formenkram und leeres Wortgezänke aus. Indem sie dem praktischen Leben wieder einen Halt verleihen sollte, diesen aber in den Büchern der Stifter jener Secten suchte, deren Geist und Angemessenheit zum Leben längst verschwunden war, musste sie nothwenig dahin kommen, die einzelnen Paradoxien derselben als unterscheidende Glaubenslehren gleichsam als verschiedene Confessionen zum höchsten Gegenstande zu machen. Je fester sich daher die letzten Reste des alterthümlichen Wissens und Glaubens an die Philosophie anklammerten, desto nothwendiger musste sie dieselben in ihrem Schiffbruche mit sich hinunterziehn. Selbständigeren Gemüthern, welche an der todten Form keine Befriedigung fanden, blieben nur zwei Extreme übrig, entweder wie Lukianos (S.175) alle Form und mit ihr auch allen Glauben an Wahrheit zu verwerfen, der sich allein noch an jene knüpfte, oder aber in dem Reiche der Ahnung einen neuen formlosen Inhalt zu suchen und auf jede mögliche Art die Verbindung zwischen Natur, Mensch und Gottheit wiederherzustellen. Aber je dringender jenes Bedürfnis war, desto nothwendiger mussten auch die Misgriffe sein, in welchen sich der menschliche Geist zur Befriedigung desselben übereilte, indem er in zufälligen Erscheinungen tiefen geheimnisvollen Zusammenhang wähnte und sich so der Astrologie, Traumdeuterei und allen Ausschweifungen der Phantasie hingab. Unverstandene Erinnerungen aus der Religion des Orients und der pythagoreischen und platonischen Philosophie mussten den wissenschaftlichen Grund und Boden dazu hergeben und so entstand allmählich aus der schon bei Plutarchos (S. 174) angedeuteten Richtung eine neue Philosophie des Mysticismus, die sogenannte neuplatonische oder eklektische, als deren Gründer Polemon und Ammonios Sakkas in Alexandria um das J. 200 genannt werden. Doch war dies allerdings noch die geistigste und belebendste Richtung, die den alterthümlichen Geist allmählich auf das Neue vorbereiten konnte. So sehen wir daher auch die wissenschaftlichsten Männer anderer Fächer, wie z. B. den grossen Arzt Galenos, den Astronomen Claudius Ptolemäos, den Mathematiker Theon v. Smyrna u. A. sich mehr oder weniger zu derselben hinneigen.

§. 74. Die Zeit der Soldatenkaiser bis auf Diocletianus.

Von ganz anderer Art war der Gegensatz, durch welchen das erschlaffte Staatsleben jetzt seinem Untergange entgegen geführt wurde. Wo es galt den erstarrten Geist wieder zu beleben, war die Wärme der Schwärmerei an ihrer Stelle: wo dagegen erstarrte Formen gebrochen werden sollten, da bedurfte es der rohen Kraft. So musste Rom aufs Neue der Militärherrschaft anheimfallen. Diese aber hatte jetzt einen ganz anderen Charakter angenommen als sie früher gehabt hatte. Denn die römischen Heere hatten sich immer mehr mit Barbaren angefüllt, während die weichlichen Italiener und die anderen Bewohner der inneren Länder sich von dem Kriegsdienste loskauften, für welchen dann unter den Grenzvölkern die rüstigsten Leute ausgehoben wurden. In solche Hände fiel jetzt die Bestimmung des Regenten, ja nicht selten die Regierung selbst: dem Senate blieb kaum etwas anderes als anzuerkennen und zu acclamieren. Kaiser, die der Senat ernannte, wurden gewöhnlich in kurzer Zeit von den Soldaten ermordet.

Nach dem Erlöschen der trajanisch-antoninischen Dynastie erneuerte sich zuerst das Schauspiel, wie es nach Neros Tode gewesen war und wie es sich ohne Trajans Adoption später wiederholt haben würde. Der Erwählte des Senats, Pertinax, fiel durch die Hand der Prätorianer, welche dann das Reich an den Meistbietenden verkauften. Doch auch der glückliche Käufer, Didius Julianus, konnte es nicht lange geniessen: in den verschiedensten Gegenden empörten sich die Legionen und riefen ihre Feldherren, in Syrien den Pescennius Niger, in Gallien den Clodius Albinus, in Illyricum den Septimius Severus zum Kaiser aus. Severus hatte das Glück Rom zuerst zu erreichen und sicherte sich dadurch den Thron: doch musste er denselben noch einige Zeit mit Clodius Albinus theilen, bis der Anhang des Pescennius im Oriente völlig besiegt war, wobei ihm insbesondere Byzantium den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Seine Regierung war rein militärisch, an der Stelle der aufgelösten Prätorianer organisierte er eine neue Garde, die von

nun an aus den Erlesensten des ganzen Heeres zusammengesetzt wurde und deren Praefect Plautianus eine Zeitlang den Kaiser selbst beherrschte. Die Feldzüge des Severus in Parthien, Arabien und Britannien sind als die letzten Erweiterungen des römischen Reiches zu betrachten. Er erwarb einen Theil von Arabien, die Provinz Adiabene jenseits des Tigris und wollte ganz Britannien unterwerfen als er (211) in Eboracum starb. Sein Sohn Antoninus Bassianus Caracalla, in der Liederlichkeit des Hoflebens aufgewachsen, war nicht im Stande seinem Beispiele zu folgen. Seine Kreuz- und Querzüge im Reiche hatten nur den Zweck Geld zu seinen Verschwendungen zu erpressen und die Abgabe erheben zu können, die unter dem Namen aurum coronarium als Beisteuer der Städte des Reiches zu den Triumphen der Kaiser entrichtet wurde. Selbst die grösste Massregel seiner Regierung, die welthistorisch genannt werden kann, die Ertheilung des Bürgerrechtes an das ganze Reich, hatte (Dio C. LXXVII, 9) keinen anderen Zweck als dasselbe durchgängig zu den Abgaben für Erbschaften und Manumissionen zuzuziehn, die gesetzlich nur auf den Bürgern hafteten.

Trotz seiner Greuel wirkte indessen, wie es scheint, das Andenken seines Vaters Severus so weit bei dem Heere fort, dass sein Mörder Macrinus sich nicht auf dem Throne halten konnte. Unter dem Schutze des Heeres bestiegen nach einander zwei Urenkel seines mütterlichen Grossvaters, des Sonnenpriesters Bassianus von Emesa, nämlich der Sohn der Julia Soaemias Elagabalus und der Sohn der Mamaea Severus Alexander den Thron, welche jedoch alle die Uebel mit sich brachten, die nach dem ganzen Charakter der römischen Kaiserzeit das erbliche Fortbestehen einer Dynastie hatte und die noch durch die Unmündigkeit beider erhöht wurden. Statt der vierzehnjährigen Kaiser regierten ihre Mütter und für Soaemias war sogar ein eigener weiblicher Senat errichtet, der eine strenge Hofetikette einführte, wie überhaupt immermehr orientalische Förmlichkeiten am kaiserlichen Hofe einrissen [1]). Schon unter Marcus Aurelius

[1]) Schlosser III, 2 S. 142. Dahin gehört auch die Selbstvergötterung des Elagabalus, die bei jeder Gelegenheit und auf allen Denkmälern zur Schau getragen wurde.

hatte die Trennung des Monarchen von seiner Umgebung stattgefunden, die den Zutritt zu ihm an ein erschwerendes Ceremoniell knüpfte: unter Commodus finden wir Scharlachgewänder als auszeichnende Tracht des Regenten (Jul. Capit. v. Clod. Alb. 6). Severus Alexander wollte nun freilich alles dies wieder zur alten Einfachheit zurückführen, aber so trefflich auch — eine gewisse Habsucht ausgenommen — der Charakter seiner Mutter Mamaea geschildert wird, die von Manchen sogar für eine Christin gehalten worden ist, und so ausgezeichnet auch seine Räthe waren, unter welchen sich die ersten Rechtsgelehrten befanden, welche die römische Geschichte kennt (Lampr. 68): so reichten doch die Künste des Friedens für eine solche Zeit nicht aus, wo die Verhältnisse männliche und kriegerische Regenten forderten. Die östlichen Grenznachbaren des Reiches, die unter den letzten parthischen Königen aus dem Stamme der Arsakiden gleichfalls erschlafft waren, gewannen durch das Aufkommen der neupersischen Dynastie der Sassaniden (226) neue Kraft, und an der Donau und am Rheine zeigten sich bereits die ersten Spuren des Völkerdranges, der bald die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttern sollte. Vergebens suchte Severus Alexander den Soldaten zu imponieren: in Rom erschlugen die Garden seinen Präfecten Ulpianus vor seinen Augen und in Germanien wurde er selbst das Opfer der Unzufriedenheit der wilden germanischen und pannonischen Legionen, welche ihren Anführer, den Thracier Maximinus, an seine Stelle setzten und damit das Zeichen zu jener furchtbaren Zerrüttung gaben, die innerhalb funfzig Jahren das Reich seiner gänzlichen Auflösung nahe brachte (235—284).

Nach solchen Beispielen glaubte nämlich jeder irgend bedeutende Feldherr sein Glück versuchen zu müssen; und wenn auch die meisten Empörungen, z. B. die eines Sabinianus, Jotapianus u. A. so spurlos vorübergiengen, dass einige von diesen Usurpatoren wie Pacatianus und Nigrinianus nur aus ihren Münzen bekannt sind, so gewannen sie doch immer mehr an Stärke, je häufiger die durch Anerkennung des Senates legitimierte Kaisergewalt durch die Ermordungen wechselte, welche jetzt in viel kürzeren Zwischenräumen als es früher bei den ärgsten Tyrannen der Fall gewesen war,

die Kaiser bald durch eine blosse Aufwallung der Soldatenlaunen, bald durch den Ehrgeiz eines ihrer Generäle wegrafften.

Die beiden Senatoren Pupienus und Balbinus, die zunächst auf Maximianus folgten (237—238), verschuldeten zwar ihren Tod durch ihr wechselseitiges Mistrauen, aber der junge Gordianus Pius, der Enkel des Statthalters von Africa, der zuerst das Banner der Empörung gegen Maximinus erhoben hatte, hätte ein besseres Loos verdient als ihn auf der Rückkehr von seinem siegreichen Feldzuge gegen die Perser durch die Heimtücke seines praefectus praetorio Philippus [2]) traf, in welchem das tausendjährige Säcularfest der Erbauung Roms (244) einen arabischen Räuber auf dem Throne der Weltstadt sah. Zugleich drängten von allen Seiten die Angriffe der Nachbarvölker: die Gothen ergossen sich nicht nur über die nördlichen Theile des Landes sondern durchzogen auch zur See vom schwarzen Meere aus plündernd alle Küsten von Kleinasien und Griechenland; die Perser rückten zerstörend bis Antiochien vor und ein seltenes Missgeschick liess gerade die beiden besten Kaiser, die Rom hatte, in der Vertheidigung des Reiches ein unglückliches Ende nehmen. Der Nachfolger des Philippus, der tapfere Trajanus Decius, fiel nach zweijähriger Regierung (251) durch die Verrätherei seines Feldherrn Gallus im Kampfe gegen die Gothen (Zosim. I, 23) und Valerianus, der trefflichste Mann seiner Zeit, der unter Decius die wiederhergestellte Censorstelle bekleidet und Gallus Mord an dem Usurpator Aemilianus (253) gerächt hatte, wurde (260) von dem Perserkönige Sapor gefangen genommen und starb in der Gefangenschaft. Sein schwacher Sohn Gallienus schwelgte indessen in Rom und nur die Empörungen der Statthalter retteten jetzt das Reich vor den äussern Feinden, wie namentlich Odenathus in Palmyra (261—67) die östlichen Provinzen vor den Persern schützte. Doch beschränkten sich freilich die Empörungen nicht bloss auf die bedrohten Provin-

---

[2]) Ueber die Meinung, dass Philippus Christ gewesen sei, Havemann, Gött. gel. Anz. 1843 S. 565. 569. Panvin., de ludis saecularibus in Graev. Thes. IX. p. 1067.

zen, und insbesondere wiederholte sich in Gallien [3]) in einer ganzen Reihe von Usurpatoren, von Postumus an bis Tetricus, das Schauspiel des Kampfes um die Kaiserwürde im Kleinen, so dass man diese Periode die Zeit der dreissig Tyrannen nennt. Als endlich Gallienus gegen Aureolus, der in Illyricum herrschte, zu Felde gezogen war, wurde er (268) in Oberitalien ermordet. Sein Nachfolger Claudius begann seine Regierung mit einem glücklichen Feldzuge gegen die Gothen, woher er den Beinamen Gothicus erhielt, starb jedoch schon nach zwei Jahren (270) an der Pest.

Der Ruhm eines „restitutor orbis" war seinem Nachfolger Aurelianus aufbehalten, dessen Sieg über Odenathus Witwe Zenobia (273) und Unterwerfung des Tetricus (274) die Herrschaft des römischen Reiches wieder in den Händen eines Einzigen vereinigte. Aber auch er fiel durch Mörderhand (275), ehe er etwas Entscheidendes gegen die äusseren Feinde vornehmen konnte, von deren drohender Stellung nicht nur Aurelians Verzichtleistung auf das transdanubianische Dacien, sondern auch die Befestigung der Stadt Rom selbst zeugt, die Aurelianus angefangen und Probus vollendet haben soll [4]). Um so höher stieg das Gewicht des Soldatenstandes. Aurelians Nachfolger Tacitus war der letzte Kaiser, den der Senat ernannte, und eine Ermordung folgte der anderen auf dem Fusse: selbst Probus, der tapferste Kaiser Roms, ward ihr Opfer (282), als er die Absicht aussprach, durch seine Siege die Soldaten entbehrlich zu machen und sie zu anderer als militärischer Beschäftigung anhielt.

§. 75. Das römische Reich von Diocletianus bis Constantinus.

Unter diesen Umständen ergriff Diocletianus, dem nach der Ermordung des Numerianus (284) und Carinus (285)

---

[3]) Thierry, histoire de la Gaule sous l'administration romaine, Paris 1842 T. II. Düntzer, Jahrb. des Vereins für Alt. Fr. in Rheinl. 1844, IV S. 45. Hoyns, Gesch. der s. g. dreissig Tyrannen, Göttingen 1852.

[4]) Zosim. I, 49: doch ist es nicht unwahrscheinlich (Nibby, le mura di Roma, 1820), dass der heutige Mauernumfang der Stadt erst von Honorius herstammt.

das Diadem zufiel, das Mittel, welches Nerva bereits mit Erfolg angewendet hatte: er ernannte nämlich einen Mitregenten oder Cäsar. Denn dadurch wurde der doppelte Zweck erreicht, ein Nebenbuhler, der dem Throne gefährlich werden konnte, für denselben mit interessiert und auf den unglücklichsten Fall die Wahl des Nachfolgers nicht erst in die Willkür des Heeres gestellt, die um so gefährlicher sein musste, als Gallienus allen Senatoren sogar verboten hatte bei dem Heere anwesend zu sein (Aurel. Vict. de Caesar. 33. 34. 37, 6). Freilich war die nothwendige Folge hiervon, dass Diocletianus seine Mitregenten selbst aus Leuten der niedrigsten Herkunft nehmen musste, sobald sie sich nur durch rohe Kraft und militärische Tugenden auszeichneten. Das war nicht nur mit Maximianus Herculeus sondern auch mit den beiden anderen, Galerius und Constantius Chlorus, der Fall, welche jene beiden sich nach wenigen Jahren noch ausserdem zuzugesellen für nöthig hielten. Denn das Reich war auf allen Puncten nicht nur von Barbaren, den Alemannen und Franken im Westen, den Gothen im Norden, den Persern im Osten und den sogenannten Quinquegentianern des inneren Africas im Süden bedroht, sondern auch im Innern aufs Schrecklichste zerrüttet. Gallien wurde von dem Bauernkriege der Bagauden [1]) verwüstet, in Britannien und Aegypten traten Gegenkaiser auf, und die ausgezeichnetsten Städte der Provinzen selbst, wie Cöln, Trier, Antiochien und Nicomedien waren durch die langen Empörungen so verwöhnt, dass man sich kaum auf sie verlassen konnte, wenn man sie nicht selbst zu Residenzen machte. Daher nahm denn auch Maximianus den Augustustitel an, die beiden Illyrier wurden Caesaren und das Reich in der Weise getheilt, dass Diocletianus den Orient sammt Aegypten mit den Hauptstädten Antiochien und Alexandrien, Maximianus Italien und Africa mit der Hauptstadt Mediolanum, Galerius Illyricum, Thracien, Griechenland und Kleinasien mit den Hauptstädten Sirmium, Carnuntum und Thessalonich, endlich Constantius Gallien nebst Britannien mit der Hauptstadt Trier erhielt. Für die Unterthanen entstand frei-

[1]) Thierry, T. III. Paris 1844. Gött. gel. Anz. 1848. S. 1756.

lich daraus insofern ein grosser Druck, als vier Hofhaltungen schwerer zu erhalten waren, namentlich da Diocletianus gleichzeitig die ganze Pracht orientalischer Hofetikette einführte. Doch ward der erste und nothwendigste Zweck erreicht: und als Diocletianus und Maximianus (305) nach zwanzigjähriger Regierung den Purpur niederlegten, war das ganze Reich gegen aussen gesichert und beruhigt [2]).

Eben damit aber kehrte freilich nothwendig Zwietracht bei den Inhabern der getheilten Macht selbst ein und der Abgang des Diocletianus, der wie ein höherer Geist über jenen rohen Kraftmenschen geschwebt hätte, gab sie allen Zerrüttungen des wilden Ehrgeizes preis. Anfangs hatten Galerius und Constantius gemeinschaftlich den Augustustitel angenommen und für Italien Severus, für den Orient Maximinus Daza zu Caesaren ernannt, bald aber gab Galerius durch seine Anschläge auf das Leben des jungen Constantinus [3]), des Sohnes von Constantius, seine Pläne deutlich zu erkennen. Constantius entkam zwar und trat schon im J. 306 nach seines Vaters Tode in den Besitz von dessen Macht, doch würde Galerius seine Absichten gegen ihn gewis verfolgt haben, wenn nicht gleichzeitig Maxentius, Maximinians Sohn, sich in Rom selbst zum Kaiser aufgeworfen und auch der alte Maximianus aufs Neue den Purpur genommen hätte. Nachdem Severus von seinen Soldaten verlassen zu Ravenna in Maximinians Hände gefallen war, ernannte Galerius an dessen Stelle den Licinius zum Mit-

---

[2]) Naudet, des changemens opérés dans toutes les parties de l'administration de l'empire romain sous les règnes de Diocletien, de Constantin et de leurs successeurs jusqu'à Julien, Paris 1817. Dirksen, verm. Schr. S. 153.

[3]) Eusebii vita Constantini ed. Heinichen, Leipzig 1830. Manso, Leben Constantins des Gr., Breslau 1817. Helmke, de Constantini M. vita, moribus et legibus I., Stargard 1827. Weytingh, de Constantino Magno, Leyden 1827. Bridges, the Roman empire under Constantin the Great, London 1828. Pauly Encyklop. s. v. Constantin. Burckhardt, die Zeit Constantins des Grossen, Basel 1853. Gött. gel. Anz. 1853 S. 800. Ueber seine literarischen Verdienste Bernhardy, Gesch. der griech. Lit. I, S. 543 ff. Rossignol, Virgile et Constantin-le-Grand, Paris 1846 p. 171. Ueber die Chronologie seiner Regierung Saussaye, Rev. numism. 1843 p. 342.

regenten und zog selbst gegen Rom, wurde aber von seinem Heere verlassen und starb auf der Flucht. Zwar wurde auch Maximinianus nach vergeblich wiederholten Versuchen, erst seinen Sohn, dann seinen Eidam Constantinus zu verdrängen, zu Massilia ein Opfer seines Ehrgeizes (Lactant. de mortibus persec. 26—30): Maxentius aber blieb sechs Jahre lang in ungestörtem Besitze Italiens und erwarb sich trotz seiner übrigen Ausschweifungen doch manche Verdienste, namentlich um die Verschönerung Roms [4]). Erst im J. 312 brach Constantinus gegen ihn auf und beraubte ihn in der grossen Schlacht an der mulvischen Brücke des Throns und Lebens. Als im Oriente im folgenden Jahre Maximinus durch Licinius ein gleiches Schicksal hatte, regierten Constantinus und Licinius, durch Verschwägerung verbunden, zehn Jahre lang das Reich gemeinschaftlich im tiefsten Frieden, der nur durch eine Grenzstreitigkeit (314) auf kurze Zeit unterbrochen wurde (Zosim. II, 20), bis im J. 324 die langverhaltene Eifersucht in offenen Krieg ausbrach. Die Schuld desselben wird je nach den verschiedenen Gesinnungen der Schriftsteller verschieden angegeben: doch scheint soviel sicher, dass Constantinus nur durch treulosen Meuchelmord an seinem besiegten Gegner zum ruhigen Besitze der Alleinherrschaft gelangte, die er 324—337 führte. Aber so zweideutig auch in dieser und mancher anderen Hinsicht die Moralität seines Charakters erscheinen mag, so gewis ist es doch, dass er ein wahrhaft grosser Geist war, der, sobald er das Ziel seiner Herrschsucht erreicht hatte, sich nicht trägem Genusse hingab, sondern das Bedürfnis der Zeit erkannte und mit schöpferischem Geiste befriedigte.

Das alte Römerreich hatte sich aufgezehrt, alle geschichtlichen Grundlagen seiner ehemaligen Grösse waren veraltet und hatten im Laufe der Zeit ihre Unzulänglichkeit bewiesen. Die Wiederherstellung des Reiches war keine Folge seiner eigenen Lebenskraft sondern einzig Constantins persönliches Werk, der hier individuell als Werkzeug der Weltgeschichte erscheint. So musste er denn auch das Reich von

---

[4]) So ist der sogen. Circus des Caracalla vor der porta Capena, das einzige Gebäude dieser Art, von dem noch Reste erhalten sind, sein Werk.

Allem losmachen, was mit der alten Form auch nur im entferntsten Zusammenhange stand: selbst der Sitz des Reiches musste verlegt werden, um den Kaiser weder von der Auctorität eines verfaulten Körpers, wie es der Senat war, noch von der Zudringlichkeit eines verwöhnten Pöbels, wie es der römische war, abhängig sein zu lassen. Welcher Blick ihn dabei leitete, zeigt die Wahl der neuen Constantinsstadt, deren Weisheit schon Jahrhunderte früher (Polyb. IV, 38) erkannt worden war [5]. Rom behielt seinen Rang und alle Auszeichnungen und Privilegien, die es als oberste Stadt des Reiches genossen hatte, und mehr war es schon seit langer Zeit nicht mehr gewesen, obschon seine Consuln noch immer die Zeitrechnung für das Ganze bestimmten: aber an seine Seite trat wie ein junger Mitregent neben den greisen Vater Constantinopel als sein völliges Ebenbild mit den nämlichen Ehrenrechten und zugleich mit dem ganzen Glanze, den die Anwesenheit des Hofes und die persönliche Gunst des Kaisers darüber verbreiten musste. Durch die grossartigsten Anlagen und unermüdliche Fürsorge wuchs die Stadt mit unglaublicher Schnelligkeit. Aber auch das ganze Reich erhielt eine neue Organisation: mit Ausnahme der beiden Hauptstädte, die ihre Stadtpraefecten behielten, ward es in vier Praefecturen getheilt, Orientis, Illyrici, Italiae und Galliarum, von denen jede unter einem praefectus praetorio stand, — ein Titel, der seit der 312 erfolgten gänzlichen Aufhebung der Prätorianer rein bürgerlich geworden war, während sich die Militärgewalt in den Händen der magistri militiae, duces und comites befand. Jede Praefectur zerfiel in mehre Diöcesen, deren Vorsteher vicarii genannt wurden, und diese wieder in Provinzen, deren Statthalter nach Massgabe ihres Ranges Proconsuln, Consularen, Correctoren oder Praesides hiessen [6]. Alles war auf das Genaueste in Form und Etikette gebracht, und zwar das Ganze rein auf Aeusserlichkeiten begründet, eben damit aber der erloschene Geist wenigstens durch

[5]) Zosim. II, 30. 31. St. A. § 86, 15. Heyne, comment. soc. Gotting. 1809.

[6]) Hopfensack, Staatsrecht der röm. Unterthanen S. 353. Die Präfecten hatten das Prädicat viri illustres, die Statthalter der Diöcesen spectabiles, die Consularen clarissimi, die Uebrigen perfectissimi.

einen organisch in einander greifenden Mechanismus ersetzt. Aehnliche Formen vollendeten die Administration am kaiserlichen Hofe auf den Grund der Hadrianischen Einrichtungen und organisierten die von Diocletian begründete ceremoniöse Hofetikette.

§. 76. Das Christenthum und sein Sieg [1]).

Die wichtigste Veränderung des Constantinus war jedoch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Aller Wahrscheinlichkeit nach war indessen auch dies nur eine Folge des Bestrebens nach einer gänzlichen Erneuerung und Wiedergeburt des Reiches; denn dass es ihm in persönlicher Hinsicht nicht so ausserordentlich darum zu thun war, geht daraus hervor, dass er erst im letzten Jahre seines Lebens das äussere Zeichen desselben, die Taufe, annahm, obschon er bereits seit dem Siege über Maxentius (312) das Reichsbanner (labarum) mit dem Kreuze bezeichnet und (325) persönlich an der ersten ökumenischen Synode der Christenheit, der Kirchenversammlung zu Nikäa, Theil genommen hatte.

Das Bedürfnis einer neuen Religion lag schon in der Verschiedenheit der Völker, aus denen das Reich bestand, deren Nationalreligionen eben als solche mit dem Untergange ihrer selbständigen Nationalität allen Werth und innere Bedeutung verloren hatten. Zwar hatte nicht nur das griechisch-römische Religionssystem des herrschenden Volkes sich allerwärts colonisiert und die Altäre des capitolinischen Jupiter rauchten vom Tigris bis zur Nordsee, sondern jenes hatte sich auch die hauptsächlichsten Culte der anderen Völker

---

[1]) Budaeus, de transitu Hellenismi ad Christianismum libri III, Paris 1535. Beugnot, histoire de la destruction du paganisme en Occident, Paris 1835. Chastel, hist. de la destruction du paganisme dans l'empire d'Orient, Paris 1850. Ammon, die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, Leipzig 1836—40, Cap. IX. Tzschirner, der Fall des Heidenthums, Leipzig 1829. Lasaulx, der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter, München 1854. Berger de Xivrey, appréciations historiques II p. 169. Troplong, de l'influence du Christianisme sur le droit civil des Romains, Paris 1843. Schmidt, essai historique sur la société civile dans le monde romain et sur sa transformation par le christianisme, Strassburg 1853.

angeeignet[2]): und wenn sich dieselben auch nicht alle einer solchen Verbreitung wie der Isis- und Mithrascultus erfreuten, so zeugen doch Altäre barbarischer Gottheiten in den einzelnen Provinzen von der Toleranz, deren die Localculte von Seiten der Römer genossen. Aber eben darum waren alle zu gleichgültigen Formen geworden, die man nur um der daran geknüpften volksthümlichen Feste und Lustbarkeiten willen beibehielt. Wie wenig man der Kraft der alten Götter mehr vertraute, zeigt das frühe Erlöschen der Orakel [3]) und die Indifferenz gegen die Namen der Götter beweist, dass man überall nur wieder den einen Begriff göttlicher Hoheit und Macht verehrte, wie er ursprünglich zwar auch allen diesen Volksreligionen zu Grunde gelegen[4]), sich aber allmählich mit der erwachenden Verschiedenheit der Nationalcharaktere in diese Menge polytheistischer Darstellungen gespalten hatte. Alle diese verschiedenen Mythen und Götterformen aber bemühte man sich jetzt wieder gewaltsam auf einen Begriff zurückzuführen und durch Verschmelzung zu vereinfachen. Mochten auch alle diese Versuche noch so unfruchtbar und abenteuerlich ausfallen, indem sie theils in zufälligen Combinationen dichterischer Phantasie tiefe symbolische Bedeutung suchten, theils überhaupt jenen alten einfachen Mythen selbst die Bedeutsamkeit einer religiösen Anschauung unterlegten, wie sie in ihrem eigenen Bedürfnisse lag, so offenbart doch dieses ganze pantheisierende Streben, wie es sich bei Macrobius und den Neuplatonikern zeigt, deutlich die monotheistische transscendentale Richtung der Zeit, welche sich vergeblich abmühte, um in ihrer geschichtlich ererbten Religion Befriedigung zu finden.

---

[2]) Heyne, opusc. VI p. 169.

[3]) Plutarch. περὶ τῶν ἐκλελοιπότων χρηστηρίων. Steph. Morinus diss. octo, Genevae 1683 p. 183. Clasenius, de oraculis gentil. p. 196 ff. Dale, de oraculis p. 425. Lucan. V, 111—114: non ullo saecula dono Nostra carent majore deûm, quam Delphica sedes Quod siluit, postquam reges timuere futura Ac superos vetuere loqui. v. 131: Muto Parnassos hiatu Conticuit pressitque deum etc. Wolff, de novissima oraculorum aetate, Berlin 1854.

[4]) Lange, Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie, Berlin 1825.

Gerade aber wie das Christenthum allen diesen Bedürfnissen genügte, so befriedigte es ferner das moralische Bedürfnis, dem die alte Religion entweder gar nicht oder nur unvollkommen genügt hatte, das aber jetzt um so unverholener hervortrat, je mehr das Verschwinden und die Verschmelzung aller Particularstaaten mit ihren eigenthümlichen Sitten und Rechten den Menschen auf sich als Individuum angewiesen und alle Schranken weggeräumt hatte, welche früher die Nationalität und die öffentliche Stimme dem menschlichen Handeln setzte. So geeignet gerade der Charakter des herrschenden Volkes gewesen war, die äusseren Rechtsverhältnisse des individuellen Lebens nach festen sachgemässen Normen zu ordnen, so rathlos liess er gerade darum den Menschen rücksichtlich der inneren Anforderungen der Sittlichkeit. Und so erspriesslich sich auch diese Trennung des bürgerlichen und sittlichen Rechts für den Fortschritt der Menschheit bewährte, indem nur so der sittliche Werth des Menschen an sich ohne Rücksicht auf seine bürgerliche Stellung erkannt werden und nur so die Forderungen der Moralität auch bei den Völkerschaften Eingang finden konnten, welche ihr bis dahin in öffentlichen sanctionierten Gebräuchen Hohn gesprochen hatten: so fehlte es doch ganz an einer genügenden Gesetzgebung für diese innere Welt des sittlichen Gefühls, die der äusseren rechtlichen entsprochen hätte.

Zwar war die Philosophie vorhanden, und es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass der neuere Stoicismus [5]), der etwa zu dem Christenthum steht wie die Sophisten zu Sokrates, die nämlichen Bedürfnisse wie das Christenthum nicht selten mit den nämlichen Mitteln zu befriedigen suchte. Doch stand einestheils die selbstgefällige Isolierung, zu der er den Menschen aufforderte, mit den Grundlagen der christlichen Moral, Demuth und Liebe, im geraden Widerspruche und anderntheils fehlte selbst den einzelnen Moralgesetzen doch die göttliche Sanction, die dem Stoicismus denselben positiven Charakter wie dem menschlichen Rechte verleihen und ihm dadurch theils auch bei Nichtphilosophen Eingang

---

[5]) Klippel, comment. exhibens doctrinae Stoicorum ethicae atque Christianae comparationem, Göttingen 1823.

verschaffen, theils vor den Bedenklichkeiten des Skepticismus schützen konnte. Die systematische Schärfe, in welcher sich dieser neuerdings wieder bei Sextus Empiricus gezeigt hatte, bewies zur Genüge, dass der menschliche Geist sich ebenso sehr wie die Formen des Staates in sich selbst aufgezehrt hatte und einen neuen Kreislauf nur an eine höhere Offenbarung anknüpfen konnte. Ohnehin war aus jener Philosophie der Geist ihrer Stiftung längst gewichen. Entstanden einstmals aus dem Bestreben des zur individuellen Freiheit und Mündigkeit erwachten Geistes, sich statt der zerbrochenen Form eine andere zu schaffen, konnte sie, die in blosser Form bestand, jenen Geist nicht mehr zurückrufen, als er allmählich verschwand. Und indem sie trotz des Namens der Philosophie zu einem hohlen äusserlichen Dogmatismus heruntersank, konnte sie einer Religion nicht widerstehn, die nicht nur ihre Formen und Dogmen auf eine höhere Auctorität stützte sondern auch ihrem Inhalte nach mit dem herrschenden Geiste auf wunderbare Art zusammentraf [6].

So lange das Leben der Individualität noch mit der Aussenwelt in Opposition gestanden hatte, hatte es in den Augen der Menschen Werth genug gehabt, um der Idee der Freiheit die nämlichen Opfer zu bringen, die sonst der Staat von ihm verlangte. Als aber das öffentliche Leben gleichgültig dagegen wurde und es zur Gewohnheitssache heruntersank, da musste aufs Neue das Bedürfnis nach Anschluss an etwas Allgemeines, an eine Idee, erwachen, und da der Staat nichts derartiges darbot, so war eine Religion nothwendig, die mit voller Anerkennung, ja mit göttlicher Sanction des individuellen Menschenwerthes, wie er sich aus den Fesseln der alterthümlichen Staatsidee herausgerungen hatte, dennoch den Blick auf ein Höheres eröffnete, in dessen Theilnahme eigentlich erst der Mensch seine wahre Würde erlange. Das Weltbürgerthum des Stoikers beruhte nur in sei-

---

[6]) Arnob. adv. gentes II, 6. 75. Tertullian. Apolog. c. 37: hesterni sumus et vestra omnia implevimus, urbes, insulas, castella, municipia, conciliabula, castra ipsa, tribus, decurias, palatium, senatum, forum. Sola vobis reliquimus templa.

nem eigenen Kopfe, war einseitig und ohne Anerkennung Anderer, das Weltreich Roms machte den Menschen gleichfalls einseitig zum unbedingten Diener eines Anderen: nur eine Weltreligion, eine geistige Republik auf Gleichheit Aller vor einander und vor Gott und auf das Gebot wechselseitiger Liebe gegründet, konnte dem sittlichen Bedürfnisse genügen, das sich nun einmal unabhängig von der Aussenwelt selbständig geltend zu machen angefangen hatte. Ebenso nöthig wie im Aeusseren ein Weltstaat als Körper, so war eine Weltreligion als Seele. Hier aber konnte nur das Christenthum einen Vereinigungspunct darbieten, wie ihn die Macht des individuellen Bewusstseins auf der einen, das Gefühl der individuellen Schwäche auf der anderen Seite forderte: die Lehre von der Sündenvergebung für dieses, die Unsterblichkeitslehre für jenes erfüllte mit einem Male alle die Sehnsucht, die sich in dem immermehr überhandnehmenden Gebrauche der Mysterien, den mannigfachsten Büssungen, sowie in dem ganzen Mysticismus der letzten Zeit ausgesprochen hatte. Sie gaben zugleich den Bekennern des Christenthums alle die aufopfernde Kraft, durch welche einst die Republiken des Alterthums ihre Grösse begründet hatten.

So erklärt es sich denn auch, wie das Christenthum, nachdem einmal durch die Verschmelzung der ganzen gebildeten Welt der nämliche Geist und das nämliche Bedürfnis alle Völker durchdrungen hatte, in weniger als drei Jahrhunderten eine solche Ausdehnung erlangen konnte. Aeusserlich beförderte es allerdings auch die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung ihrer Hauptstadt und der öftere Truppenwechsel, durch welchen schon soviele orientalische Religionsgebräuche in den Occident verpflanzt waren und noch verpflanzt wurden: nichts von dem allem aber wurzelte so schnell als das Christenthum, das auf keinen anderen Boden als auf den des menschlichen Gemüthes berechnet war. Den niedrigsten Ständen und insbesondere den Sclaven musste eine Lehre willkommen sein, die für die Zurücksetzungen im Leben durch die Gleichheit in der Gemeinde entschädigte, den Gelehrten und Gebildeten öffnete sie einen neuen Ideenkreis, gab der Phantasie einen neuen Schwung und einen würdigen Gegenstand, der grossen Welt sicherte sie die Be-

ruhigung, die sie bisher in den Sühnungen und Weihungen anderer orientalischer Religionen vergeblich gesucht hatte: namentlich aber war es das weibliche Geschlecht, bei dem das Christenthum durch die Innigkeit und Gemüthlichkeit seiner Lehren Eingang fand und von dem es durch die mütterliche Erziehung den folgenden Generationen mitgetheilt wurde. Wenn es auch nicht geleugnet werden kann, dass (Lucian. de morte Peregr. 11—16) die wechselseitigen Unterstützungen auch manche unwürdige Bekenner in seine Mitte führen mochten, so vermehrten doch auch diese wenigstens die materielle Stärke, durch die es schon zu Trajans Zeiten alle durchgreifenden Verfolgungen unmöglich zu machen schien (Plin. Epp. X, 96, 9). Denn je mehr das Christenthum sich ausbreitete und die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zog, desto mehr war es anfänglich den Verfolgungen ausgesetzt, deren gewöhnlich zehn gezählt werden, die jedoch auch nicht alle aus demselben Gesichtspuncte zu betrachten sind.

Zunächst fallen sie[7]) mit den allgemeinen Massregeln zusammen, welche in der Hauptstadt schon unter den ersten Kaisern (Suet. Tib. 36) gegen das Ueberhandnehmen fremder Culte und namentlich auch des jüdischen genommen wurden, worunter man anfänglich noch das Christenthum mitbegriff. Diese Verfolgungen beruhten nur auf Gründen der städtischen Polizei; man begnügte sich auch ihre Vereine aufzulösen und ihre Zusammenkünfte zu verbieten (Dio C. LX, 6): criminell nahm erst Nero die Sache und zwar auch nur um seinen Stadtbrand zu beschönigen (Tac. A. XV, 44), wobei ihm allerdings auch das Mistrauen und der Hass des Volkes gegen die neue Secte (Suet. Ner. 16) zu Statten kam. Dieser Gegensatz zu der gewöhnlichen Toleranz und Indifferenz der Römer scheint hauptsächlich aus zwei Gründen hervorgegangen zu sein, aus dem Mangel aller äusseren Ceremonien, welcher als etwas Unerhörtes den Verdacht auf desto mehr geheime und frevelhafte Orgien leitete, und aus der Hartnäckigkeit, mit der sich die Christen der Theilnahme an den

---

[7]) Walter, Rechtsgesch. S. 818. Köpke, de statu et condicione Christianorum sub imperatoribus Romanis alterius post Chr. saeculi, Berlin 1828. Bunsen, Hippolytus und seine Zeit, Leipzig 1852—53.

öffentlichen Festen und Ceremonien widersetzten, während die Anhänger anderer Separatculte wenigstens die unblutigen Opfer mitmachten. Durch diese Erscheinung kamen sie theils in den Ruf des gänzlichen Unglaubens und Atheismus und wurden mit den Epikureern in eine Classe gestellt, theils wurde eine Menge von Leuten gegen sie aufgebracht, die bei Ueberhandnahme dieser Neuerungen zu verlieren fürchteten (Apost. Gesch. 19, 24): klagt doch schon Plinius, dass in Bithynien fast kein Opfer mehr gebracht würde. Doch scheint es, dass sie auch Trajanus nur noch unter dem polizeilichen Gesichtspuncte geheimer Gesellschaften (ἑταιρίαι) verfolgte, wenn er auch bei dem immer ernsteren Charakter, den sie annahmen, härtere Strafen bestimmte. Welche Folgen Hadrians sonderbare Misverständnisse über die Christen [8]) hatten, wissen wir nicht; auch das Verhältnis des Marcus Aurelius zur christlichen Gemeinde liegt noch im Dunkel wegen der bestrittenen Echtheit der betreffenden Documente [9]). Septimius Severus verbot nur den weiteren Beitritt (Spartian. 17) und auch dies hob Severus Alexander (Lamprid. 22) wieder auf, so dass es nicht scheint, als habe man bis zu Anfang des dritten Jahrhunderts ihnen eine grössere Bedeutung zugeschrieben als irgend einer anderen Secte [10]). Bald aber gab die Verbreitung und festere innere Organisation der Gemeinden, wodurch sie einen Staat im Staate zu bilden anfiengen, der Sache eine andere Gestalt. So wird es ein offener Krieg des weltlichen Reichs gegen das geistliche: und es richten sich seit Trajanus Decius die Verfolgungen nicht sowol gegen die einzelnen Mitglieder als solche, als vielmehr gegen die Gemeinde und ihre Häupter sowie gegen die Quellenschriftsteller (traditores) des Christenthums. Gegen die Versuche

---

[8]) Illi qui Serapin colunt Christiani sunt et devotissimi Serapi qui se Christi episcopos dicunt, Flav. Vopisc. v. Saturn. 8.

[9]) Eichstädt, exercitatt. Antoninianae, Jena 1821—22.

[10]) Eichstädt, Lucianus num scriptis suis adjuvare religionem Christianam voluerit, Jena 1820. Tzschirner, Graeci et Romani scriptores cur rerum Christianarum raro meminerint, op. acad. p. 283. Baumgarten-Crusius, de scriptoribus saec. post Chr. II, qui novam religionem impugnarunt vel impugnasse creduntur, Meissen 1845.

der Apologeten im zweiten Jahrhundert, das Christenthum mit dem Staate auszusöhnen, trat der finstere Montanismus bei Tertullianus auf, der selbst die unschuldigste Betheiligung am Leben der Gegenwart verbot. Je mehr sich aber die Christen dem gemeinen Wesen entfremdeten und von aller Theilnahme am Interesse des Staates lossagten, je enger sie sich an einander schlossen, desto mehr nahmen die Verfolgungen zu, unter denen die letzte unter Diocletianus [11]) als die heftigste zu betrachten ist. Mit der Zahl der Märtyrer aber wuchs auch die der Bekenner: und nachdem die Sache einmal den politischen Charakter angenommen hatte, so konnte es nicht fehlen, dass sie, sobald sie nur einmal einen Regenten für sich gewann, sofort Staatsreligion wurde.

Insofern kann Constantins Entzweiung mit Galerius und sein Sieg über Maxentius als entscheidend für den Sieg des Christenthums über das Heidenthum betrachtet werden. Selbst zwischen Licinius und Maximinus scheint ein ähnliches Verhältnis stattgefunden zu haben (Lactant. mort. persec. 46): wenn auch Licinius später des Drucks gegen die Christen beschuldigt wird (Euseb. v. Constant. I, 49). Constantinus aber berücksichtigte die Christen nicht bloss in religiöser sondern auch in politischer Hinsicht, wie das seine Aufmerksamkeit gegen die Bischöfe zeigt: die Geistlichkeit erlangte schon unter ihm Exemption von der weltlichen Gerichtsbarkeit in Disciplinarsachen; die Jurisdiction, die sie bisher privatim in ihren Gemeinden — auch in weltlichen Sachen — geübt hatte, wurde officiell bestätigt und sogar für inappellabel erklärt.

§. 77. Letztes geistiges Leben des Alterthums im Gegensatze zum Christenthume mittelst des Platonismus [1]).

Weit länger dauerte der geistige und gelehrte Widerstand, den das sinkende Alterthum dem Christenthume ent-

---

[11]) Oder eigentlich unter Galerius, Gött. gel. Anz. 1848 S. 1760. Die Charakteristik dieser Zeit in Drücks kl. Schr., herausg. v. Conz, Tübingen 1810—12 I, S. 156.

[1]) Tzschirner, de religionis christianae per philosophiam Graecam

gegensetzte, indem es seit dem Anfange des 3. Jahrhunderts auf seine vertrocknete Schulphilosophie zu verzichten und statt ihrer aus dem reichen Schatze seiner Erinnerung eine andere Quelle zu verfolgen anfieng, deren sprudelnder Born mit mehr oder weniger orientalischen Ingredienzen gemischt, den geistigen Durst der Zeit hinlänglich löschen zu können schien. Die platonische Philosophie nämlich wurde, nachdem sie schon im vorhergehenden Jahrhundert einzelnen edleren Geistern Leben in der allgemeinen Dürre gewährt hatte, jetzt noch einmal herrschende Mode und auf die mannigfachste Weise angewendet, um der alternden Literatur noch einmal künstlich die Wärme ihrer Jugendzeit mitzutheilen. Selbst die Schriftsteller, deren Inhalt zu wenig Verwandtschaft mit Platos Geist hatte, um etwas aus demselben auf sich überzutragen, ahmten seinen Stil nach und entlehnten von ihm die Formen der feinen attischen Prosa des familiären Lebens, aus denen sie mit erkünstelter Naivetät ihre Werke zusammensetzten, wie z. B. Alkiphron und Longus u. A. nach dem Vorgange des Lukianos. Die eigentliche Rhetorik verschmolz auch dem Inhalte nach ganz mit der Philosophie und entnahm von dieser nicht nur Aeusserlichkeiten des Ausdrucks und der Darstellung sondern auch Gedanken und ganze Stoffe, wie dies schon unter Septimius Severus bei Maximus von Tyrus und noch häufiger später bei Libanios, Julianus, Themistios, Synesios hervortritt. Auch Philostratos gehört zu ihnen, der obschon uns nicht durch eigentliche Reden bekannt, doch als einer der berühmtesten Sophisten seiner Zeit am Hofe der Kaiserin Julia Domna lebte und sich als solchen auch in dem Stile seiner Schriften zeigt, namentlich aber auch in dem Kampfe des Heidenthumes mit dem Christenthume durch sein Leben des Apollonios von

propagatione, op. acad. p. 329. Braniss, Uebersicht des Entwickelungsgangs der Philosophie in der alten und mittleren Zeit, Breslau 1842, S. 285 ff. Jules Simon, histoire de l'école d'Alexandrie, Paris 1845. Barthélemy-St. Hilaire, Paris 1845. Vacherot, Paris 1846—51. Prat, histoire de l'eclecticisme alexandrin, considéré dans sa lutte avec le christianisme, Paris 1843. Saisset, Rev. des deux mondes VII, p. 782—824. Keil, de causis alieni Platonicorum recentiorum a religione Christiana animi, Leipzig 1785.

Tyana eine Stelle verdient, dessen Zweck in einem heidnischen Wunderthäter des ersten Jahrhunderts dem Stifter der christlichen Gemeinde gleichsam einen Rivalen entgegenzusetzen, nicht zu verkennen ist [2]). Wie der Platonismus auch auf die Theorie der Redekunst einwirkte und ihr statt eines trockenen Schematismus Geist und Leben einhauchte, zeigt Longinos, der berühmte Minister der Zenobia, der freilich überhaupt mehr Philosoph als Redner war, wenn auch die alexandrinischen Neuplatoniker ihn nicht als solchen gelten lassen wollten.

Im Ganzen sieht man allerdings nicht, dass die Theorie der übrigen Wissenschaften etwas aus der platonischen Philosophie geschöpft hätte, obschon uns gerade aus dieser Zeit noch genug griechische und römische Rhetoren und Grammatiker übrig sind. Das Nämliche gilt auch von der Poesie, welche vollständig in den Händen der Grammatiker gewesen zu sein scheint und noch ganz in alexandrinischer Weise in der blossen poetischen Form gesucht wurde, in die man die allerwiderstrebendsten Stoffe, naturgeschichtliche, geographische und medicinische Gegenstände einzwängte, wovon wir noch jetzt in Oppianus und Marcellus Sidetes, Serenus Sammonicus und Olympius Nemesianus Beispiele haben.

Erst im fünften Jahrhundert erwachte durch den symbolisch-orientalistischen Mysticismus wieder ein wahrer Dichtergeist, unter dessen Erzeugnissen namentlich die Hymnen des Proklos und die Dionysiaca des Nonnos zu bemerken sind: durch Nonnos kam auch in metrischer Hinsicht eine ganz neue Form in die epische Poesie [3]).

Unter den Römern zeichnet sich wenigstens als Vorläufer der Neu-Platoniker Apulejus aus (noch vor 200), so seltsam sich auch bei ihm die wolgefällige Schilderung der moralischen und bürgerlichen Versunkenheit seines Zeitalters mit der tiefsinnigsten Schwärmerei vermischt. Die Wärme

---

[2]) Ein ähnliches Motiv lag der Wiederherstellung der wunderbaren Memnonsäule durch Septimius Severus zu Grunde, Weil Berl. Jahrb. 1844, II S. 237.

[3]) Bernhardy, gr. Lit. I, S. 565. 567.

eines lebensvollen und ideenreichen Gemüthes krystallisiert sich bei ihm in den barocksten Gestalten: sein Stil bietet eine ähnliche Mischung der gesuchtsten Archaismen mit der inneren mehr entartenden Volkssprache dar, welche namentlich der africanischen Rednerschule eigen gewesen zu sein scheint und mit ähnlicher geschraubter Dunkelheit und stilistischer Verwerflichkeit in den Schriften der africanischen Kirchenväter Tertullianus und Arnobius so wie noch später des Marcianus Capella wiederkehrt. In den übrigen Theilen des Reiches, wo sich die Rhetorik länger von dem affectierten Tiefsinne der Philosophie rein hielt, namentlich in Gallien, wo ein Hauptsitz der lateinischen Rhetorik war, blieb auch der Stil von Auswüchsen frei, wie z. B. die Panegyriker dieser Zeit zeigen, wenn er gleich auf der anderen Seite die herrschende Gedankenarmuth durch nichtssagende Floskeln zu verhüllen suchen muss. Nur die christlichen Schriftsteller, denen ihr Gegenstand selbst eine grössere Tiefe darbot, wie Minucius Felix und Lactantius, erheben sich trotz der sichtlichen rhetorischen Künstelei doch zu einer ganz erträglichen Fülle und Gediegenheit der Schreibart.

Der alexandrinische Neuplatonismus (S. 178) verdankte seine ersten Grundlagen eigentlich dem Versuche nicht-griechischer Völker, ihre Religionen mit Hilfe der griechischen Philosophie wissenschaftlich zu construieren[4]) und eine ähnliche geistige Assimilierung zwischen sich und den Griechen hervorzubringen, wie sie seit den Ptolemäern bürgerlich in Aegypten bestand: — zugleich eine Schmeichelei gegen ihren Nationalstolz, indem auf solche Art alle griechische Weisheit nur ein Ausfluss ihrer eignen zu sein schien. In philosophischer Hinsicht ist am interessantsten Philo, der unter Caligula lebte und die jüdische Religion auf ähnliche Art wie bald nach ihm sein Landsmann Josephus die jüdische Geschichte in griechisches Gewand zu kleiden suchte.

[4]) Diesem Bestreben verdanken auch die angeblichen Bücher des ägyptischen Hermes Trismegistos ihren Ursprung, welche voll platonischer und pythagorischer Anklänge erst um das 2. Jahrh. n. Chr. geschrieben sind. Baumgarten-Crusius, de librorum Hermeticorum origine et indole, Jena 1827.

Seine Schriften können als die Brücke angesehn werden, durch welche die orientalisch-pantheistischen Begriffe von einer Spaltung der Gottheit in sich und einer Emanation aller Dinge aus ihren Gedanken auf die Neuplatoniker übergiengen [5]). Doch scheint es, dass auch christliche Kirchenväter noch vor Entstehung des Neuplatonismus ähnliche Accommodationen versucht hatten, wie namentlich Justinus Martyr, Tatianus und Clemens von Alexandria als Vorgänger des Origenes zu nennen sind. Ja Ammonios Sakkas wird von Einigen selbst als abtrünniger Christ bezeichnet, wenn auch der Origenes, der unter seinen Schülern genannt wird, von dem berühmten gleichzeitigen christlichen Schriftsteller ohne Zweifel verschieden ist.

Der bedeutendste Schüler des Ammonios und der eigentliche Begründer des systematischen Lehrgebäudes war Plotinos (um 250), von dem sich dann die Reihe der Lehrer ununterbrochen durch Porphyrios, Iamblichos [6]), Syrianos, Proklos, Marinos und einige minder berühmte bis auf Damaskios hinabzieht. Es stand ihre Lehre aber dem Christenthume um so gefährlicher gegenüber, als sich dies System nicht nur durch Anknüpfung an die berühmtesten Religionslehrer der Vorzeit, wie z. B. Zoroaster, ein Ansehn der Heiligkeit gab sondern auch in der That sehr erhabene und würdige Begriffe von der Gottheit und von der Bestimmung des menschlichen Geistes aufstellte, der als ein Ausfluss der göttlichen Vernunft seines reinen Ursprungs würdig leben und sich durch stete Läuterung immer mehr zu seiner Urquelle zurück erheben müsse. Nur das Dogma von der Ewigkeit der Materie [7]) setzte sie mit dem Christenthum in directen Widerspruch und führte dann auch durch seine Unvereinbarkeit mit der hohen Stellung der Gottheit

---

[5]) Oelrichs, comment. de doctrina Platonis de Deo, a Christianis et recentioribus Platonicis varie explicata et corrupta, Marburg 1788. Matter, école d'Alex. (2. Ausg.) I, p. 288.

[6]) Hebenstreit, diss. de Iamblichi philosophi Syri doctrina Christianae religioni quam imitari studet noxia, Leipzig 1764.

[7]) Anklänge davon kommen auch bei Christen vor, wie bei Clemens Alex., Phot. 109, dagegen Hierokles Phot. 214 p. 172; 251 p. 460.

den ganzen künstlichen Mysticismus herbei, der sie namentlich für die grosse Menge ganz unverständlich machte. Doch erhielt sie sich in Alexandrien bis auf Justinianus, der zuerst die sämmtlichen Schulen griechischer Weisheit und Literatur schloss und damit auch dem geistigen Leben des Heidenthums ein Ende machte.

§. 78. Das römische Reich unter den christlichen Kaisern bis Theodosius [1]).

Doch lässt sich bei alledem nicht verkennen, dass das untergehende Heidenthum noch manche schöne Erscheinung im Gegensatze mit der Entartung darbietet, der das Christenthum eben in Folge seines Sieges nur zu bald im erwachenden Parteienkampfe anheimfiel, so dass es auf die Literatur nicht den Einfluss übte, der mit seinem politischen Wachsthum Hand in Hand gienge. Wol fehlte es auch ihm fortwährend nicht an Männern, die mit Geist und Tiefe die neue Wahrheit in das Gewand der Zeitgeschichte und die Form der überlieferten Poesie und Rhetorik kleideten, unter denen als Dichter vor allem Prudentius, als Prosaiker Augustinus zu nennen ist. Was dagegen die ausgezeichneten Profanschriftsteller des vierten Jahrhunderts betrifft, so ist es von den wenigsten sicher, dass sie Christen waren; von vielen ist sogar das Gegentheil gewis und es scheint in der That, dass gerade das Bewusstsein, die letzten Trümmer einer verschwundenen Grösse zu sein, sie in Stil und Geist über ihre Zeit erhob und ihnen einen Schwung gab, der einer anderen Zeit würdig gewesen wäre, so wenig man ihnen auch gerade darum das gesuchte imitatorische Gepräge absprechen kann. So stellt sich unter den Römern Ammianus Marcellinus als Nachahmer des Tacitus, Symmachus als Nachahmer des jüngeren Plinius dar; am originellsten aber und eine wahre Wundererscheinung zu Anfang des fünf-

---

[1]) Ueber die Ursachen der Auflösung des Reiches Lehuërou, hist. des institutions mérovingiennes, Paris 1841 p. 120. Münch. gel. Anz. 1842 II S. 668. Die Provinzen des Reiches, Mommsen, Abhandl. d. Leipz. Ges. d. Wiss. II, S. 257.

ten Jahrhunderts ist der Epiker Claudianus, der in Sprache und Darstellung mit den besten Dichtern seiner Nation wetteifert, indem mit der vollendeten Form eine wirkliche Begeisterung verbunden ist. Auch Rutilius Namantianus ist in seiner Form und Darstellung anmuthig, wenn auch der Gegenstand seines Itinerarium von minderem Belang ist. Ausonius, wahrscheinlich ein Christ, trägt in Prosa und Poesie noch ganz das Gepräge der nüchternen gallischen Rhetorik, die erst später (gegen Ende des 5. Jahrh.) in das andere Extrem des gesuchtesten Schwulstes übergeht, wie wir es bei Sidonius Apollinaris finden.

Unter den Griechen sind besonders Libanios, der letzte beredte Verfechter des Heidenthums, und Synesios zu bemerken, der später selbst noch als christlicher Bischof dem Platonismus anhieng und in der Rede „über das Königthum" an Arcadius ein merkwürdiges Beispiel von philosophischer Freimüthigkeit gibt, womit Themistios, obgleich auch heidnischer Philosoph, sehr widerlich contrastiert. Wie wenig eigentliche Lebenskraft freilich trotzdem dem sinkenden Alterthume einwohnte, zeigt vor allem Julians [2]) Beispiel, der in seinem vergeblichen Bestreben, Plato, Symmachos und Lukianos nachzuahmen, nur als ein trauriges Zeichen der geistigen Ohnmacht seiner Zeit dasteht. Als Philosoph noch unpraktischer und tactloser als Marcus Aurelius vermehrt er durch den rhetorischen Prunk, mit welchem er nach der Richtung dieser Zeit die Philosophie umgibt, nur die Leerheit und Aeusserlichkeit seines Strebens und erscheint so in literarischer Hinsicht ebenso verunglückt wie in politischer durch den ephemeren Versuch zur Restauration der alten Culte. Als Mensch und Charakter dagegen stellt er sich trotz seines Abfalles weit grösser und edler dar als Constantins Söhne, welche ihr Christenthum nicht nur durch Intoleranz, die in

²) Scheler, de Juliani apostatae ea vitae parte, quae praecessit imperium, Wien 1839. Neander, über den Kaiser Julianus, Leipzig 1812. Schulze, de Juliani philosophia et moribus, Stralsund 1839. Teuffel, de Juliano imperatore christianismi persecutore atque osore, Tübingen 1844, der Kaiser Julian und seine Beurtheiler, Schmidts Zeitschr. 1846, V S. 405.

jener Zeit vielleicht noch am ersten an ihrer Stelle war, sondern auch durch die niedrigsten Leidenschaften schändeten.

Zunächst waren Constantins Nachfolger seine drei Söhne: Constantinus, Constantius und Constans. Dem ersten war Gallien, dem zweiten der Orient, dem dritten Italien bestimmt: Illyricum sollte ihr Vetter Dalmatius als Caesar und Mitregent erhalten. Diesen aber liess Constantius gleich nach dem Tode des Vaters nebst den meisten übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie ermorden und eröffnete so das Drama, das aufs Neue die Entartung eines am Hofe aufgewachsenen Geschlechtes beurkundete. Zuerst ward Constantinus im Kriege mit seinem Bruder Constans (340) bei Aquileja erschlagen, dann Constans selbst (350) von dem gallischen Usurpator Magnentius entthront, den Constantius erst im J. 353 überwand. Constantius Gallus, den Constantius (351) als Caesar angenommen hatte, wurde im J. 354 von ihm selbst ermordet und so blieb von dem ganzen kaiserlichen Hause niemand mehr übrig als Julianus, den Constantius zum Caesar ernannte und während er selbst in den Orient gegen die Perser zog, zum Schutze Galliens zurückliess. Die glänzenden Kriegsthaten [3]), die er hier ausführte, im Gegensatze zu der Schmach, die Constantius im Oriente auf sich zog, bewirkten dass er (360) vom Heere zum Augustus ausgerufen wurde: der Tod des Constantius (361) ersparte ihm einen Bürgerkrieg. Aber auch Julianus konnte die Alleinherrschaft nur zwei Jahre lang geniessen: schon im J. 363 ereilte ihn auf dem Feldzuge gegen die Perser [4]) der Tod, vielleicht durch die Hand eines Christen, als Opfer des Hasses, den er durch seine Massregeln gegen die neue Staatsreligion auf sich geladen hatte. Nach seinem Tode wurde Alles, was er zur Wiederbefestigung des Heidenthums gethan hatte, rückgängig: die Streitigkeiten der Christen unter sich selbst aber, die sogar die beiden kaiserlichen Brüder Valentinianus und Valens entzweiten, schützten einstweilen die Heiden vor weiteren Beschränkungen, als sie be-

---

[3]) Thierry, hist. de la Gaule III, p. 308.

[4]) Jaehne, de Juliani Augusti in Asia rebus gestis usque ad bellum Persicum, Bautzen 1840.

reits von Constantinus und dessen Söhnen erlitten hatten: ja es scheint, als ob die Arianer unter Valens sich der Heiden selbst gegen ihre orthodoxen Gegner bedienten. Erst als nach Valens Tode, der (378) im Kampfe gegen die Gothen fiel, Valentinians Nachfolger Gratianus den Theodosius zum Mitregenten angenommen hatte, wurden entscheidendere Massregeln ergriffen, um so mehr da der einflussreiche Bischof von Mailand Ambrosius einen ebenso beredten Vertheidiger des Christenthums abgab, als ihn das Heidenthum an Symmachus [5]) hatte.

Der triumphierende Einzug von Theodosius [6]) und Valentinianus II in Rom nach dem Siege über Gratians Mörder Magnus Maximus gab auch in der alten Welthauptstadt selbst dem heidnischen Cultus den Todesstoss. Der Jupitercult in Rom wurde abgeschafft und eine Reihe von Gesetzen folgte, die den Sieg des Christenthums vollendeten [7]). Zwar gelang es noch einmal dem Senate vorübergehend die Rückkehr der alten Gebräuche zu erhalten, als der Franke Arbogast Valentinianus II (392) ermordet und Eugenius auf den Thron erhoben hatte. Aber die Rache folgte schnell: als der neue Kaiser den siegreichen Waffen des Theodosius unterlegen war, gieng das Heidenthum zu Grabe, indem von nun an alle, selbst die geringsten und unblutigen Opfer bei schwerer Strafe verboten wurden.

---

[5]) Morin, études sur Symmaque ou Recherches biographiques et chronologiques sur la seconde moitié du quatrième siècle, Paris 1847.

[6]) P. E. Müller, comment. hist. de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani, Kopenhagen 1797 u. Göttingen 1798. Stuffken, dissertatio de Theodosii Magni in rem Christianam meritis, Leyden 1828. Letronne, du paganisme après l'édit de Théodose in Inscript. de l'Egypte II, p. 205. Thierry, Stilicon ou le monde romain à la fin du quatrième siècle, Institut 1850 N. 179 p. 105.

[7]) Rüdiger, de statu et condicione paganorum sub imperatoribus christianis post Constantinum, Breslau 1825. Rein, Criminalrecht S. 892.

Druckfehler.

I. S. 19 Z. 9 st. negativen l. vegetativen
— 25 —18 st. der l. den
— 59 —12 st. was l. die
— 64 — 2 v.u. st. der Hellenen l. der Helena
— 76 — 6 — st. Phleygern l. Phlegyern
—117 — 6 — st. archilogische l. archilochische
—131 — 8 — st. Poesie l. Prosa
—149 —12 — st. 447 l. 470
—175 — 5 — st. die Sokratiker l. die unmittelbaren Sokratiker
—232 —11 l. ἠλληγόρησεν
—236 —14 v.u. l. Erasistratos
II. —102 Anm. Z. 3 l. Brillowski.

Druck der Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.

VERLAG
von
VANDENHOECK & RUPRECHT in Götting

Bibliotheca philologica oder geordnete Uebersicht aller auf dem Gebiete der classischen Alterthumskunde wie der ältern und neuern Sprachwissenschaft in Deutschland und dem Auslande neu erschienenen Bücher, herausgeg. von Dr. Gustav Schmidt. **10.** Jahrgang. 1. Heft. Die literarischen Erscheinungen des Jahres 1857. 1. Semester. 3½ Bogen. gr. 8. geh. 4 Sgr.
Wird fortgesetzt. Die früheren Jahrgänge sind mit Ausnahme zweier Hefte (1850. 1s u. 1852. 2s) noch käuflich zu haben.

Ueber den Kunstsinn der Römer und deren Stellung in der Geschichte der alten Kunst von Dr. Karl Friedrich Hermann. gr. 8. geh. 15 Sgr.
(NB. Die letzte Arbeit des grossen Gelehrten.)

Ueber die Studien der griechischen Künstler von demselben. gr. 8. geh. 12½ Sgr.

Sechs akademische Reden von demselben. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Die Oskische Inschrift der Tabula Bantina und die Römischen Volksgerichte. Eine sprachlich-antiquarische Abhandlung v. Prof. Dr. L. Lange zu Prag. 6 Bogen. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Das System des Apollonios Dyskolos dargestellt von demselben. 3 Bogen. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Hygini Gromatici liber de munitionibus castrorum. Textum et codicibus constituit, prolegomena, commentarium, tabulas II. indicem adjecit Dr. Chr. Conr. Ludw. Lange. gr. 8. n. 1⅓ Rthl.

Verhandlungen der 13ten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner u. Orientalisten zu Göttingen im Herbst 1852. 24 Bog. gr. 4. geh. n. 1 Rthl. 20 Sgr.

Leben des M. T. Cicero von C. A. F. Brückner, weil. Prorector am Gymnasio zu Schweidnitz. 1r Theil. Das bürgerliche und Privatleben des Cicero. 54 Bogen. gr. 8. geh. n. 4 Rthl.

Leben, Werke u. Zeitalter des Thukydides, mit einer Einleitung zur Aesthetik der historischen Kunst, von W. Roscher, Prof. in Leipzig. gr. 8. 2 Rthl. 20 Sgr.

[illegible]e allmälige Entstehung der [illegible]nge der Ilias aus Unterschieden im [illegible]uch der Präpositionen nachgewiesen [illegible] Bernhard Gieseke. 11 Bogen. [illegible] 25 Sgr.

Aeschyli Choephori. Ad optim[illegible] librorum fidem recensuit, annotat[illegible] et scholiasta instruxit F. Bamb[illegible] 8. maj. 25 Sgr.

Corpus Paroemiographor[um] Graecorum, ediderunt E. L. a Le[illegible] et F. G. Schneidewin (Professore[illegible] tingenses). Tom. I. Zenobius. Diogen[illegible] Plutarchus. Gregorius Cyprius. Ap[illegible] proverbiorum. 8. maj. 2 Rthl. 20 S[gr.]

Delectus poesis Graecorum [illegible] giacae, iambicae, melicae, edidit [illegible] Schneidewin. Sect. I. poetae ele[illegible] 8. maj. 20 Sgr. Sect. II. et III. p[illegible] iambici et melici. 25 Sgr.

Heraclidis politiarum, quae [illegible] tant. Recensuit et commentariis inst[illegible] F. G. Schneidewin. 8. maj. 1 Rt[hl.]

Die Homerischen Hymnen [illegible] Apollon, von F. G. Schneidewin. [illegible] 12½ Sgr.

Incerti Auctoris de figuris [illegible] schematibus versus heroici. Editioner[illegible] Germania principem curavit F. G. Sch[illegible]dewin. gr. 8. geh. 15 Sgr.

De Graecae linguae dialect[is] scripsit H. L. Ahrens (Gymnasii Han[illegible] Director). 2 voll. 8. maj. 4 Rthl.
Liber I. de dialectis Aeolicis et pseud[illegible]licis. 1 Rthl. 10 Sgr.
Liber II. de dialecto Dorica. 2 Rthl. 20 [illegible]

Theatergebäude und Denkmäl[er] des Bühnenwesens bei den Griechen [illegible] Römern, von Friedr. Wieseler, P[illegible] in Göttingen. 30 Bogen Text und 14 [illegible]pfertafeln in gr. Folio. n. 3 Rthl. 20 S[gr.]

Das Satyrspiel, nach Ma[illegible]gu[illegible] eines Vasenbildes dargestellt von de[m]selben. gr. 8. geh. 1 Rthl.

Ueber die Thymele des griech[i]schen Theaters. Eine archäologische [Ab]handlung v. demselben. gr. 8. 12½ [illegible]

Ueber Cicero's Academ[illegible] v. [illegible] Dr. Aug. Bernh. Krische. [illegible] 1⅓ [illegible]

Ueber Platon's Phaed[rus] [illegible] de[m]selben. gr. 8. 20 Sgr.

[U]niversitätsbuchdruckerei von E. A. HUTH in Göttingen.

